Literaturgeschichte

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Hermann Hettner.

In zwei Theilen.

Dritter Theil.

Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Erstes Buch.

Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen, 1648 — 1740.

Vierte verbesserte Auflage.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1893.

Ankündigung.

Hermann Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts erscheint hiermit in neuer Auflage. Sie ist nach dem Tode des Verfassers von hervorragenden Fachmännern, Professor Brandl für die englische, Professor Morf für die französische, Dr. Harnack für die deutsche Literaturgeschichte, bearbeitet worden; sie enthält demnach die Ergebnisse der neueren Forschung, aber der Plan und die Eigenart des Buches, die Auffassungen und Urtheile sind der Bestimmung des Verfassers gemäß unverändert geblieben.

Hettner's Literaturgeschichte ist wesentlich eine Geschichte der großen Aufklärungskämpfe. Sie ist nicht bloß eine Geschichte der schönen Literatur, sondern des gesammten geistigen Lebens. Voran stehen die bedeutsamsten politischen und religiösen Entwicklungsphasen, darauf folgt die Rückwirkung und Abspiegelung derselben in Wissenschaft, Kunst und Dichtung.

Ueber Plan und Gliederung sagt der Verfasser in der dem ersten Theil vorangeschickten Einleitung: „Weil die Literatur der Aufklärung nicht ausschließlich diesem oder jenem Volk zufällt, sondern nach einer bekannten Bezeichnung Goethe's durchaus Weltliteratur ist, so kann eine Geschichte der Aufklärung nur eine allgemeine, d. h. eine die Wirkungen und Gegenwirkungen aller abendländischen Völker in gleicher Weise umfassende Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts sein. Und umgekehrt ist eine solche allgemeine Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts in ihrem innersten Wesen durchaus Geschichte der Aufklärung.“ „Der Gang der Darstellung ergiebt sich aus der Sache selbst. Der Ausgangspunkt ist die englische Literatur; denn dort liegen in dem Aufblühen der Naturwissenschaften, in der Erfahrungsphilosophie und im Deismus die ersten selbständigen Aeußerungen des neuen Geistes. Der erste Theil enthält daher die Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis zu der Zeit, in welcher die englischen Aufklärungsideen ihren Weg nach Frankreich finden und Voltaire, Montesquieu, Rousseau und die Encyklopädisten den englischen Schriftstellern den Rang ablaufen. Der zweite Theil stellt die Entwicklung dieser neuen französischen Literatur dar und deren umgestaltenden Einfluß auf das Leben und die Bildung aller übrigen Völker, der dritte Theil die deutsche Literatur in ihrer Wechselwirkung mit der französischen und englischen.“

Der dritte Theil zerfällt seinerseits wieder in drei selbständige Bücher. Das erste Buch schildert die Anfänge des neuen deutschen Geisteslebens von dem westfälischen Frieden bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, d. h. das Zeitalter der Thomasius, Leibniz, Wolff, Gottsched. Das zweite Buch schildert das Zeitalter Friedrichs des Großen, den Sieg des Rationalismus und der Popularphilosophie, und die geschichtliche Stellung Klopstock's, Wieland's, Lessing's und Winkelmann's. Das dritte Buch schildert die Glanzzeit der deutschen Literatur, Kant, Herder, Goethe und Schiller und deren Zeitgenossen. Es ist eine Geschichte unseres klassischen Zeitalters von seinem ersten Werden bis zum vollendeten Abschluß.

Das Werk erscheint in folgenden, auch einzeln für sich verkäuflichen Theilen resp. Abtheilungen:

Erster Theil: Die englische Literatur von 1660 bis 1770. Fünfte verbesserte Auflage.

Zweiter Theil: Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Fünfte verbesserte Auflage.

Dritter Theil: Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Erstes Buch: Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen, 1648 bis 1740. Vierte verbesserte Auflage.

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Vierte verbesserte Auflage.

Drittes Buch: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Vierte verbesserte Auflage.

Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode.

Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität.

Braunschweig, im April 1893.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Literaturgeschichte

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Hermann Hettner.

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Erstes Buch.

Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen, 1648 — 1740.

Vierte verbesserte Auflage.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1893.

Geschichte

der

deutschen Literatur

im

achtzehnten Jahrhundert.

Von

Hermann Hettner.

Erstes Buch.

Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen, 1648 – 1740.

Vierte verbesserte Auflage.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1893.

Vorrede.

Nicht ohne Bedenken übergebe ich den ersten Band von Hettner's Deutscher Literaturgeschichte hiermit wieder der Oeffentlichkeit, nachdem durch Herrn Professor Erich Schmidt mir von der Familie des Verewigten der ehrenvolle Auftrag zur Vorbereitung der neuen Auflage zu Theil geworden. Die Schwierigkeit, mit fremder Hand an ein Werk so bestimmter Eigenart zu rühren, bedarf keiner Auseinandersetzung. Sie wäre noch größer gewesen, wenn nicht die ~~eine~~ Bestimmung des Verfassers die Aufgabe dahin begrenzt hätte, nur Ergebnisse neuerer Forschung in das möglichst unveränderte Werk einzufügen. Freilich konnte diese Einfügung nicht in so äußerlicher Art geschehen, daß ein Widerspruch zwischen dem Alten und dem Neuen eingetreten wäre. Und schlimm stünde es um die Forschung, wenn sie bei fortschreitender Untersuchung der Thatsachen nicht auch manches berichtigte und geklärte Urtheil erzielt hätte, das nicht unbeachtet bleiben durfte. Im Ganzen habe ich mehr für meine Aufgabe gehalten, das Buch in den eigentlich literarhistorischen Partien, die ihm in erster Linie die selbständige Stellung in der Wissenschaft sichern, ~~mehr~~ dem heutigen Stande derselben anzupassen, als in den zahlreichen,

darüber hinausgreifenden Abschnitten, welche verwandte geistige Bewegungen charakterisiren, den Hintergrund und die Gesammtstimmung schaffen, und in denen die individuellen Conceptionen und Urtheile des Verfassers den Grundton bilden müssen.

Trotz mancher Zusätze ist es durch bedeutend compresseren Druck gelungen, den Umfang des Bandes zu vermindern. Hierbei hat auch mitgewirkt, daß ich die in den Text eingefügten literarischen Verweisungen beschränkt habe. Diese störten nicht selten die Lesbarkeit, und konnten nach der ganzen Anlage des Werkes doch nicht eine durchgängige Begründung geben, die auch Hettner augenscheinlich nicht beabsichtigt hatte. Bei wörtlichen Anführungen habe ich sie in der Regel beibehalten; ebenso wo auf seltenere Schriften verwiesen ist, deren Heranzug an sich ein Verdienst des Buches bildet, oder wo eine ausdrückliche Polemik durch sie gestützt wird. Auch dann habe ich gesucht, sie aus der unterbrechenden Parenthese in den Text hineinzuziehen und dem Hinweis die Kürze zu geben, welche dem Fachmann zur Orientirung noch genügt.

Verdienst und Bedeutung des Hettner'schen Buches aber sind mir am meisten an den zahlreichen Stellen deutlich geworden, die ich ändern durfte, weil herrschende Irrthümer in ihnen bekämpft wurden, die heutzutage nicht mehr herrschen. Daß sie es nicht mehr thun, dazu hat Hettner's Literaturgeschichte entscheidend mitgewirkt.

Es liegt mir noch ob, dem Herrn Director der Münchener Staatsbibliothek Dr. Laubmann meinen auf-

richtigsten Dank für das weitgehende Entgegenkommen auszusprechen, mit dem er meine Arbeit während meines Aufenthaltes in München gefördert hat. Von den seltenen älteren Schriften, welche die ersten Abschnitte des Buches anführen, konnte ich einen großen Theil in der Berliner Königlichen Bibliothek vergleichen. Die hiesige Nationalbibliothek Vittorio Emanuele war mir jederzeit in liberalster Weise zugänglich. Auch diesen beiden Verwaltungen sei hiermit der beste Dank gesagt.

Bei der Lesung der Correcturen hat Herr Dr. Alfred Hettner sich freundlichst betheiligt.

Wie früher soll auch diesmal ein Register über das gesammte Werk nach Vollendung der neuen Auflage beigefügt werden.

Rom, im December 1892.

O. Harnack.

Inhaltsverzeichniß.

Dritter Theil.

Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Einleitung.

Erstes Buch.

Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen, 1648 — 1740.

Erster Abschnitt.

1648 — 1720.

Zweiter Abschnitt.

1720 — 1740.

Einleitung.

Rückblick auf die deutsche Bildung des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Lessing sagt in einer seiner unvergleichlichen theologischen Streitschriften: „Luther, Du hast uns aus dem Joch der Tradition erlöst; wer erlöst uns von dem unerträglicheren Joch des Buchstabens?“

Und eine andere berühmte Stelle Lessing's in den Literaturbriefen lautet: „Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte; seine vermeintlichen Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen. Er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französirenden; ohne zu unterscheiden, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. Er hätte aus unseren alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich absehen können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen.“

Mit diesen Sätzen ist der Kern und die treibende Kraft der großen deutschen Geisteskämpfe des achtzehnten Jahrhunderts treffend bezeichnet.

Wissenschaftlich ist das achtzehnte Jahrhundert das Zeitalter der deutschen Aufklärung, die Befreiung vom Buchstaben oder, um mit Kant zu reden, der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit; künstlerisch ist es die Erstrebung einer

eigenen selbständigen Kunst und Dichtung, die Eroberung eines idealen und doch volksthümlichen Stils, dessen Verwirklichung sich zuerst in Lessing und sodann in seiner höchsten Vollendung in der schönen und freien Dichtung Goethe's und Schiller's darstellt.

Es ist daher, wenigstens für Deutschland, ein durchaus richtiger Ausdruck, wenn man das achtzehnte Jahrhundert die bewußte Wiederaufnahme und Fortbildung der in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gewaltthätig und vorzeitig abgebrochenen großen Reformationsideen genannt hat.

Jene jähe Verkümmerung, welche die deutsche Reformation bald nach ihrem ersten ruhmvollen Aufschwung erlitten hatte, ist eine der traurigsten Wendungen der an traurigen Wechselfällen so reichen deutschen Geschichte. Wie mächtig und leuchtend war für Deutschland ein neuer Tag aufgegangen, und wie schnell und kläglich waren alle schönsten Hoffnungen gescheitert! Es enthüllt sich eine tiefe weltgeschichtliche Tragödie, wenn nach dem Zeugniß Melanchthon's (Corp. Reform. IV, 882) Luther kurz vor seinem Tode den Wunsch aussprach, daß seine Familie mit ihm zugleich sterben möge; „denn er sehe eine so endlose Verwirrung Deutschlands voraus, daß für brave Leute und ordentliche Studien ferner keine sichere Stätte sei.“ Deutschland, das durch seine welterlösende That so eben noch ganz Europa erschüttert und geläutert hatte, versank rasch und unaufhaltsam, und ward nicht bloß in seiner politischen Machtstellung, sondern auch in seiner geistigen Bildung die Beute und der Hohn der Fremden.

Viel hatte die ausschließlich theologische Natur der Reformation selbst und der zornmüthige Starrsinn Luther's verschuldet. Jedoch die Grundursache des verderblichen Rückschlags lag in Deutschlands politischem Unglück.

Kurfürst Friedrich der Weise hatte im Jahre 1519 die angebotene Kaiserkrone von sich gewiesen; altersmüde meinte er sich der sturmvollen Aufgabe nicht gewachsen. Wer mag sagen, was Deutschland geworden wäre, hätte es einen Kaiser gehabt, der sich begeistert an die Spitze der neuen Bewegung und der erstarkten

Volkskraft stellte! Einem einsichtigen und kühnen deutschen Fürsten wäre es sicher gelungen, die wild brausenden Wogen des jungen ungezügelten Freiheitsgefühls zu beschwichtigen und für die geistige und leibliche Wohlfahrt Deutschlands nutzbar zu machen; getragen von der thatkräftigen Hingebung des aufstrebenden Volkes hätte er leichter als zu irgend einer anderen Zeit das zerbröckelnde Reich wieder zu fester Einheit zusammengeschlossen. Aber die zähe, undeutsche, rein persönliche Politik Karl's V. hatte ihren Schwerpunkt in Spanien und Italien, und trat darum der deutschen Kirchenreform und dem aufflammenden Nationalsinn naturgemäß mit unbeugsamer Erbitterung entgegen. Zwar war der Kampf des Kaisers schließlich fruchtlos. Dem siegreichen schmalkaldischen Krieg folgte des Kaisers Flucht und der Passauer Vertrag. Der Mönch von St. Just hatte seinen Klosterbrüdern von schweren Enttäuschungen, Verräthereien und Niederlagen zu erzählen. Doch die Wunden, welche Deutschland in diesem Kampf davongetragen, waren noch unendlich verhängnißvoller und sind im Grund bis auf den heutigen Tag nicht vernarbt. Das deutsche Volksleben war in seiner innersten Wurzel ergriffen, und die ohnehin losen Bande der alten Reichsverfassung hatten sich vollends bis zur fast gänzlichen Unabhängigkeit der einzelnen Landeshoheiten gelockert. Weil die Reformatoren, dem Kaiser gegenüber, das Gedeihen ihrer guten Sache lediglich von der Gunst und Ungunst der Fürsten abhängig wußten, hatten sie mit Verleugnung ihres volksthümlichen Ursprungs das Gewicht ihres Einflusses mit scharf betonter Absichtlichkeit auf die Stärkung der fürstlichen Gewalt geworfen und durch ihre schroff bethätigte Lehre vom unbedingten Gehorsam, nach welcher ein Christ ganz und gar Passivus sei, der in der Welt nur leiden und sich an dem Schatze im Himmel genügen lassen solle, dem Emporkommen des fürstlichen Absolutismus höchst wirksam in die Hände gearbeitet. Und weil die protestantischen Fürsten im Kaiser ihren gefährlichsten Feind sahen, hatten sie in gerechtfertigter, aber offener Empörung diesem gegenübergestanden und nothgedrängt den Beistand Heinrich's II. von Frankreich um den schmachvollen Preis angerufen, daß dieser

als „Reichsvicar“ Metz, Toul, Verdün und Cambrai in Besitz nehme. Seitdem war landesverrätherischen Bündnissen Thor und Thüre geöffnet, und keine wichtige deutsche Angelegenheit wurde mehr entschieden ohne die raubsüchtige Einmischung auswärtiger Mächte.

Der tiefe Schmerz um das verfallene Vaterland zehrte an allen edlen Gemüthern. Namentlich die Briefe Melanchthon's bekunden, wie gramvoll Melanchthon später die aus den Stürmen der Bauernkriege erwachsene absolutistische Richtung der Reformatoren bereute, und wie er fortan alles Heil der Kirche und Sitte einzig an die Fortdauer der freien Reichsstädte knüpfte. Und noch trüber wurde der Blick, wenn er sich von dem Verlust der inneren Freiheit zu den Gefahren wandte, welche von außen drohten. Schon im Jahre 1542 schrieb Melanchthon (Corp. Reform. IV, 753) an Veit Dietrich: „Die Feigheit, Zwietracht, Habsucht und Treulosigkeit unserer Fürsten ist so arg, daß Pläne für eine gemeinsame Vertheidigung kaum gefaßt werden können; wie Thyestes in der Tragödie den Sturz des Hauses wünscht und den eigenen Untergang verschmerzt, wenn nur der Bruder untergehe, so sehe ich auch unsere Pelopiden von derselben Leidenschaft beherrscht.“ Erfahrungsreicher und darum nur um so schmerzlicher kehrt dieselbe Klage in dem jüngeren Geschlecht wieder, das die traurige Frucht der im schmalkaldischen Kriege gelegten Keime schon thatsächlich gekostet hatte. Lazarus von Schwendi bricht im Jahre 1574 in dem „Bedenken an Kaiser Max II. von Regierung des deutschen Reichs und Freistellung der Religion“ (vgl. Perthes: Das deutsche Staatsleben. 1845. S. 227) in die tiefempfundenen Worte aus: „Wenn die Ding einmal zur Thätlichkeit und innerlichen Kriegen gerathen, was für ein jämmerliches Wesen würde daraus erfolgen und wie würden die fremden Nationen Oel in das Feuer gießen, damit wir einander selber aufnützen und letzlich ihnen und dem Türken, der solche Gelegenheit auch nicht verschlafen würde, in die Hände kommen. Die Dinge haben desto mehr Gefahr auf sich, weil man beiderseits dermaßen im Reich gefaßt ist, daß ein Theil den anderen würd austilgen mögen und daß, wenn der eine Theil fremder

Hülf und Anhang wird brauchen, der andere Theil nicht weniger dazu wird bedacht sein.“ Wer aber vermochte das rollende Rad zu hemmen?

Unter der Schmach dieser entsetzlichen politischen Zustände hatte sich der deutsche Volksgeist ganz ausschließlich auf das religiöse und kirchliche Leben zurückgezogen; um so störrischer und ungebärdiger, je heftiger und erregter noch die innere Leidenschaftlichkeit von den gewaltsamen Erschütterungen der Reformation in allen Volksschichten fortklang.

Es ist das nicht beneidenswerthe Geschäft der Kirchengeschichte, den Jammer dieser Religionshändel näher auszumalen. Die folgenschwere Spaltung zwischen Lutheranern und Reformirten war mit jedem Tage nur immer schroffer geworden. Luther hatte in seiner herben Weise die reformirte Lehre eine teuflische und lügenhafte genannt; also glaubte der Lutheraner seine Seele gefährdet, wenn er irgend Gemeinschaft hege mit jenen Verlorenen. „Gottes Wort und Lutheri Schrift Sind des Papstes und Calvini Gift“ lautet ein Spruch jener Tage. Und sogar innerhalb der lutherischen Kirche selbst wüthete derselbe gehässige Hader. Es erhob sich das tiefe Zerwürfniß zwischen dem blutgierigen Fanatiker Flacius und dem milden Melanchthon. Das strenge Lutherthum erfocht den finsteren Sieg der Concordienformel, deren düstere Spitzfindigkeit und Verdammungssucht nichts als ein neues Papstthum war, doch ohne dessen innere Folgerichtigkeit und sinnliche Schönheit. Von der Kanzel drangen diese wilden Streitigkeiten in die Gemeinde und lösten alle Bande der bürgerlichen Eintracht. Inzwischen aber fluthete auch in Deutschland die katholische Gegenströmung immer höher und höher, und verübte in Oestreich, Baiern und in den geistlichen Fürstenthümern die schreiendsten Gewaltthaten.

Mit einem schneidenden Epigramm sagt Karl Adolf Menzel in der Vorrede zum vierten Band seiner Neueren deutschen Geschichte: „Zu derselben Zeit, da die Engländer, Franzosen und Niederländer um bürgerliche Freiheit, um Volksthum und Staatsthum kämpften, regte sich im Deutschen Haß und Begeisterung nur,

wo es sich um Sieg oder Niederlage seiner Kirchenpartei handelte.“ Es ist die trostlose Versunkenheit des alten Byzanz.

Nur dürftig und vereinsamt, ganz abseits der herrschenden Kreise, keimten einzelne Gegensätze, welche trostreich bezeugen, daß der lechzende Erkenntnißtrieb freieren Denkens und das Bedürfniß tieferer Innerlichkeit trotz aller Störung und Verfolgung ununterdrückbar fortflammte. F. W. Genthe hat in einer vortrefflichen Untersuchung über das berüchtigte Buch „De impostura religionum breve compendium seu liber de tribus impostoribus“ (Leipzig 1833. S. 7) mit höchster Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß dasselbe in die Jahre 1556 bis 1560 fällt, und daß sein Verfasser ein Deutscher war. Der deutsche Ursprung wird zur Gewißheit, wenn man die Schreibart betrachtet, die in den Worten lateinisch, in den Redewendungen aber durchaus deutsch gedacht ist. Man kann dieses merkwürdige Buch nicht ohne Ueberraschung lesen. Aufgeschreckt durch die geistlose Rechthaberei des ihn rings umwogenden Pfaffengezänks schreitet hier ein rücksichtsloser Denker bereits bis zur völligen Verneinung aller Offenbarung fort, wenn auch noch mit jener bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts festgehaltenen ungeschichtlichen Befangenheit, als seien die Glaubenssatzungen nichts als absichtlicher und selbstsüchtiger Priestertrug. Und wer fühlt nicht, daß es nur die entsprechende Gemüthsspiegelung derselben grollenden, in der Dürre und Qual unbefriedigter Gegenwart nach dem frischen Quell tieferer Innerlichkeit ringenden Grundstimmung ist, wenn gleichzeitig eine andere Richtung auftaucht, welche zu der herzlosen Starrheit der lutherischen Rechtgläubigkeit sich verhält wie der einige Jahrzehnte später in Frankreich entstehende Jansenismus zum Jesuitenthum? Es sind die frommen und gemüthstiefen Bestrebungen Valentin Weigel's und seiner Anhänger Johann Arnd, Gerhard, Valentin Andreä und Heinrich Müller; es ist die unklare, aber tiefsinnige, faustisch gährende Philosophie Jacob Böhme's. Ihnen Allen ist das verknöcherte Lutherthum nur ein gleißnerisches Babel, nur ein Aberglaube, „der von der Juden Aberglauben urständet.“ Sie suchen nach rein innerer

Erquickung und Erleuchtung; nicht nach äußerem, in todter Form verknöchertem Kirchenwesen. Aber weder jener Rationalismus noch diese Mystik kam zu durchgreifender Geltung. Es bedurfte erst wärmeren und nachhaltigeren Sonnenscheins, sollte die winterliche Eisdecke gebrochen werden.

Die Wissenschaft war durch diese theologische Beschränktheit vernichtet. Wer erwartet auf ödem Fels grünende Saat?

Hatten schon die großen Humanisten der Reformationszeit, der hellblickende Erasmus, Eobanus Hessus, Lazarus Spengler, ja selbst Melanchthon die Furcht ausgesprochen, daß mit der steigenden Uebermacht der neuen Theologie eine Barbarei zurückkehren werde, ärger als die so eben gestürzte, so war diese schlimme Voraussagung nur allzubald kläglich in Erfüllung gegangen. Die Geschichte der deutschen Wissenschaft in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ist eine Geschichte stetigen Rückschritts. Selbst Luther sah in den Alterthumsstudien nur ein Mittel der Bibelerklärung. Was Wunder, daß bald theologische Eiferer kamen mit der Behauptung, daß die heidnischen Bücher überhaupt vom Uebel seien und dem gläubigen Christen nur zum Verderben gereichen? Luther hatte das Banner der mittelalterlichen kirchlichen Scholastik wieder erhoben, wenn er in den mannichfachsten Ausdrucksformen wiederholte, daß die Philosophie dienen, nicht aber regieren und meistern solle; er anerkannte die Philosophie nur, insoweit sie Beweis und Stütze des Glaubens war. Was Wunder, daß schon Melanchthon die Aristotelische Lehre von allen der christlichen Offenbarung widersprechenden Ansichten säuberte, und daß zuletzt ein Bernhard Hutter alle Philosophie auf die Explication der Concordienformel beschränkte? In Frankreich errichtete so eben Montaigne und noch bestimmter in England der scharfsinnige Baron von Verulam mit ächt wissenschaftlichem Geist die unumstößlichen Grundlagen freier Forschung; in Deutschland dagegen war die Philosophie fortan nur die geschäftige Anleitung zu eitlen theologischen Klopffechtereien, welche als Summe und Ziel alles geistigen Lebens galten. Ja, die Protestanten verschmähten nicht, sogar bei den Lehrbüchern des spanischen Jesuiten

Franz Suarez in die Schule zu gehen. Für das im Jahr 1601 vom Herzog Maximilian von Baiern veranstaltete Religionsgespräch zu Regensburg, auf welchem von Seiten der Katholiken der Jesuit Jacob Gretser, Professor in Ingolstadt, und von Seiten der Protestanten der Wittenberger Professor Aegidius Hunnius und Jacob Heilbronner, Hofprediger zu Neuburg in der Pfalz, als Hauptkämpfer auftraten, war die gemeinsam vereinte Grundbedingung, daß die Streitenden streng sich in den alten scholastischen Formeln und Schlußarten bewegten. Nur wenige protestantische Universitäten, wie Altorf, Gießen und Helmstädt, wußten diese katholischen Einflüsse von sich fern zu halten.

Entsprechend war das Schicksal der Naturwissenschaft. Der Einführung des verbesserten Gregorianischen Kalenders widersetzte sich die protestantische Geistlichkeit bloß darum, weil diese Verbesserung zuerst von der katholischen Kirche ausgegangen war; im Gutachten des Tübinger Senats vom 24. November 1583 heißt es, Christus könne mit Belial und dem Antichrist nicht übereinstimmen. Vergebens trat Keppler, der große Reformator der Sternkunde, für die neue Zeitrechnung ein. Seine Forschungen mußte er gegen dieselbe Stelle des Buches Josua vom Stillstand der Sonne vertheidigen, mit welcher einige Jahre nachher die römische Inquisition Galilei zum Widerruf zwang. Keppler wurde nicht gefoltert wie Galilei; aber da er die Concordienformel zu unterschreiben sich weigerte, mußte er sich in Noth und Verbannung verzehren (vgl. Reuschle, Keppler und die Astronomie 1871). Wie natürlich also, daß Keiner kam, Keppler's gewaltige Forschungen fortzusetzen! Deutschland verlor die große Erbschaft an Holland und England.

Ueberall nur geistlose Kleinkrämerei und gründliche, aber wüste Polyhistorie; eifriges Aufsammeln roher Stoffmassen, nirgends ein Ansatz einheitlicher Sichtung und Beseelung. Lessing rügt in den Literaturbriefen, daß Leibniz den Deutschen keine andere Geistesgabe als mühsamen Fleiß zuerkennen wollte; aber sehen wir auf die Eindrücke, welche Leibniz noch während seiner Jugend empfing, so ist dieser Vorwurf traurige Wahrheit.

Selbst die edle deutsche Sprache blieb nicht verschont von diesem Elend. Je weiter sich die Reformation von ihrem volksthümlichen Urgrund entfernte, um so mehr gewann das gelehrte Latein wieder die Oberhand. Zu allem Unglück hatte Melanchthon nach Gewohnheit der Humanisten nur immer lateinisch geschrieben. Flacius Illyricus, auf lange Jahrzehnte das einflußreichste Haupt des kämpfenden Lutherthums, hatte vermessen und kurzsichtig erklärt, mit deutschen Büchern sei kein Ruhm zu erwerben. Der anhaltende Streit mit den Katholiken, die großentheils durch fremdländische Gelehrte vertreten waren, sicherte der hergebrachten Gelehrtensprache nur noch mehr die ausschließliche Herrschaft. In Haus und Schule wurde der Knabe von frühster Kindheit auf an das Lateinsprechen gewiesen. Die berühmtesten protestantischen Schulmänner, wie Valentin Trotzendorf in Goldberg und Johannes Sturm in Straßburg, waren darin durchaus mit den Jesuiten übereinstimmend, daß die Muttersprache gänzlich verstumme und Latein unter Lehrern und Schülern zur täglichen Umgangssprache erhoben werde. Dies Gesetz ist in allen gleichzeitigen Schulordnungen ständig. Die Folge war, daß die große Errungenschaft der neuhochdeutschen Schriftsprache für das wissenschaftliche Denken völlig wieder verloren ging. Als alle anderen neueren Sprachen bereits die höchste Reife erreicht hatten, war, wie Leibniz in seinen „Unvorgreiflichen Bedenken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" (Leibniz' deutsche Schriften von Guhrauer. Bd. 1. S. 440. §. 9 ff.) bedeutsam sich ausdrückt, das Deutsche zwar ausgebildet in allem Sinnlichen und Leiblichen, in allen Worten und Wendungen für das gemeine Leben, nicht aber für die Bezeichnung der Gemüthsbewegungen und der abgezogenen Begriffe der Sittenlehre und Denkkunst.

Merkwürdig war der Gang der Kunst und Dichtung. Das volksthümliche Alte verfiel, und das eindringende Neue konnte auf diesem ausgedörrten Boden nicht volle und triebkräftige Wurzel fassen.

Grade jetzt verbreitete sich von Italien aus durch die ganze gebildete Welt die Macht der Renaissance, obgleich auch dort die

lebendig schöpferische Blüthezeit derselben bereits vergangen und akademischer Kälte oder übertreibender Manierirtheit gewichen war. Je mehr in Staat und Gesellschaft, Sitte und Denkart die Romantik des Mittelalters verblich, um so williger öffneten sich die Herzen jenem antikisirenden Formgefühl, das selbst in seiner Entartung noch den unverwüstlichen Reiz ruhiger Großheit und machtvollen Linienadels wahrte. Aber Deutschland war in diesem gewaltigen Entwicklungskampf schlimmer gestellt als alle übrigen Länder. England, die Niederlande, Frankreich, selbst Italien, Spanien und Portugal standen am Ende des sechszehnten Jahrhunderts im spornenden Glücksgefühl siegreich erreichter oder mit allen Kräften erstrebter Ziele; nur Deutschland in seiner kirchlichen und staatlichen Verkommenheit war ohne einen solchen großen, gemeinsamen, das ganze Volksleben durchdringenden Grundzug. Jene Länder verarbeiten daher nach kurzer Uebergangszeit das Fremde selbständig und erobern auf der Grundlage der Renaissance eine neue, eigenartig volksthümliche Kunst und Dichtung, deren Höhepunkt durch Shakespeare, Calderon, Rubens, Rembrandt und Murillo bezeichnet sind; Deutschland aber, dessen großes heimisches Kunstleben anfangs der neu eindringenden Formenwelt die unbeirrbarste volksthümliche Umbildungskraft entgegengestellt hatte, verfällt mehr und mehr der äußerlichsten Nachahmung und verliert zuletzt, wie alle wissenschaftliche, so auch alle dichterische und künstlerische Selbständigkeit und Ursprünglichkeit.

Am schnellsten zeigte sich der Verfall in der Dichtung. Hanns Sachs war in seinen künstlerischen Absichten nicht gar so weit von den ersten Vorgängern Shakespeare's entfernt gewesen; als diese Anfänge zu jener Kunsthöhe emporzubilden, zu welcher Shakespeare die Anfänge der englischen Volksbühne emporbildete, erforderte einen Schwung und eine Genialität, wie sie allerdings das goldene Zeitalter der Königin Elisabeth, nicht aber die Zersetzung und Auflösung des deutschen Volksgeistes bot. Noch erhielt sich für einige Zeit ein gewisser volksthümlicher Hauch. Noch lebte das evangelische Kirchenlied in schlichter Innigkeit und Glaubenskraft, und auch das weltliche Volkslied rankte sich noch theilnehmend um die Helden und

wechselnden Ereignisse des schmalkaldischen Krieges. Noch dichtete die Volksphantasie die sinnigen Sagen von Faust und von dem ewigen Juden, und gar manche Schnurren und Späße wanderten zu allgemeiner Ergötzlichkeit geschäftig von Ort zu Ort im Eulenspiegel und Lalenbuch und in ähnlichen lustigen Schwankgeschichten. Wie Burcard Waldis, so stehen auch Fischart und Rollenhagen, obgleich an fremde Muster sich anlehnend, noch durchaus unter dieser volksthümlichen Einwirkung. Doch gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts sind auch diese letzten romantischen Klänge verklungen. In der dumpfen Enge kleiner Verhältnisse und unter dem überwuchernden Unwesen steifen Gelehrtenthums ist dem holden Gaukelspiel der Phantasie nirgends mehr Raum gestattet. Auch in den anderen Ländern hatte die Renaissance die neulateinische Dichtung hervorgebracht, aber sie hatte neben und über dieser zugleich die reinsten und lebensvollsten volksthümlichen Blüthen getrieben; in Deutschland tritt die Renaissance zunächst fast ausschließlich in der todten, einseitig gelehrten Form der neulateinischen Dichtung auf, und kennt keinen anderen Maßstab als den rohen Maßstab der handgreiflichsten Nützlichkeit. Nikodemus Frischlin, der doch einer der freiesten Geister der Zeit ist, ist ein ausschließlich neulateinischer Dichter, und weiß in seiner 1568 zu Tübingen in lateinischen Versen gehaltenen akademischen Antrittsrede, nach dem Vorgang der berühmten Poetik Scaliger's, das Wesen und die Würde der Poesie nur in die eindringliche Einschärfung sittlicher Lehren und Beispiele, in die vergnügliche Ausbreitung nützlicher Einsichten und Kenntnisse, kurz, nur in das Lehrhafte, in das Docere cum delectatione, zu setzen. Zuweilen zwar wagt das Volksthümliche noch einen letzten schüchternen Versuch, gegen die gelehrte Ausschließlichkeit und Oberherrschaft sein unveräußerliches Recht zu behaupten; aber es ist bereits so sehr um alle Frische und Selbständigkeit gekommen, daß es auch seinerseits nur mit entliehenen Waffen kämpft, in immer tiefere Verwilderung herabsinkt, und daher zuletzt nothwendig unterliegen muß. Die sogenannten englischen Komödianten durchziehen das Land mit dem groben Abhub englischer Volksstücke. Die Dramen

Jacob Ayrer's und des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig sind „auf die neue englische Manier und Art“ gedichtet; aber die Nachahmung ist roh, ohne alle Empfindung für dramatische Idealität, und darum für Literatur und Bühne ohne bleibenden Einfluß.

Mächtig und schönheitsvoll war der Eintritt der italienischen Renaissance in die deutsche bildende Kunst. Hanns Burgkmaier, der ältere und jüngere Holbein, die späteren Werke Albrecht Dürer's, bezeugen in überwältigender Monumentalität, wie innig und stilvoll deutsche Gemüthsinnerlichkeit und klassischer Schönheitssinn sich zu verschmelzen wußten. Und als unter den Drangsalen der Reformationswirren die Blüthe der Malerei erlegen war, erhob sich durch die Prachtliebe der neuen fürstlichen Machtstellung und unter dem steigenden Wohlstand des kräftig emporstrebenden Bürgerthums eine Blüthe der Baukunst und des Kunstgewerbes, die ein unvergänglicher Ruhm deutscher Geschichte ist. Es ist ein bleibendes Verdienst W. Lübke's, die Fülle und Eigenartigkeit dieser glänzenden Thätigkeit wieder lebendig vor Augen gestellt zu haben. Zuerst unklar ringendes Anlehnen an die Frührenaissance, besonders an die oberitalienische. Die hervorragendsten Bauten, das Lustschloß des Belvedere auf dem Hradschin in Prag (1536 ff.), die gleichzeitige Residenz in Landshut, das Piastenschloß in Brieg (um 1547), sind von italienischen Meistern. Seit 1530 aber treten deutsche Meister auf, und eine reiche Blüthe nationaler Architektur entfaltet und vollendet sich bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Der Georgsbau am Dresdner Schloß (1530 ff.), das Schloß von Torgau (1532—1545), die Plassenburg bei Kulmbach (1554—1569), das Heidelberger Schloß mit seinem Otto-Heinrichsbau (1556—1559) und seinem Friedrichsbau (1592—1607), die prächtigen Arkaden des Schloßhofs von Stuttgart und alle die anderen stattlichen Fürstenschlösser und Herrensitze. Neben den fürstlichen Bauten die schöne Bogenhalle am Rathhaus zu Köln (1569—1571), das Rathhaus zu Altenburg (1563) und zu Emden (1574), die Rathhäuser zu Bremen (1612), zu Augsburg (1615—1618), zu Nürnberg (1613—1619). Und alle die reichen Privatbauten, welche

überall vielgestaltig emporblühen und welche Städte wie Nürnberg und Augsburg, Danzig, Lübeck, Hannover und Braunschweig noch heute so unendlich malerisch und baulich bedeutend machen; heitere Lusthäuser, phantasievolle Brunnenanlagen. Ein Kunstleben von unerschöpflicher Mannichfaltigkeit und Kraftfülle, oft die strenge Gesetzmäßigkeit organischer Gestaltung überspringend, aber in seiner eigenthümlichen Vermischung der Renaissanceformen und der nachklingenden Gothik von überraschend phantastischem Reiz; anfangs heiter und jugendfrisch; dann mit dem Aufkommen gewichtigerer Formen der Spätrenaissance derber und schwerer; immer aber ausdrucksvoll und lebendig, in der sinnigen Durchbildung des altüberlieferten heimischen Fachwerksbaues sogar von machtvollster Ursprünglichkeit. Dazu eine Blüthe des Kunstgewerbes, wie sie kaum Italien in solcher Allseitigkeit gehabt hat. Die Lust und das Bedürfniß häuslichen Behagens weckte die Lust an reichen Täfelungen und zierlich geschnitzten Decken, an prächtigen Teppichen, an geschnitzten eingelegten Schränken, Truhen, Tischen, Sesseln, an fein gearbeiteten Gittern und Thürbeschlägen, an figurenreichen Oefen und Wandfließen, an kostbaren kunstvollen Pokalen und Krügen. Es war die ruhmreichste Zeit namentlich auch der deutschen Goldschmiedekunst. Die Werkstätten der Harnisch- und Waffenschmiede von Nürnberg und Augsburg, München und Innsbruck, erzeugten jene Prachtrüstungen, welche bis auf unsere Tage als die gefeiertsten Werke italienischer Kunst galten. Dennoch kam der Verfall. Mehr und mehr drangen aus Italien die Formen des verwilderten Barockstils herüber, sowohl in der Baukunst wie in der Plastik und in den Kleinkünsten. Und mit dem neu eindringenden Stil erwachte auch wieder die Sitte, große Kunstunternehmungen fremden Künstlern, meist herbeigerufenen Italienern oder italienisirenden Niederländern, zu übergeben. Der großartige Bau der kaiserlichen Burg auf dem Hradschin zu Prag wurde von Palladio's berühmtem Nachfolger Vincenzo Scamozzi, das prächtige Denkmal des Kurfürsten Moriz im Dom zu Freiberg von Italienern entworfen und von einem Niederländer ausgeführt; der Bau und die Grabmäler der anstoßenden

Grabkapelle stammen von Rosseni und Cesare da Sesto. Zuletzt vernichtete der Krieg die Sicherheit und Eigenthümlichkeit des deutschen Kunstgeistes von Grund aus.

Einzig die Musik verharrte in fester und ruhiger Stetigkeit. In Lucas Osiander und Johannes Eccard hatte sie treue Pfleger gefunden. Als am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts der große Heinrich Schütz die italienische Schule Gabrieli's mit ihrer reicheren Instrumentirung nach Deutschland brachte, wurde das Volksthümliche von der fremden Einwirkung bereichert, aber nicht überwuchert. Wie die geistlichen Kreuz- und Trostlieder rührend abstechen gegen die gelehrte Mattherzigkeit der gleichzeitigen weltlichen Dichtung, so nährten still und unbemerkt die schlichten deutschen Cantoren die erstorbene und verfolgte Innerlichkeit deutschen Volkssinns, während ringsum deutsche Sitte und Denkart unwiederbringlich verloren schien.

Tief krank ging Deutschland in den unglückseligen dreißigjährigen Krieg. Bis zum Tode erschöpft war es am Ende desselben.

Wohl giebt es Kriege, durch welche eine Nation gehoben und gekräftigt wird; es sind die Kriege um Macht und Größe, um Ehre und Freiheit. Auf die Perserkriege folgte die Perikleische Glanzzeit; Shakespeare und die niederländischen Maler, selbst Corneille und Racine, erhoben sich wie ein siegreicher Phönix aus dem rauchenden Schutt leidensschwerer Verfassungskämpfe. Aber der dreißigjährige Krieg ist ein Krieg schmachvollster Erniedrigung, ohne festes Ziel und ohne erhebende Begeisterung. Mehr und mehr war im Verlauf desselben der ideale religiöse Hintergrund geschwunden; es war fast nur noch ein Kampf um die Macht des Hauses Oestreich und um die gefährdeten Forderungen und Vortheile der einzelnen Fürsten. Auf der einen Seite Spanier, Italiener und Kroaten; auf der anderen Dänen, Schweden und Franzosen. Zuletzt ein wildes Gemetzel zur Befriedigung der grausamen Beutelust zügelloser Horden. Wie jammervoll war der Zustand Deutschlands zur Zeit des Friedensschlusses! Vor dem Ausbruch des Krieges waren trotz aller gewaltthätigen Uebergriffe noch drei Viertheile Deutschlands protestantisch gewesen; jetzt war ganz Oestreich und das größere Drittel

des gesammten übrigen Deutschlands katholisch. Fruchtbare und weite Länderstrecken waren an die Fremden verloren. Das ganze Land war verheert und entvölkert. Oft war in den Dörfern kein Wagen, kein Pflug, kein Zugthier. Der Glanz jener freien und mächtigen Städte, welche einst der Sitz blühenden Kunstfleißes und Welthandels gewesen, war erloschen. Die Sitte war durch die wüsten Söldnerbanden, durch den verzweifelten Kampf mit der täglichen Noth des Lebens, durch die Aufstachelung aller niedrigen und selbstsüchtigen Leidenschaften entfesselt und verwildert. Rohheit, Aberglaube, Rechtlosigkeit überall.

Keiner, der ein Herz hat für das Heil und die Ehre Deutschlands, kann dieses entsetzlichen Krieges ohne tiefsten Schauder gedenken. Die Sittenschilderungen Philander's von Sittewald und die Epigramme Logau's muß man lesen, um all den Gram und das Weh zu empfinden, das damals die Besten des Volks durchzitterte und verzehrte.

Und doch waren die weitgreifenden und nachhaltigen Folgen noch verderblicher als der lange verwildernde Krieg selbst.

Das Kaiserhaus war gedemüthigt. Die Gefahren, mit welchen die Wiedererweckung der alten Habsburger Hauspolitik Deutschland bedroht hatte, waren beseitigt; aber die deutsche Reichseinheit, schon seit dem Passauer Vertrag ein wesenloser Schatten, war vollends zertrümmert. Was jetzt noch Reich genannt wird, ist ein neues, unfertiges, aus ganz anderen Bedingungen entstandenes Scheinreich. Fürsten und Stände stehen nicht mehr im Reichsrecht, sondern im Völkerrecht. Nicht die einheitliche Macht des Reiches, sondern die einzelnen Landeshoheiten hatten den Frieden geschlossen. Die Territorien waren zu Staaten, die Libertät der Fürsten war zur Souverainetät, das Reich zum völkerrechtlichen Bund geworden.

Freilich war der Untergang der alten Zustände kaum zu beklagen. Jene beißenden Angriffe, welche Hippolithus a Lapide (nach Conring der schwedische Historiograph Philipp Bogislaus von Chemnitz) in seinem 1640 herausgegebenen Buche: „De Ratione Status in Imperio nostro Romano-Germanico“ gegen das Haus Habsburg

gerichtet hatte, mochten in Einzelheiten durch eigensüchtige Parteipolitik übertrieben sein; im Wesentlichen jedoch beruhte ihre große Wirkung auf ihrer unleugbaren Wahrheit. Was Förderliches und Regsames geschah und was die deutschen Waffen Glänzendes ausführten, das vollbrachte und that fortan einzig und allein die Kraft der Einzelstaaten und der gemeinsame Vortheil oder die gemeinsame Abwehr besonderer Verträge und Bündnisse. Selbst Pufendorf (pseudonym Severini de Mozambano) in seinem berühmten Werke: „De statu imperii Germanici, 1667“ und Leibniz in den mannichfachsten Denkschriften und Abhandlungen predigen daher entschieden die Macht und Selbständigkeit der einzelnen Fürsten, in deren Unabhängigkeit sie das Wesen „deutscher Libertät“ erblicken. Aber ein Unglück von traurigster Tragweite war es dennoch, daß das morsche Alte verfiel, ohne daß ein sicherer Neubau an dessen Stelle trat. Friedrich der Große hat die deutsche Reichsverfassung, wie sie aus dem westfälischen Frieden hervorging, als „eine erlauchte Republik von Fürsten mit einem gewählten Oberhaupt an der Spitze“ bezeichnet. Sehen wir die thatlose Schwerfälligkeit des immerwährenden Reichstags, die trostlose Zerrüttung der schleppenden Reichsjustiz, die Schutzlosigkeit und Schwäche der Reichswehrverfassung, sehen wir, wie die Reihenfolge der verschiedenen kaiserlichen Wahlkapitulationen immer nur die stete Steigerung der Sondersouverainetät auf Kosten der Einheit bekundet, so ist es treffender, diese Verfassung mit Pufendorf ein „Monstrum“ und mit Hegel „die constituirte Anarchie“ zu nennen. Deutschland hörte auf, in Wahrheit Deutschland zu sein; Deutschland war nur ein althergebrachter geographischer Name für dreihundert und einige sechszig geistliche und weltliche Selbstherrlichkeiten, welche als elende Wucherpflanzen dem Volk Gesundheit und Kraft entzogen. Die äußere Machtstellung war vernichtet. Mochte das Haus Oestreich, mehr als ein Drittel des Reichsgebietes besitzend, auch ferner das Haupt des Reichs heißen; Schweden und besonders Frankreich waren in ihrem Einfluß mächtiger. Die deutsche Geschichte in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist eine ununterbrochene Leidenskette der gewaltthätigsten französischen Ueber-

griffe und Eroberungen. Und mit dem schwindenden Machtbewußtsein schwand der letzte Rest der Vaterlandsliebe und des volksthümlichen Selbstgefühls. Nicht bloß Hermann Conring, der berühmte Helmstädter Staatsrechtslehrer und Polyhistor, welcher von Frankreich bestochen war, sondern auch reine und edle Menschen, wie eine Zeitlang selbst Leibniz, sahen in Ludwig XIV., wenigstens so lange dessen Politik sich noch nicht in ihrer ganzen Verderblichkeit enthüllt hatte, einen zweiten Karl den Großen, der dazu bestimmt sei, Deutschland vor den aus dem Osten drohenden Gefahren und vor der Selbstsucht Oestreichs zu schützen. Es zeigt die ganze innere Fäulniß der Zeitstimmung, wenn die Zeitungsblätter jener Jahre, die sogenannten Relationen (vgl. Prutz: Geschichte des Journalismus, Bd. 1, S. 138), bei den Plünderungen des Elsasses und der Pfalz zwar genau erzählen, wie viel Schaden die betroffenen Städte erlitten, wie viele Bürger erschlagen, wie viele Häuser verbrannt, wie viele Pferde gestohlen, wie viel Vieh geschlachtet, wie viel Geld erlegt worden, aber des verletzten Wohles des Vaterlandes, des Verlustes an Reichsgebiet, der Schmach des deutschen Namens nie auch nur mit einer Silbe erwähnen.

Je schlaffer und willenloser die Zügel der obersten Reichsgewalt wurden, um so beschränkter wuchs und erstarkte die Selbstherrlichkeit der einzelnen Landeshoheiten. Es war der gemeinsame Wahlspruch aller deutschen Fürsten, wenn der Herzog Johann Friedrich von Hannover offen aussprach: „Ich bin Kaiser in meinem Lande!“ Dienstbeflissene Hofpublicisten, später von dem edlen J. J. Moser als die „Ober- und Kerzenmeister der Souverainetätsmacherzunft“ verspottet, waren emsig beschäftigt, die thatsächlichen Neuerungen mit der Weihe der Ueberlieferungen und des geschichtlichen Rechts auszustatten. Hatten die alten Rechtslehrer den Kaiser als den Nachfolger der Cäsaren betrachtet und auf denselben den haarsträubenden Satz angewendet, daß der Fürst von den Banden des Gesetzes frei sei und daß Alles, was dem Fürsten gefalle, Gesetzeskraft habe, so glaubte nunmehr jeder kleinste Landgraf dieselben kaiserlichen Hoheitsrechte in Anspruch nehmen zu können. Der Glanz und die Allmacht

Ludwigs XIV. wurde das verlockende Vorbild. Der Staat war das persönliche Eigenthum des Fürsten von Gottes Gnaden. Man entledigte sich, wie in Frankreich, zu demselben Zweck und mit denselben Mitteln, fast überall des lästigen Mitregiments und Steuerbewilligungsrechts der Landstände, deren unterthänigste Vorstellungen man als „Kränkungen fürstlichen Respekts" behandelte. Man errichtete stehende Kriegsheere, man schuf den straff einheitlichen Beamten- und Polizeistaat, man umgab sich mit scharf abgezirkelter Etikette und glänzendem Hofhalt. Selbst das erst jetzt befestigte und allgemein eingeführte Erstgeburtsrecht der Thronfolge, an sich so heilsam, wird in den meisten fürstlichen Hausordnungen nicht durch die Rücksicht auf das Staatswohl, sondern immer nur durch die Nothwendigkeit des „Splendeur", des „Estime" und des „Lüstre" begründet.

Gegen die Zerrüttung des alten Feudalstaates, gegen den raubritterlichen Uebermuth der Junker, selbst gegen das faule, selbstsüchtige, in Sonderrechte versunkene Ständewesen war die Unumschränktheit fürstlicher Machtvollkommenheit sicher hier eben so segensreich und geschichtlich nothwendig wie in Frankreich. Die Einheitlichkeit der Staatsgliederung war gerettet. Es gab einige treffliche Fürsten, welche das ganze Gewicht ihrer Zeit und ihres Berufes begriffen. Ernst der Fromme von Gotha, Johann Philipp von Schönborn sind für alle Zeiten erhebende Fürstenbilder. Der große Kurfürst von Brandenburg, aufgewachsen unter den Eindrücken holländischer Macht und Freiheit, ein Held und Staatsmann großen Stils, legte die Grundlagen der preußischen Größe und Zukunft. Aber zunächst trat dieser neue und in sich nothwendige Staatsgedanke doch meist nur in der abschreckendsten und volksfeindlichsten Gestalt auf. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der deutschen Fürsten und Herren kannte kein höheres Ziel als die komödiantenhafte Nachäffung der französischen Prachtliebe, Verschwendung und Liederlichkeit. Friedrich der Große hat im Antimacchiavell das schlagende Epigramm: „Il n'y a pas jusqu'au Cadet d'une ligne apanagée, qui ne s'imagine d'être quelque chose de semblable à Louis XIV.;

il bâtit son Versailles, il a ses maîtresses et entretient ses armées.“

In Frankreich hatte das absolute Königthum unter Richelieu und Mazarin und in der ersten Glanzzeit des großen Königs den Volksgeist belebt und gekräftigt; wir wissen, wie einseitig, aber wie begeistert und thatlustig die Literatur und Kunst des französischen Classicismus dieses emporkommende und siegende Königthum verherrlichte. In Deutschland dagegen erlitt das Volk zwar dieselben Leiden und Bedrückungen wie in Frankreich, und zwar um so mehr, je mehr Fürsten es hatte; aber es fehlt der belebende Zug großer Zwecke und Verhältnisse. Auf der einen Seite der ausschweifendste Despotismus und das nichtswürdigste Adelstreiben; auf der anderen feile Augendienerei und dumpfe Spießbürgerlichkeit. Man schaudert, wenn man das Schandgemälde des damaligen deutschen Fürstenlebens entrollt; und man schaudert nicht minder, wenn man sieht, daß jene Aeußerung, welche der Hamburger Componist und Musikschriftsteller Mattheson in einer Widmungsrede an den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen thut: „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein als Ew. Hochfürstliche Durchlaucht?“ nur der schamlose Ausdruck der allgemeinen knechtischen Gesinnung ist.

Und neben dem fürstlichen Absolutismus stand der kirchliche.

Auch die Bluttaufe des dreißigjährigen Krieges hatte das starre Pfaffenthum nicht geläutert. Allerdings in einzelnen hochherzigen Gemüthern erglühte das tiefste Friedensbedürfniß, der Geist der Milde und der Versöhnung. Logau fragt: „Dieweil Religion bestehet im Gemüthe, Wie, daß man sie dann sucht mit Eisen im Geblüte?“ Ja, er setzt hinzu: „Luthrisch, päpstisch oder calvinisch, diese Glauben alle drei, Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christenthum denn sei?“ Gleicher Denkart sind einzelne satirische Bilder und Lieder aus dem Ende des Krieges. Der freisinnige Helmstädter Professor der lutherischen Theologie, Georg Calixt, großgezogen durch ausgedehnte humanistische Studien und durch weite Reisen in England, Holland, Italien und Frankreich, strebte unerschrocken und unablässig, die streitenden Kirchen, sowohl die prote-

stantische wie die katholische, zur Ausgleichung und Einheit zurückzuführen, indem er die Lehre der ersten fünf Jahrhunderte als das Gemeinschaftliche und Bindende aufstellte. Vergebens. Das Thorner Religionsgespräch zwischen Lutheranern, Reformirten und Katholiken, das durch den König von Polen 1645 zu Stande gebracht wurde und auf dem Calixt, obgleich Lutheraner, neben Joh. Berg den reformirten Kurfürsten von Brandenburg vertrat, scheiterte vollständig und machte die Trennung nur um so erbitterter. In zahlreichen und dickleibigen Schmähschriften eiferten die lutherischen Zionswächter, vor Allem Abraham Calov aus Wittenberg, daß Calixt durch die Grundsätze seines verächtlichen „Synkretismus“ nicht nur Papisten und Calvinisten, sondern auch Socinianer und Arminianer, ja selbst Juden und Türken als Brüder der lutherischen Christenheit aufnehmen wolle. Die rohste Verfolgungssucht wiederholte sich. In Königsberg z. B. kam es dahin, daß, als der des Synkretismus beschuldigte Professor und Prediger Behm starb, ihm auf Antrag der Amtsgenossen das christliche Begräbniß versagt ward; und die Prediger Lauterbach und Dreyer, derselben Gesinnung verdächtig, wurden in einer Druckschrift bedroht, daß auch sie „als schändliche Mammelucken, als Verfälscher der reinen Lehre, als Stifter einer neuen samaritanisch-babylonischen-hermaphroditischen Sekte, als Verräther der beschworenen Augsburgischen Confession, ja als Verräther Gottes und ihres Diensteides, gewiß einmal nicht ehrlich begraben, sondern wie das Vieh eingescharrt werden sollten“. Calov versuchte der Kirche sogar ein neues symbolisches Buch aufzudrängen, den „Consensus repetitus“, das an Starrheit und Verketzerung selbst die Concordienformel weit übertraf. Als der große Kurfürst Friedrich Wilhelm die reformirte Kirche, der er angehörte, neben der lutherischen begünstigte, hielt Johann Heinzelmann, Rector eines Berliner Gymnasiums, am Sonntag vor Pfingsten 1657 eine wuthentbrannte Predigt, welche in die Worte ausbrach: „Wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht; ich weiß wohl, daß ich dies mit Gefahr des Leibes und des Lebens rede, aber ich bin Christi Diener.“ Und als der Kurfürst 1663 abermals ein Religions-

gespräch zwischen Reformirten und Lutheranern ausschreiben wollte, erklärte Paul Gerhard, der fromme Liederdichter, als Diaconus an der Nicolaikirche zu Berlin, er wolle zwar einräumen, daß unter den Reformirten Christen seien, aber daß die Reformirten schon an und für sich Christen und als solche seine Mitbrüder seien, das müsse er verneinen. Als der Kurfürst 1664 alle verketzernde Polemik auf der Kanzel untersagte, wendete sich die Berliner Geistlichkeit an die theologischen Fakultäten zu Helmstädt, Jena, Wittenberg und Leipzig und an die Kirchenministerien zu Hamburg und Nürnberg, ob diesem Befehl Gehorsam zu leisten sei; mit Ausnahme der Nürnberger mahnten alle zum entschiedensten Widerstand. Das von Calov verfaßte Gutachten der Wittenberger spricht dabei höchst unbefangen den Satz aus, die Reformirten allerdings seien verpflichtet, die Lutheraner ohne Verdammung zu dulden, weil jene die Lutheraner selbst von Grundirrthümern frei sprächen, aber den Lutheranern dürfe ein Gleiches nicht zugemuthet werden, da sie bei den Reformirten Grundirrthümer fänden.

Dieser zwiefache Druck staatlicher und kirchlicher Gewaltherrschaft war wenig geeignet, der durch die wilde langjährige Kriegsnoth geschwächten und verwilderten Volkskraft geistige und sittliche Erhebung zu bringen.

Fürsten und Hofadel hatten fast aufgehört, deutsch zu sein. Schon Logau, der doch bereits 1655 starb, findet kein Ende in seinen Klagen über die „à la mode-Kleider“ und das „à la mode-Sinnen“; wie gramvoll rügt er, daß „wie sich's wandelt außen, so wandelt sich's auch innen“. Mit jedem Jahr werden diese Klagen der Edelgesinnten nur immer trüber und hoffnungsloser. Man lese das köstliche tiefschmerzliche Kapitel Philander's von Sittewald: „à la mode-Kehraus.“ Und auch Leibniz, persönlich selbst ein geschmeidiger Hofmann und meist nur lateinisch und französisch schreibend, sagt in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ (1697): „Nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden hat sowohl die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frank-

reich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen; und unsere jungen Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre Heimath nicht gekannt und deswegen bei den Franzosen Alles bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der deutschen Sprache und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der an ihnen auch bei zuwachsenden Jahren behenken geblieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, die bei Einigen nicht gefehlt, so doch wegen ihrer Herkunft oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelangt, haben solche Franz=Gesinnte viele Jahre über Deutschland regiert und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft, daran zwar es auch nicht viel gefehlt, doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht."

Nicht minder versumpft war das Gelehrtenthum. In den Schulen nach wie vor nichts als lateinische Disputirübung. Das Griechische ist auf die geringste Stundenzahl beschränkt und auch dann wird ganz ausschließlich nur das neue Testament gelesen. Geschichte fehlt im Unterricht gänzlich; auf der Fürstenschule in Meißen erscheint sie erst seit 1702, in Lübeck seit 1709. Mathematik wird in Meißen sogar erst 1729 eingeführt. Und auf den Universitäten fehlte dem theologischen, so sehr bevorzugten Studium die wesentliche wissenschaftliche Grundlage. Tholuck berichtet in seinem schätzenswerthen Buch über „das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts", daß in den Vorlesungsverzeichnissen von Jena in den Jahren 1656, 1688, 1689, 1690, 1695 nicht einmal die Erklärung biblischer Bücher vertreten ist. Hauptsache war auch jetzt noch die Glaubenslehre, zumal die geschickte Erledigung der herrschenden Streitfragen; auf einigen Universitäten wurden für die theologische Polemik eigene Professuren errichtet. Die ächte und freie Wissenschaft, welche das Ideal der großen Humanisten war, ist bis auf den Namen verschwunden. Daher die entsetzlichste Sittenfäulniß. Die Professoren verfallen zum Theil den schändlichsten Ausschweifungen, oft sogar den niedrigsten Verbrechen. Unter den Studirenden

tobt die freche Zuchtlosigkeit der alten Söldnerbanden. In wilden Gelagen wüstes Branntweintrinken, und dazu blutige Raufereien der Studenten untereinander oder der Studenten gegen die Bürger; zuletzt der unwürdigste Pennalismus, dessen Gemeinheit traurig enthüllt wird, wenn ein Erlaß des Kurfürsten Georg II. von Sachsen verfügt, daß „die älteren Studenten den jüngeren nicht zerlumpte Kleider aufnöthigten, ihnen den Mund nicht mit widerlichem Brei verstopfen und sie nicht zum Schuhputzen zwingen sollen". Christian Günther, der bekannte leichtsinnig geniale Dichter rühmt noch in den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts von seinem Jena'schen Studentenleben, daß sein Aufzug ein halb soldatisch Wesen habe; „sechs Löcher in dem Strumpf, fünf Federn in den Haaren, das hielt ich ebenfalls für ehrlich und galant; und war der Branntwein im Antlitz ausgefahren, so kneipt' ich öffentlich die Blattern mit der Hand." Happel's Akademischer Roman (Ulm 1690, Buch 5, Kap. 32) erzählt arglos, daß selbst das Stehlen als flotter Streich galt; man nannte es Promoviren.

Der Bürger, eingepfercht in die kleinen Verhältnisse armseliger Kleinstaaten und darum ohne allen inneren Schwung, verliert sich in das engste Pfahlbürgerthum, dem mit dem Verlust der selbständigen Wehrkraft und Gemeindeverwaltung zugleich auch alle Weite des Blicks und der einst so mannhafte Bürgerstolz völlig abhanden gekommen ist. Der Reichere wetteifert mit dem Adel in hohler Ausländerei und in trägster Genußsucht; es ist grauenerregend, wenn wir hören, daß grade in dieser Zeit tiefsten Elends die stets wiederholten Kleider-, Gast- und Hochzeitsordnungen der bevormundenden Polizei die anspruchsvollste Prunksucht und üppigste Völlerei bezeugen. Der Handwerker und der kleine Beamte, auf die Gunst der Vornehmen angewiesen, verfällt in niedrige Kriecherei, in Rang- und Titelsucht, in verbissene Klatschhaftigkeit und in alle jene Uebel innerer Unfreiheit, durch welche noch heute der deutsche Kleinbürger so unendlich unvortheilhaft gegen die gleichen Gesellschaftsklassen in England, Frankreich und Italien absticht. Der Bauer, fast siebzig Procent der gesammten Bevölkerung, war hörig und mit Lasten

überbürdet. Er führte ein elendes, knechtisches und darum oft verstocktes, selbst gegen wohlgemeinte Verbesserungen störrisches Dasein.

In der That, versetzen wir uns in diese dumpfen zerrütteten hoffnungslosen Meinungen, Sitten und Zustände, so gleicht es fast einem Wunder, daß Deutschland aus diesem Verfall sich erlöste und in verhältnißmäßig kurzer Zeit in Kunst und Wissenschaft, in Sitte und Bildung, die anderen vorgeschritteneren Länder nicht nur einholte, sondern sogar überflügelte.

Wo also lag der fruchtbare Keim rettender Verjüngung und Wiedergeburt?

An sich ist klar, wahrhaft und im tiefsten Grund konnte das Uebel nur gehoben werden, wenn das stockende Leben wieder in Fluß kam, wenn ein frischer überwältigender nationaler Gehalt die verknöcherten und verflachten Gemüther zu spornender That und Begeisterung rief. Dies ist das Geheimniß, warum Friedrich der Große trotz seiner Verkennung und Mißachtung des deutschen Geistes nichtsdestoweniger im höchsten Sinn der Befreier der Deutschen wurde.

Glücklicherweise aber erhoben sich doch schon vorher einige vorbereitende segensreiche Anfänge.

Vornehmlich die Anregungen der eindringenden fremden Bildung waren es, welche das Erschrecken vor der eigenen Nichtigkeit, das Bedürfniß reicheren Geisteslebens, den Muth und die Thatkraft frischen Aufstrebens weckten.

Eine höchst überraschende und ewig denkwürdige Wendung! Die Ausländerei, welche Deutschlands tiefstes Verderben war, wurde zugleich der Grund seiner Rettung.

Die Lebensfrage der Wissenschaft war die Abwerfung des theologischen Jochs.

In allen freieren Gemüthern lag das mehr oder weniger klar erkannte Gefühl dieser Nothwendigkeit; aber aus eigener Kraft wäre das Ziel doch noch nimmer erreicht worden. Der weitwirkende Pietismus des edlen Spener nährte und steigerte den Widerwillen gegen die herrschende hölzerne Dogmatik und rief zu tieferer Innerlich-

keit; aber das Herz ohne die zügelnde Zucht des Geistes erkrankt, entartet in Empfindelei und Mystik. Der Weg, welchen die Wissenschaft zu ihrer Befreiung wählte, war weiter und mühsamer; aber gradlinig und sicher. Der Blick, einmal gewöhnt, nach außen zu schauen, konnte sich auf die Dauer auch dem Freisinn der in Holland, England und Frankreich rastlos vorschreitenden Philosophie nicht verschließen. Hugo Grotius, Descartes, Spinoza, Bayle, Bacon und Locke gewinnen auch in Deutschland zahlreiche Anhänger und hinterlassen die nachhaltigsten Spuren. Es erstehen Pufendorf, Thomasius und Leibniz. Die Einwirkungen der aus Locke's Schule hervorgegangenen englischen Freidenker, die hinzutretende Verstärkung derselben durch die Macht Voltaire's und der französischen Aufklärer ziehen sich sodann durch das gesammte achtzehnte Jahrhundert. Auf Leibniz folgt Wolf und macht zum Gemeingut, was bisher nur in den Kreisen der Gelehrten und Vornehmen geblieben war. Nicht bloß die Wissenschaft wurde befreit und erlöst, sondern als allgemeine Bildung durchdringt diese Befreiung allmählich selbst die unteren Volksschichten. Friedrich der Große verleiht diesen stillen Segnungen die Kraft seines weltlichen Arms. Seitdem hat kein späterer Rückschlag diese tiefgreifenden Wirkungen auszutilgen vermocht. Jetzt ist Deutschland, das kirchlich einst so schwer geknechtete, in religiöser und philosophischer Freiheit allen Ländern Europas ein leuchtendes Vorbild.

Und die Lebensfrage der Dichtung war die Vermittelung und Versöhnung jenes schroffen und unnatürlichen Gegensatzes, welcher sich seit dem Verfall der Reformation zwischen den Forderungen der gelehrten Kunstdichtung, d. h. der Renaissance, und zwischen dem unmittelbaren Volksbedürfniß, das in Kunst und Dichtung sein eigenstes heimisches Denken und Empfinden suchte, herausgestellt hatte.

Weil der deutschen Dichtung in dieser von Grund aus poesielosen Zeit aller zwingende innere Trieb und alles instinctive Gemeingefühl fehlte, war hier der Gang unendlich langsamer und tastender als in der Wissenschaft. Gar viele Kämpfe und Irrungen gingen voraus, bevor überhaupt erst das zu erstrebende Ziel selbst

fest und spornend in das Bewußtsein trat. Die gesammte deutsche Dichtung von der Mitte des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist eine äußerst wirre und, wie wir leider hinzufügen müssen, äußerst rohe und dürftige Nachahmung der verschiedenartigsten, aus allen möglichen Literaturen bunt zuströmenden Eindrücke. Aber es ist von höchster Wichtigkeit, klar zu erkennen, wie selbst in dieser mattherzig anempfindenden Nachahmung stetig und unwandelbar jener tiefbedeutsame Gegensatz der unabweisbaren Renaissance und der ebenso unabweisbaren volksthümlichen Art und Kunst sich auf das bestimmteste geltend macht. Beide einander gegenüberstehende, nicht selten sich feindlich bekämpfende Richtungen sind gleich unselbständig, in ganz verschiedenen Lagern sucht eine jede naturgemäß ihre wahlverwandten Muster; zuletzt aber vereinigen sie sich doch und erkennen sich als innerlich zusammengehörig. Die Renaissance durchläuft auch in Deutschland alle jene mannichfachen Entwickelungsstufen, welche damals, verfallend und entartend, die Renaissance in allen anderen Literaturen durchlief; aber sie ist in Deutschland äußerlicher und geistloser als irgendwo anders, weil ihr hier nicht, wie anderswo überall, eine selbständige und heimische Schöpferkraft eigenartig umbildend entgegenkommt. Die vergleichende Literaturgeschichte zeigt, daß sich seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts drei verschiedene Strömungen der Renaissance ablösten; die erste steht unter den Einwirkungen des italienischen Dichters des Cinquecento und der Poetik Scaliger's, die zweite folgt dem Vorbilde der Italiener des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts, besonders des Marini, der dritte lehnt sich an den französischen Classicismus. Die Stufenfolge von Opitz († 1639), zu Hofmannswaldau († 1679) und zu Canitz († 1699) bezeichnet die Herrschaft dieser drei Richtungen in Deutschland. Mit mehr Recht als Opitz dürfte freilich sein etwas älterer Zeitgenosse Weckherlin genannt werden, der die Renaissancepoesie mit mehr innerem Verständniß sich aneignete als Opitz; aber des letzteren Reform der deutschen Metrik hat ihm die sichtbarere Stellung im Fortschritt unserer Literatur gegeben. Er und seine Mitstrebenden wollten für Deutschland das

schaffen, was Trissino und Rucellai für Italien, was später für Frankreich Malherbe, Marot, Jodelle und Ronsard, für die Niederlande Daniel Heinsius, Hooft und Vondel, und unter Vorbehalt tieferer Eigenthümlichkeit für England Ben Jonson und dessen Schule erstrebten. Die Fremdheit und Ausschließlichkeit der neulateinischen Dichtung sollte auf gleicher Formengrundlage durch eine ebenbürtige, in der Volkssprache sprechende Dichtung ersetzt werden. Als sodann in Italien die witzelnde schwülstige sinnenfreche Manierirtheit Marini's folgte und unter dem Schutz des Hôtel Rambouillet durch Balzac, Voiture und Mademoiselle Scudery auch in Frankreich zu durchgreifender Herrschaft kam, da wurde auch in Deutschland Opitz durch die sogenannte zweite schlesische Schule verdrängt, welche von jenen italienischen und französischen Mustern, namentlich im Roman und in der Lyrik, unbedingt abhing, und das an und für sich Verwerfliche durch ihre Plumpheit vergröbernd nur um so verwerflicher machte. Und nachdem Italien von der Führerschaft abgetreten und die Macht der Marinisten durch die von den politischen Ereignissen getragene größere Macht des emporkommenden französischen Classicismus gebrochen war, da betrat auch Deutschland mit Canitz und Besser dieselbe Bahn und folgte auch in dieser französirenden Richtung demselben gemeinsamen Zuge, welcher sich gleichzeitig aller anderen Literaturen des europäischen Festlandes bemächtigt hatte, und bald durch Pope, Addison und Samuel Johnson auch in der englischen Literatur zur Geltung kam. Neben dieser Gewalt der Renaissance war aber gleichwohl fest und ununterbrochen eine abweichende, mehr auf das Volk gerichtete und daher jenem Antikisiren, das selbst der verwilderten Renaissance noch innewohnte, eigenartig gegenübertretende Volksdichtung stehen geblieben. Diese volksthümliche Dichtung, von unseren Geschichtsschreibern meist allzu flüchtig betrachtet, wendete sich ihrerseits ausschließlich an die Spanier und Engländer; denn diese allein hatten sich, der eindringenden Renaissance gegenüber, eine wirklich volksthümliche, in der heimischen Gewöhnung und Ueberlieferung wurzelnde Volksliteratur gerettet. Der Simplicissimus zeigt aufs deutlichste

das Vorbild der spanischen Schelmenromane, und diese Richtung mündet sodann, nachdem sich die spanische Literatur ausgelebt hatte, mit innerster Folgerichtigkeit in die Robinsonade und in die Nachahmung der englischen Wochenschriften; gleichzeitig zehrt die deutsche Volksbühne, selbst in der Blüthezeit Gottsched's, nach wie vor von den freilich immer roher entartenden Nachklängen der wandernden englischen Komödianten. Endlich aber ereignete sich auch in der Geschichte der deutschen Dichtung, was in der Geschichte der deutschen Wissenschaft sich schon einige Jahrzehnte früher ereignet hatte. Durch die Nachahmung erstarkte die selbständige Fortbildung. Es erwachte die erlösende Einsicht, daß das Wesen der Kunst zwar seine unverbrüchliche Forderung habe, daß jedoch Kunst und Volksthümlichkeit einander nicht ausschließen, sondern in unauflöslichster Wechselwirkung lebendig zu einander gehören. Der Streit zwischen Gottsched und Bodmer ist der Kampf zwischen den französischen und englischen Einflüssen oder, was dasselbe sagt, der Kampf zwischen der entarteten Renaissance und den unveräußerlichen Rechten des nach künstlerischem Ausdruck verlangenden Volksgemüths. Es ist die geschichtliche Bedeutung und das eigenste Verdienst Lessing's, daß, was in jenen Streitigkeiten und in den ersten Schriften Klopstock's und der sogenannten Bremer Beiträger dunkel gährte, in ihm fester und klarer Begriff, epochemachende kritische und künstlerische That ward. Lessing ist besonders dadurch der Begründer und Reformator der neuen deutschen Dichtung und Dichtlehre, der Ahnherr der klassischen Glanzzeit geworden, daß er die Kunstdichtung, welche in ihrem Ziel und Streben berechtigt, aber durch einseitige Anlehnung an den französischen Classicismus und durch ihre vornehme Abwendung vom Volksleben verflacht war, und die nicht minder berechtigte, in ihrer Vereinzelung und Erniedrigung aber aller klärenden Idealität beraubte Volksdichtung wieder zu innigster Einheit und Durchdringung zusammenschloß. Daher sein gleichzeitiges Zurückgehen auf die Alten und auf Shakespeare, welche man bisher als schlechthin unvereinbare Gegensätze betrachtet hatte. In Lessing klärte sich der Begriff der Renaissance wieder zu jener schöpferischen

Lebendigkeit, welche ihr in dem glänzenden sechszehnten Jahrhundert von Hause aus eigen gewesen, zu dem Begriff ächt künstlerischer und doch zugleich ächt volksthümlicher Idealität; nur daß diese Idealität ihrer innersten Natur nach bei den germanischen Völkerschaften anders gestaltet sein mußte als bei den Italienern und Franzosen, weil das germanische Volksnaturell ein anderes ist als das romanische.

Es ist leicht zu sehen, daß die bildende Kunst und die Musik trotz aller Verschiedenheit ihrer äußeren Lebensbedingungen im Wesentlichen unter denselben Einwirkungen stehen. Auch in der bildenden Kunst zuerst die verfallende Renaissance der späteren italienischen Eklektiker, dann hinzutretender Naturalismus, zuletzt französisches Rococo. Winckelmann stürzte durch die Erkenntniß der urewigen griechischen Kunstschönheit diese französische Manier ebenso, wie es gleichzeitig durch Lessing in der Dichtung geschehen war; aber freilich vermochte er für die Fortbildung der bildenden Kunst noch nicht in dem durchschlagenden Sinn das letzte Wort zu sprechen, wie es Lessing für das Drama gethan hatte, da noch die Künstler fehlten, welche dieses tiefberechtigte, aber ausschließlich antikisirende Kunstideal mit der Fülle und Wärme der eingeborenen Volksthümlichkeit und Eigenart zu beseelen und zu durchglühen vermochten. In der Musik war das Volksthümliche unversehrter geblieben. Auch hier kommen die Italiener und herrschen in der höfischen Oper, wie Italiener und Franzosen in der Dichtung herrschen. Auch hier verlieren sich die Deutschen zum Theil in Abhängigkeit; Hasse, obgleich eine reiche und tiefe Natur, ist trotzdem im Dienste des Auslandes befangen. Aber Sebastian Bach und Händel bleiben, obgleich durch diese fremden Einflüsse bereichert, ächt deutsch und sind der tiefste Ausdruck des Volksgemüthes.

Warum also auf diese Zeit immer nur so verachtend als auf ein Zeitalter unbedingtester Verkommenheit herabblicken? Es ist zugleich ein Zeitalter rührigster Strebsamkeit und Werdelust.

Für die geschichtliche Betrachtung ergeben sich aus diesen Thatsachen zwei wichtige Folgerungen.

Erstens. Der Anfang der Geschichte der großen deutschen Geisteskämpfe des achtzehnten Jahrhunderts ist jene entwickelungskräftige Vorgeschichte, welche in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts liegt. Der Abschluß aber ist jenes klassische Zeitalter der deutschen Wissenschaft und Kunst, in welchem sich durch Kant, Goethe und Schiller siegreich erfüllte und vollendete, was im heißen Kampf von der fortschreitenden Aufklärung und Befreiung erstrebt und erarbeitet worden.

Und zweitens. Der Schwerpunkt dieser Vorgeschichte, welche vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen reicht, liegt nicht in der kulturgeschichtlichen Grundlage der heimischen religiösen und politischen Bildungszustände; denn diese sind erstorben und ohne alle innere und naturwüchsige Keimkraft. Jene ersten vorbereitenden Anfänge in ihrem Ursprung und Fortgang belauschen, heißt vielmehr nichts Anderes, als den Anregungen und Einwirkungen nachgehen, welche sich ein gedrücktes, aber ungebrochenes und aufstrebendes Geschlecht zu selbständiger Umbildung und Fortbildung zunächst aus der Schule des freieren und vorgeschritteneren Auslandes holte.

Erstes Buch.

Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen.

1648 — 1740.

Erster Abschnitt. 1648 — 1720.

Erstes Kapitel.

Der Kampf gegen die Engherzigkeit des lutherischen Kirchenthums.

1. Die Einwirkungen der fremden Philosophie.

Schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts entsprang aus dem ersten Unwillen über die pfäffischen Umtriebe der verfallenden Reformation das berüchtigte Buch „De tribus impostoribus“. Seitdem hatte sich die Ursache zu solchem Unwillen unter dem fortdauernden kirchlichen Druck und unter der Noth des dreißigjährigen Krieges täglich gesteigert. Der denkende Betrachter ist daher nicht überrascht, wenn er zu derselben Zeit, da Pfaffenthum und Glaubenshaß ihre wüstesten Orgien feierten, in den sehr fühlbaren Nachwirkungen Jacob Böhme's und Weigel's, in den zahlreichen Bekehrungen hochgestellter und bedeutender Persönlichkeiten zur katholischen Kirche, in dem Geltendmachen einer gewissen allgemeinen religiösen Gesinnung, die über den einzelnen kirchlichen Bekenntnissen stehe, den lautredenden Beweis findet, wie tief in freieren Geistern der Widerstand gegen diese verfolgungssüchtige Engherzigkeit grollte.

Darum war gerade in den ersten Jahrzehnten nach dem dreißigjährigen Kriege eine so willfährig entgegenkommende Empfänglichkeit für die Einwirkung der französischen, niederländischen und englischen Philosophen, welche von einer weiterblickenden und milderen Denkart getragen waren. Jede neue Lehre hinterläßt in Deutschland ihre scharf eingegrabenen Spuren. Und in überraschend schneller Frist bringt Deutschland selbst bereits in Leibniz einen Philosophen hervor, welcher seinerseits wieder auf das Ausland die mächtigste Rückwirkung übte.

Zuerst kamen die Anregungen der cartesischen Philosophie. Namentlich die Universitäten wurden von dieser Bewegung aufs lebhafteste ergriffen. Die unmittelbare Anwendung auf die Theologie lag um so näher, nachdem schon der reformirte Theologe Johann Cock oder, wie er gewöhnlich mit seinem Gelehrtennamen genannt wird, Coccejus, 1603 zu Bremen geboren und 1669 als Professor in Leyden gestorben, aus derselben Grundlage die wirksamsten Folgerungen für freiere Schriftforschung und rein exegetische Begründung der Glaubenslehre gezogen hatte. Tholuck hat in seinem vortrefflichen Buch über „das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts“ die bezüglichen Universitätsnachrichten sehr dankenswerth zusammengestellt. Im Jahre 1653 ermahnen die Statuten der philosophischen Fakultät zu Marburg, daß die Professoren „jene Philosophie, welche von Des Cartes den Namen habe und welche an Allem zu zweifeln befiehlt, weder selbst billigen noch der Jugend lehren“ sollen, „denn die jugendlichen Gemüther können sich jenes Zweifeln leicht dergestalt angewöhnen, daß sie dasselbe wider den Willen der Lehrer auch auf die Theologie übertragen“. Der Befehl scheint aber nicht viel gefruchtet zu haben; denn der Cartesianismus wurde in Marburg nicht nur von dem Theologen Reinhold Pauli und von dem Mediciner Waldschmied eifrig gepflegt, sondern der Magister Horch hielt sogar besondere Vorlesungen über Cartesius und setzte dieselben, als sie ihm verboten wurden, nichtsdestoweniger, nur unter verändertem Titel, fort. Als im Jahre 1651 in Herborn die Cartesianer Clauberg und Wittich durch die Einwirkung des

Professors der Philosophie Lentulus, welcher 1653 eine widerliche Streitschrift: „Cartesius triumphatus“ schrieb, verjagt wurden, fanden sie in Duisburg, der Gründung des Großen Kurfürsten, eine sichere Freistätte und entfalteten dort offen das neue Banner. In Gießen schrieb 1673 der Professor der Philosophie Kahler in seinem Buch „De paradoxa Cartesii philosophia“ eine verdeckte Vertheidigung. Die Visitationsakten von Jena aus dem Jahre 1697 besagen, daß zwar der Philosoph Posner als Aristoteliker seine Schuldigkeit thue, es aber dulden müsse, wie Andere ihn verlachten nnd cartesische Neuerungen vortrügen. Auch in Altorf klagt 1677 der Curator über das Ueberhandnehmen der cartesischen Lehre; hier lehrte der Physiker Sturm in diesem Sinne. In Tübingen schreibt T. Wagner 1677 ein Examen atheismi speculativi und macht in diesem die bemerkenswerthe Aussage, daß keine Universität Europas von der cartesischen Philosophie, welche er die regia atheorum via nennt, so gefährdet sei als die seinige. In Leipzig veröffentlicht Alberti 1678 die Streitschrift „Διπλοῦν κάππα, Cartesianismus et Coccejianismus, Belgis hodie molesti, nobis suspecti“, aber auch hier lehrte trotzalledem seit 1688 Michael Rhegenius die cartesische Philosophie sehr erfolgreich. Selbst Jacob Thomasius, der ihr fern stand, ließ in seinen Erotemata metaphysica den alten Aristotelismus nur noch als ein Wörterbuch der althergebrachten philosophischen Schulausdrücke gelten. Und die Acta Eruditorum von 1692 (S. 281) bezeichnen Cartesius bereits als „philosophorum nostri seculi facile princeps“.

Gar bald aber drang dieser cartesische Einfluß auch in die weitesten Kreise. Es geschah dies vornehmlich durch Balthasar Bekker's berühmtes Buch von der bezauberten Welt.

Balthasar Bekker, ein begeisterter Cartesianer, war am 30. März 1634 zu Retslowier, einem Dorfe in Friesland, geboren; ursprünglich stammte seine Familie aus Bielefeld. Er war reformirter Prediger in Amsterdam und hatte bereits eine freisinnige Auslegung des Heidelberger Katechismus und eine Schrift über den Kometen von 1680—81 geschrieben, als er 1691 mit den beiden ersten Bänden

„der bezauberten Welt, betoverden Wereld“, auftrat, welche noch in demselben Jahre die zweite und dritte Auflage erlebten. Der dritte und vierte Band erschienen 1693. Gleichzeitig erfolgte die Uebersetzung in das Französische, Deutsche und Lateinische.

Der erste Band führt aus, daß das Christenthum den Aberglauben aus den Zaubereien des Alterthums herübergenommen habe; und zwar nicht bloß das Papstthum, sondern auch der Protestantismus, der dem Teufel noch immer eine sehr große Macht beilege. Jedoch eine unbefangene Erklärung der heiligen Schrift zeige deutlich, daß diese von dem Bund mit dem Teufel, von Zauberei, Besessenheit und Gespenstern nichts wisse, daß solche Ausdrücke vielmehr nur bildlich von bösen Menschen, sündhaften Gedanken und Neigungen oder, wie bei den Besessenen, von natürlichen Krankheiten zu verstehen seien. Bekker giebt daher als seinen Zweck an, „dem Teufel seine Macht zu rauben und ihn von der Erde in die Hölle zu verbannen“; er nennt sich einen Monotheisten im strengsten Sinn, der dem Teufel seine fast göttliche Ehre streitig mache. Der zweite Band bespricht die biblischen Stellen, welche von Geistern, Engeln und Teufeln handeln. Es sind die Abschnitte von der Versuchung der ersten Menschen, vom Teufel im Buch Hiob, vom Satansengel des Apostels Paulus, vom Kampf Michael's mit dem Drachen und vom Austreiben böser Geister, vor Allem aber die Versuchungsgeschichte Christi. Diese Erzählungen wörtlich zu fassen, sei unmöglich; der Teufel solle Christus zu gleicher Zeit alle Königreiche der Erde gezeigt haben; da aber die Erde rund sei, könne man von einem Berge nur einen sehr kleinen Theil derselben übersehen. Es bedürfe auch zu Christi Verherrlichung keiner wirklichen Teufelserscheinung; der Kampf und Sieg in Gethsemane sei auch ohne sie ein ergreifend tiefer und gewaltiger. Der dritte Band handelt von den angeblichen Bündnissen mit dem Teufel. Im vierten Band werden eine Reihe von Zauber-, Hexen- und Gespenstergeschichten geprüft. Das Endergebniß aller dieser Betrachtungen ist, daß weder in den Naturgesetzen, noch in der heiligen Schrift, noch in der Erfahrung der Glaube an den Teufel und an böse Geister gegründet

sei; man habe also, statt den Aberglauben zu pflegen, denselben vielmehr auszurotten. Die Schuld hartnäckigen Festhaltens liege nicht sowohl an den Obrigkeiten und an den Gerichten, sondern vornehmlich an den Geistlichen und Schulgelehrten.

Zu tief hatte Bekker die verwundbarste Stelle getroffen, als daß nicht von allen Seiten die heftigsten Gegner erstanden wären. Er wurde seines Amtes entsetzt uud starb schmerzlich betroffen, doch mit dem festen Bewußtsein des Sieges seiner Sache am 11. Juni 1698. Sein Vertrauen bewährte sich. Wohl erhoben in allen Ländern die Rechtgläubigen ihren wilden Verdammungsruf. Eine Anzeige in den Leipziger Acta Eruditorum aus dem Jahre 1692 von L. Joh. Schmid (S. 542; vergl. ebendaselbst 1692, S. 19 ff.; 1694, S. 241 ff.) ist der Meinung, Bekker habe dem Christenthum völlig abgeschworen und in einen abscheulichen Brei Alles zusammengekocht, was jemals von den Freigeistern und von den Feinden des Christenthums gesagt sei. Aber die heilbringende Gesammtwirkung war mit diesen Lästerungen nicht zu vertilgen. Je störrischer Luther noch in den finstersten Teufelsglauben sich eingeengt hatte, um so mehr wurde Bekker's Buch eine vernunftgemäße Läuterung der gesammten protestantischen Glaubenslehre. Es wurde ein Grund- und Eckstein des späteren protestantischen Rationalismus; noch ein volles Jahrhundert später, im Jahre 1781, veranstaltete Johann Salomon Semler eine neue Uebersetzung und Umarbeitung. Und je entsetzlicher noch immer die wildesten Hexenprozesse in ungestörter Geltung fortwütheten, in der protestantischen Kirche fast noch mehr als in der katholischen, um so eingreifender und segenreicher wirkten die hier gegebenen Enthüllungen über die Grausamkeit und Nichtigkeit dieser düsteren Wahngebilde. Christian Thomasius, welcher in Deutschland zuerst die Hexenprozesse aus dem Gerichtswesen verbannte, bekennt freudig, daß er von Bekker den fruchtbarsten Anstoß erhalten.

Und die Wirkung Bekker's wurde verstärkt durch seines Landsmannes und Gesinnungsgenossen Anton van Dale Dissertationes de Oraculis Gentilium und Dissertationes de Origine Ido-

latriae. Jenes erste Buch suchte zu beweisen, daß die heidnischen Orakel eitel Betrug gewesen und darum nicht durch die Macht des Christenthums, sondern durch die Macht der wachsenden Aufklärung geschwunden seien; auch hier ist der letzte Zweck wieder die Bekämpfung des Glaubens an die Persönlichkeit des Teufels, welcher nicht einmal bei den Heiden, geschweige bei den Christen Dasein und Gewalt gehabt habe. Das zweite Buch vom Ursprung und Fortgang des Aberglaubens zeigt an der Hand der Geschichte, daß, wie Edelmann in seinem Glaubensbekenntniß (1746, S. 293) sich treffend ausdrückt, man gleichsam sehen könne, wie immer ein Teufelchen nach dem anderen auf die Welt komme und von seinen lieben Aeltern, dem Aberglauben und der Unwissenheit, von Zeit zu Zeit aufs sorgfältigste ernährt und gepflegt werde. Welche zündende Kraft dieses Buch für die nächsten Zeitgenossen hatte, erhellt deutlich, wenn Christian Thomasius in den Summarischen Nachrichten auserlesener Bücher auf Anlaß desselben sagt: „er sei versichert, daß kein kräftigeres Mittel sei, die Leute aus Vorurtheil und Aberglauben zu retten, als wenn man ihnen die ganze Historie vor Augen lege und zeige, wie bei Heiden, Juden und Christen die Priester und falschen Propheten einerlei Komödie gespielt hätten. Denn sage man den Leuten nur schlechthin, es sei nicht wahr, was man glaube, es seien nicht so viele Götter und Geister, als man vorgebe, so halte sich der Laie doch an seinen Pfaffen, der ihm dann füßiglich vorpredige, er müsse die Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen; wenn aber aus der Historie sonnenklar erörtert werde, daß bei Heiden, Juden und Christen es jederzeit die Sache der Clerisei gewesen, solche abergläubische Lehren zu vertheidigen und das Volk mit ihnen zu bestricken, so könne man auf solche Weise noch etwas mehr als mit allgemeinen Versicherungen ausrichten und der Vernunft ihren gehörigen und rechtmäßigen Gebrauch wieder zueignen. Darum habe ihm auch der Harlemische Medicus, der Herr van Dale, vor Anderen wohlgefallen, weil er von den Heiden, als dem Brunnquell alles Aberglaubens, anfange, mit den Juden fortfahre und bei den Christen aufhöre, und die Historie des Aber-

glaubens und der Abgötterei nach allen ihren Lehren und Stücken recht ausschöpfe." Ja, Edelmann in seiner freigeistigen Ueberstürzung meint sogar, man könne „von diesem herrlichen Werk mehr Nutzen haben als aus allen biblischen Uebersetzungen".

Von der Theologie verpflanzte sich dieser cartesische Einfluß auf die Naturwissenschaft; und zwar hier um so bedeutungsvoller, je mehr Cartesius selbst und besonders Gassendi zu rein materialistischer Auffassung der Naturerscheinungen hinneigte. Die in den Jahren 1668—69 geschriebene Schrift des jungen Leibniz: „Confessio Naturae contra Atheistas", sein Brief an Jacob Thomasius, die Vertheidigung der Dreieinigkeitslehre gegen den Socinianer Wissowatius, sind voll von Klagen über die wachsende Anzahl Derer, welche der Meinung seien, „man könne die körperlichen Dinge auch ohne die Voraussetzung einer unkörperlichen Grundursache erklären".

Fast gleichzeitig mit den cartesischen Nachwirkungen drangen Bayle's kritische Schriften ein, die den Widerspruch zwischen Vernunft und Offenbarung so grell beleuchteten. Jean Le Clerc setzte in seine weitverbreiteten Revuen „Bibliothèque universelle" und „Bibliothèque choisie" diese Bestrebungen fort und machte zugleich auf die Bedeutung John Locke's aufmerksam. Französisch geschrieben bemächtigten sie sich besonders der Höfe und des Adels; sie zersprengten die theologischen Fesseln, indem sie die Anschauung erweiterten. Aber auch das wissenschaftliche Leben selbst wurde von der logischen Unerbittlichkeit Bayle's aufs tiefste durchschüttert. Zuerst entbrannte der Kampf an der berühmten Frage, ob Gottesleugnung oder ob Aberglaube für das Gemeinwohl schädlicher sei. Vgl. Pritius: Dissertatio de Atheismo in se foedo et humano generi noxio. 1695. Grapius: Dissertatio an antheismus necessario ducat ad corruptionem morum 1697. Elswich: Disputatio de controversiis novis circa atheismum. Dann suchte Leibniz dem Skeptizismus entgegenzutreten, indem er in der Theodicee die Erörterungen über das Dasein des Uebels aufnahm und durch diese die von Bayle behauptete Unvereinbarkeit von Glauben und Vernunft aufzulösen und zu versöhnen suchte. Noch im Jahre 1720

schrieb der Tübinger Kanzler Pfaff Dissertationes Anti-Baylianae.

Aber der Fortschritt des kritischen Geistes ließ sich nicht hemmen; zu den Einwirkungen aus Frankreich gesellten sich die englischen. Baco's Empirismus, Herbert von Cherbury's Lehre von der natürlichen Religion, Hobbe's Sensualismus, obgleich längst bekannt, wurden jetzt erst einflußreich und zeigen ihre Spuren nicht selten in den Acta Eruditorum, in den theologischen Zeitschriften und in den ersten Schriften des jungen Leibniz.

Unter diesen Umständen ist es kaum zu verwundern, daß auch Spinoza bei seinem ersten Auftreten in Deutschland einen weit lebendigeren Anklang fand, als man gewöhnlich annimmt.

Es ist eines der denkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte deutscher Universitäten, daß der hochherzige Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, auf den Rath seines Freundes und Günstlings Chevreau den Entschluß faßte, Spinoza auf den philosophischen Lehrstuhl nach Heidelberg zu berufen. Der Versuch scheiterte. Ludwig Fabritius, Professor der Theologie, mit dieser Berufung beauftragt, schickte am 16. Februar 1673 einen Brief an Spinoza, dem man es ansieht, daß er mit widerstrebendem Herzen geschrieben ist. Es wird zwar in diesem Briefe die weiteste Freiheit philosophischer Forschung zugesichert; aber es wird zugleich mit unverkennbarer Geflissentlichkeit hinzugesetzt, daß man überzeugt sei, Spinoza werde diese Freiheit nicht zur Störung der öffentlichen Religionsform mißbrauchen. Spinoza, allem äußeren Kampf abhold, zog vor, in seiner beschaulichen Einsamkeit zu verharren; in seiner Antwort vom 30. März 1673 scharf betonend, daß die Grenzen einer Denkfreiheit, welche Schonung der bestehenden Religion geloben solle, um so vieldeutiger seien, je ausschließlicher Religionsstreitigkeiten nicht aus warmem Religionseifer, sondern nur aus üblem Willen, aus Widerspruchsgeist und aus Verleumdungs- und Verketzerungssucht zu entstehen pflegten.

Gegen den im Jahre 1671 veröffentlichten theologisch-politischen Tractat schrieb 1674 der Jena'sche Professor Johann Musäus eine

kleine Abhandlung: „Tractatus ad veritatis lumen examinatus.“ Als 1677 Spinoza's Hauptwerk, die Ethik, erschienen war, mehrten sich die Klagen über die zunehmende Verbreitung des Spinozismus von Jahr zu Jahr. Johann Georg Wachter suchte in seiner Schrift „Der Spinozismus im Judenthum“ (1699) und später in dem „Elucidarius Cabbalisticus“ zu zeigen, daß Spinoza seine Lehre aus der jüdischen Kabbala geschöpft habe. Im Anschluß an letzteres Werk schrieb auch Leibniz „Animadvertiones“ gegen Spinoza, die indeß damals noch nicht veröffentlicht wurden. Im Jahre 1680 schrieb Christian Kortholt, Professor der Theologie und Kanzler der Universität zu Kiel, ein Buch „De tribus impostoribus magnis“. Hatte jenes Buch des sechszehnten Jahrhunderts, dem der Titel entlehnt ist, unter diesem Namen Moses, Christus und Muhamet vorgeführt, so werden hier Herbert von Cherbury, Hobbes und Spinoza als solche volksverderbliche Betrüger gebrandmarkt. Spinoza nimmt in dieser Betrachtung den breitesten Raum ein. Nachdem die Widmung nach Maßgabe englischer und niederländischer Schriftsteller über das bedrohliche Umsichgreifen der englischen und niederländischen Freidenker heftig geklagt und geeifert hat, bricht sie in folgende bezeichnende Worte aus: „Und leider steht es nur allzu fest, daß auch unser Deutschland von der Seuche des Atheismus befleckt worden sei. Was würde es auch der Mühe lohnen für jene Deutschen, die das Ausländische so bewundern, daß sie so viel Geld auf Reisen nach Italien, Frankreich, England und Holland verwenden, wenn sie man nicht wenigstens jene thörichten und ungeheuerlichen Religionsideen mit nach Haus brächten? Sie empfehlen dann einen Herbert, Hobbes und Spinoza und ähnliche geschworene Religionsfeinde, an allen Orten und bei allen Gelegenheiten mit prahlerischem Eifer, so daß, wenn man nicht sorgfältig und ernst die Unerfahrenen vor diesem Gift warnt, höchste Gefahr vorhanden ist, jenes Gift schneller als man meint alle Universitäten und alle Höfe beherrschen zu sehen.“ Aehnlich spricht Veit Ludwig von Seckendorf in seinem 1685 herausgegebenen „Christenstaat“; unter allen Gottesleugnern nennt er Spinoza den gefährlichsten.

Auch Christian Thomasius giebt im dritten Heft der Monatsgespräche (März 1688) eine öffentliche Berichterstattung von Cartesius und Bayle und eine weitläufige Widerlegung Spinoza's. Und ebenso klagt er (Kleine teutsche Schriften. Halle, 1721. S. 90) in einem Programm „Von den Mängeln der aristotelischen Ethik", das in dieselbe Zeit, Ostern 1688, fällt und in welchem er „der studirenden Jugend zwei Collegia über die christliche Sittenlehre und über das Jus publicum" ankündigt, daß die Schriften Spinoza's jetzt allmählich sich einzuschleichen begännen und daß das in ihnen enthaltene Gift um so gefährlicher sei, „weil es im ersten Ansehen recht raisonnabel zu sein scheint und weil überdies sich Leute finden, die dasselbe hämischer Weise unter den Gelehrten auszubreiten suchen". Wir gewinnen einen Einblick in diese Gährung der Geister, wenn wir beachten, daß auch Boineburg, der bekannte geniale Staatsmann jenes Zeitalters, und nicht minder eine stattliche Reihe von Professoren, wie Rappolt in Jena, Reinhold Pauli in Marburg, Calov in Wittenberg und Saubert in Helmstädt, für nöthig hielten, ausführliche Gegenschriften zu schreiben, so daß Jänichen in Leipzig bereits einen Catalogus scriptorum Anti-Spinozianorum verfaßte. Vgl. Löscher's Unschuldige Nachrichten 1710. S. 386.

Und betrachten wir nun die geschichtlich nachweisbaren Thatsachen selbst, so wissen wir zwar nur wenige bestimmte Namen zu nennen, denn es lag in der Natur der Verhältnisse, sich möglichst zu maskiren oder still zu verhalten; aber wir sehen, daß Diejenigen, welche sich an das Licht wagen, vor keiner auch noch so weitgehenden Folgerung zurückschrecken.

Freilich der erste deutsche Spinozist, der als solcher öffentlich auftrat, war nichts als ein eitler lärmsüchtiger und fahrender Abenteurer. Es ist der berüchtigte Matthias Knutsen. Er war zu Oldensvort im Holsteinischen Bezirk Eiderstädt geboren, hatte in Königsberg studirt und war darauf einige Jahre hindurch in Deutschland, Dänemark, Polen und Kurland zwecklos umhergestreift, überall mit Lehrern, Predigern, Professoren und Studenten leichtfertige Religionshändel anbindend. Einige Predigtversuche in der

Heimath, in denen er der Geistlichkeit weltliche Gesinnung, Ehrgeiz und Geldgeiz vorwarf, vertrieben ihn von der Kanzel. Im Herbst des Jahres 1674 erschien er in Jena und suchte dort eine Sekte zu stiften, welche er, weil ihm das Gewissen (conscientia) als Grund und Norm aller Religion galt, Conscientiarii oder „Gewissener“ nannte. Er rühmte sich, in Paris, London, Amsterdam, Hamburg, Kopenhagen, Stockholm und Rom großen Anhang gefunden zu haben; in Jena allein seien ihm mehr als siebenhundert Studenten und Bürger angehörig. Knutsen wurde aus Jena vertrieben und ist nachher spurlos verschwunden. Johann Musäus, Professor der Theologie in Jena, schrieb 1674 eine kleine Schrift, „Ablehnung der ausgesprengten abscheulichen Verläumdung, ob wäre in der fürstl. sächs. Residentz und gesammten Universität Jena eine neue Sekte der sogenannten Gewissener entstanden und derselben eine nicht geringe Anzahl von Studiosis und Bürgern beigethan“. Im folgenden Jahre, 1675, erschien eine neue Auflage; sie ist wichtig, weil Knutsen's „Chartequen“ in einem Anhang beigefügt sind. Die Titel derselben lauten: 1) Gespräch zwischen einem Gastwirth und dreien ungleichen Religionsgästen zu Altona. 2) Gespräch zwischen einem Feldprediger, Namens Dr. Heinrich Brummer, und einem lateinischen Musterschreiber. 3) Epistola amici ad amicum, angeblich in Rom geschrieben. Wiederabgedruckt in Joh. Christ. Edelmann's Moses mit aufgedecktem Angesicht. 1740. Bd. 2. S. 34. 46 ff. 68 ff. Ein Einblick in diese Schriften zeigt die Abstammung aus dem theologisch-politischen Tractat Spinoza's; aber die gesammte Anschauung ist verflacht und verzerrt. Die heilige Schrift, heißt es, streite wider sich selbst und sei daher als Glaubensnorm nicht zu betrachten; man solle sich vielmehr, wie Henoch und Noah, allein an die Vernunft und an das Gewissen halten, als die dem Menschen eingeborene Bibel. Dieses wahre „Principium fidei“ aber lehre, daß weder ein Gott noch ein Teufel vorhanden sei, daß daher die Kirchen zerstört und die Priester verjagt werden müßten; daß Staatsordnung und Ehe willkürliche Einrichtungen seien, der Mensch habe die Pflicht, gut und ehrlich zu leben, Niemanden zu beleidigen und einem Jeden

das Seinige zu geben. Es sei nur dieses eine Leben, und nach diesem erfolge weder Lohn noch Strafe.

Ernster und wissenschaftlicher dagegen ist jenes jetzt äußerst seltene Buch, welches unter dem Titel erschien: „Concordia rationis et fidei sive Harmonia philosophiae moralis et religionis Christianae. Amstelodami, Anno 1692.“ Der Verfasser war Friedrich Wilhelm Stosch, oder, wie er zuweilen lateinisch geschrieben wird, Stoßius, geheimer fürstlicher Secretarius zu Berlin; der eigentliche Druckort soll Guben gewesen sein. Vgl. Siegm. Jac. Baumgarten's Nachrichten von merkwürdigen Büchern. 1752. Bd. 2. S. 121. Dieses Buch ist ein Auszug und eine Erläuterung von Spinoza's Ethik. Erstes Kapitel (S. 1—3): De Deo, mundo et homine in genere. In § 3 wird Gott genannt unica et sola substantia — — omnia in se continens, ingleichen infinitum, cogitans et extensum. Zweites Kapitel (S. 4—8): De scientiis, quae cadunt in hominem. § 17 lautet: „Quae de angelis et daemonibus tam in sacra scriptura quam in historia humana traduntur, sunt partim somnia, partim visiones sive apparitiones, partim phantasmata, partim morbi, partim figmenta et illusiones.“ Drittes Kapitel (S. 9—23): De homine se ipsum cognoscente, quoad corpus et animum. In § 3 heißt es: Vita sive anima hominis consistit in legitima fermentatione sanguinis et humorum rite per canales integros fluentium variasque operationes tam voluntarias quam involuntarias producentium. Und § 7 sagt: Mens est melior pars hominis, qua cogitat, constans cerebro et infinitis ejus organis varie modificatis affluxu et circulatione materiae subtilis itidem diversimode modificatae. Viertes Kapitel (S. 23—37): De actionibus hominis et principiis actionum moralium et de imputativitate. § 1: Recta ratio ipsa movetur, dum est cogitatio bene determinata ab infinito cogitante, d. e. Deo, per corpus aptum et ideas adaequatas. § 4: Haec est hominum libertatis idaea, quod quarundam actionum suarum nullam cognoscant causam, a qua determinantur,

seque libere agere putant. Fünftes Kapitel (S. 38—55): De bono et malo, deque hominis vero et summo bono et vero et summo malo. Sechstes Kapitel (S. 56—63): De philosophia morali et lege naturae. Seite 60 wird ausgeführt, daß die Gesetze consilia rationis seien, auf deren Uebertretung nicht ewige und jenseitige Strafe, sondern innerhalb dieses Lebens die natürlichen Wirkungen böser Handlung (necessaria consequentia vitiosae actionis) folgen. Siebentes Kapitel (S. 63 bis 67): De officiis hominis erga Deum. Achtes Kapitel (S. 67—69): De officiis hominis erga se ipsum. Der Selbstmord wird gebilligt, wenn das Leben herber und unerträglicher als der Tod sei. Neuntes Kapitel (S. 70 f.): De officiis hominis erga alios. Zehntes Kapitel (S. 71—85): Appendix de Anima. Bestreitung der Immaterialität der Seele und der persönlichen Unsterblichkeit. S. 77: Claret, animam sive mentem per se et natura sua non esse immortalem nec existere extra corpus humanum. S. 81: Anima non potest esse substantia, quem ad modum vulgo supponunt. Et si totus homo non et nisi pars universi et modus substantiae divinae a Deo et in Deo existens, anima quoque, quae est pars melior hominis, non potest esse aliud quam modus. Elftes Kapitel (S. 85—96): Appendix de poenis divinis. Zwölftes Kapitel (S. 97—124): Fundamenta et elementa religionis christianae. S. 98: Scriptores (sacri Codicis) humanum aliquid passos esse nullum dubium est. Est enim Codex ille mancus ... Vetus praesertim testamentum cum ratione historiae ejusque connexionis, item chronologiae, tum quia multa ibi sunt, quae secundum phantasiam humanam et ad captum vulgi scripta sunt. Deinde nil minus quam veritates philosophico-theoreticas tradit. S. 104: Historia creationis — — dubiis et contradictonibus est plena. S. 111 wird die christliche Religion bezeichnet als: nil nisi legem naturae praescribens. S. 112 heißt es: Quos Deus pater, quos Filius dei verbo utroque cum rationali tum revelato illuminant, hi spiritum et animum sanctum accipiunt.

Ein Buch dieser Art mußte das gewaltigste Aergerniß geben. Es wurde daher aufs strengste verfolgt. In Berlin wurde von allen Kanzeln abgekündigt, daß, wer dasselbe besitze oder von dessen Besitz wisse, bei Verlust von fünfhundert Thalern oder harter Leibesstrafe es angeben solle. Baumgarten erzählt, daß er ein Exemplar hatte, welches von Christian Thomasius mit widerlegenden Randbemerkungen angefüllt war.

Gleicher Richtung sind die Meditationes philosophicae de Deo, mundo homine, welche 1717 ohne Namen erschienen und von Theodor Ludwig Lau verfaßt sind. Der spinozistische Geist kündigt sich sofort in folgenden Worten an: Kap. 1, § 4: Mihi Deus natura naturans, ego natura naturata; ratio ratiocinans, ego ratio ratiocinata; forma formans, ego forma formata; materia simplex, ego materia modificata. § 5 setzt hinzu: Das Dasein Gottes bedarf keines Beweises; alle Sinne empfinden ihn, das Auge sieht ihn, das Ohr hört ihn, der Geruch riecht ihn, die Zunge schmeckt ihn, die Hand berührt ihn. § 23 führt aus, die Welt könne nicht vernichtet werden; die Welt vernichten heiße Gott vernichten. Doch steht der Verfasser an Ernst und Sachlichkeit bedeutend hinter Stosch zurück. Namentlich die sittlichen Folgerungen, welche aus jenen metaphysischen Vordersätzen gezogen werden, sind frech und leichtfertig. Zwei Jahre später ließ er noch Meditationes, theses, dubia philosophico-theologica erscheinen; wegen beider Schriften mußte er die preußischen Staaten verlassen. Vgl. Thomasii Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserlesene jurist. Händel. Th. 1, S. 233. 349. Walch: Historische und theologische Einleitung in die Religionsstreitigkeiten. Th. 5, S. 77.

Sicher wäre es Unrecht, wollten wir aus der scharfen Bergluft auf die Luftströmungen der Niederung schließen. Philosophen wie Cartesius und Spinoza können über gewisse Grenzen niemals hinausreichen. Aber leugnen läßt sich nicht, daß diese Lehren und Meinungen, wenn auch in den verschiedenartigsten Abschwächungen und Strahlenbrechungen, dennoch einen sehr breiten Boden gewannen.

Es ist beachtenswerth, daß, wie Gottfried Arnold in seiner Ketzerhistorie (Bd. 1, S. 1078) berichtet, 1688 in Wittenberg ein gestorbener Student, Joachim Gerhard Ram aus Glückstadt in Holstein, ein Glaubensbekenntniß hinterließ, in welchem er aussagte, daß er die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und die Religion überhaupt nur für Priestertrug halte. Die theologischen Zeitschriften jener Zeit haben meist eine ganz besondere Rubrik, in welcher sie die „atheistischen“ Bücher besprechen. Die von Ernst Valentin Löscher 1701 gegründete Zeitschrift: „Altes und Neues aus dem Schatz der theologischen Wissenschaften“, welche im folgenden Jahre den bekannteren Titel der „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen“ annahm, sagt in ihrer Vorrede: „Wir gedenken des grausamen Aergernisses, so bei zehn Jahren her vielen hundert Christen durch so viel gott- und lieblose Scharteken gegeben werden, davon alle Buchläden unseres evangelischen Teutschlands erfüllet sind. O wie glücklich waren wir vor zwanzig Jahren, da man von solcher schändlichen Licenz wenig oder gar nichts wußte und mit Erstaunen anhörte, was vor Unheil das ungemessene Bücherschreiben durch viel atheistische und fanatische Bücher im allzufreien Holland anrichtete. Nunmehr ist es, Gott sei es geklagt, so weit gekommen, daß das holländische Samaria gegen das evangelische deutsche Jerusalem fromm worden ist, denn es haben es ja einige lichtscheuende Kinder der Finsterniß bisher ärger als jene gemacht. Dies bedauern wir am meisten, daß dergleichen giftige Dinge nicht allein am meisten gelesen und gekauft werden, sondern auch viel eher Verleger finden als was zu Gottes Ehre und Beförderung des Guten gemeint ist, zumal die Erfahrung lehrt, daß die gründlichste Widerlegung solcher schädlichen Schriften entweder keinen Verleger bekommen oder von Wenigen und nur mit Unwillen gelesen werden.“ Tentzel's Monatliche Unterredungen (1689. S. 984) sprechen vom Atheismus als der Religio Eruditorum.

Der Vorwurf mildert sich allerdings, wenn wir wissen, daß man Atheisten nicht bloß Diejenigen nannte, welche, wie die Unschuldigen Nachrichten 1702. S. 357 sagen, „Gottes Wesen, Religion,

Christenthum, heilige Schrift, Unsterblichkeit der Seele, Himmel und Hölle", sondern auch Solche, welche nur das persönliche Dasein des Teufels und der Gespenster verneinten. Und bei der größten Mehrzahl war dieser angebliche Atheismus nur jene duldsame und mild vermittelnde Gesinnung, welche man damals wohl auch Indifferentismus nannte, weil sie von der Schroffheit der einzelnen Bekenntnißunterschiede absehend auf das Wesentlichste der christlichen Grundlehre als auf die ausgleichende gemeinsame höhere Einheit drang.

Zeugniß von dieser durchbrechenden milderen Gesinnung giebt besonders Erich Friedlieb's „Untersuchung über den Indifferentismus der Religionen, Glückstadt 1700". Der pseudonyme Verfasser war der Hallesche Professor und Geheimerath Jacob Friedrich Ludovici. Vgl. S. J. Baumgarten's Geschichte der Religionsparteien. Halle 1766. S. 120. Der Grundgedanke dieser Schrift ist, daß die wahre Religion bei Seite setze, was Christi Person und Natur sei; ihr genüge zu wissen, daß Christus gütig und ein Retter in der Noth sei. Man könne in allen Religionen selig werden. Die heilige Schrift sei nicht eine Richtschnur, „daraus man Phrases ziehen sondern darnach man leben solle". Die Wahrheit sei nirgends, wo das Herz nicht geändert sei. Taufe und Abendmahl seien für das Christenthum unwesentlich; es sei genug, wenn ein Christ mit dem heiligen Geist getauft sei und mit Christus täglich das Abendmahl halte. Es gebe keine Grundartikel, so wie es in der wahren Religion auch keinen Unterschied zwischen Priester und Laien gebe.

Eine gleiche Gesinnung tritt uns in dem 1702 ebenfalls unter einem angenommenen Namen geschriebenen „Bedenken von der Religione ecclectica" von Oswald Heinrich Ermeling entgegen. Auch „das verdeckte und entdeckte Carneval, erster und zweiter Aufzug 1701" ist in diese Gruppe gehörig, obwohl der Ton frech und lästerlich ist und andererseits doch der Verfasser sich in aufrichtigster Herzensmeinung einen Pietisten nennt. Ihren Titel hat diese Schrift dem Gleichniß entnommen, daß das Spiel der lutherischen Theologen ein verdecktes Carneval sei; sie stellten sich, als suchten sie die Ehre Gottes, in der That aber verkauften sie ihren Zuhörern

nur Larven. Ein unschädlicher Indifferentismus sei tausendmal besser als die starren Fesseln einer finsteren Glaubenslehre, wie sie in den symbolischen Büchern herrsche.

Ja, es fehlt nicht an Anzeichen, daß gleiche duldsame Gesinnungen sich allmählich auch unter dem Bürgerstand verbreiteten. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung das Bild, welches Adam Bernd's, eines schlesischen Geistlichen, eigene Lebensbeschreibung 1738 von den religiösen Zuständen in Schlesien entwirft. Die Mischungen und Begegnungen mit Menschen aller Religionen, wie sie der dreißigjährige Krieg hervorgebracht, hatten den Rückwirkungen der gelehrten Literatur bedeutend und erfolgreich in die Hände gearbeitet.

Dies war der Boden, auf welchen die erneuten Anregungen Locke's und der aus seiner Schule hervorgegangenen späteren englischen Freidenker fielen.

Locke war sowohl philosophisch wie religiös dem allgemeinen Verständniß und Bildungsmaß näher als Des Cartes und Spinoza. Er faßte nur in klare wissenschaftliche Begriffe, was dunkel und ahnungsvoll bereits in Vieler Herzen lag; er brach nicht mit der bestehenden Religion, er suchte sie nur vernunftgemäß aufzufassen und zu erläutern. Die Schriften Locke's und der englischen Freidenker fanden daher nicht bloß in der Urschrift, sondern noch mehr durch französische und deutsche Uebersetzungen und durch die ausführlichen Auszüge, welche die Zeitschriften gaben, überall in Deutschland den willigsten Eingang. Die Leipziger Acta Eruditorum zeigten 1691. S. 501 Locke's Versuch über das menschliche Erkenntnißvermögen sehr beifällig an. Die Unschuldigen Nachrichten, die wichtigste theologische Zeitschrift, bringen Besprechungen und Berichte über Locke's Vernünftiges Christenthum (1710. S. 768), über Shaftesbury's Moralisten (S. 693), über Toland's Adeisidämon (S. 214), über Whiston's Wiederbelebung des ursprünglichen Christenthums (1713. S. 1021), über Toland's Christenthum ohne Geheimniß (1714. S. 464), und nicht minder über die englischen Gegenschriften, welche immer neuen Anlaß gaben, auf jene freieren Regungen einzugehen. Und die Einführung dieser englischen Bücher beschränkt sich nicht

bloß auf die theologischen Fachschriften, sondern erstreckt sich auch auf Zeitschriften allgemeineren Inhalts, wie z. B. auf den Neuen Büchersaal, welcher 1709—1717 von Joh. Gottlob Krause und Joh. Georg Walch herausgegeben wurde.

Schon erschienen geharnischte Gegenschriften von Buddeus, Frommann, Pfaff und Mosheim. Bald erfolgten auf den Universitäten regelmäßige Vorlesungen über und gegen die Deisten. Aber die mächtigen Einwirkungen ließen sich nicht mehr vertilgen, sondern erwuchsen von Jahr zu Jahr zu immer größerer Bedeutung.

---

2. Der Pietismus. Spener. Arnold. Dippel.

Wenn man gewöhnlich Philipp Jacob Spener als den Schöpfer und Begründer des deutschen Pietismus bezeichnet, so ist dies nur sehr bedingt richtig. Das Verlangen nach reinerer und gemüthstieferer Religiosität war weitverbreitet und tiefwurzelnd; Spener war nur der Erste, welcher demselben die Zunge löste und den dunkelgährenden und ziellos umherschweifenden Besserungsversuchen eine einheitliche und wirksame Form gab.

Das Emporkommen des sogenannten Pietismus ist nur eine andere Bethätigung derselben Grundstimmung, welche einen Theil der Zeitgenossen damals der eindringenden fremden Philosophie in die Arme geworfen hatte. Beide Richtungen, der erstehende Pietismus und die beginnende Freigeisterei, haben den gemeinsamen Ursprung und das gemeinsame Ziel in ihrem Kampf gegen die starre Aeußerlichkeit und den ertödtenden Druck der herrschenden Theologie; nur mit dem Unterschied, daß die eine Richtung das Hauptgewicht auf die Befreiung und Befriedigung des denkenden Erkennens legt, die andere auf die Befreiung und Befriedigung des empfindenden Herzens. Die eine Richtung gehört kühnen und folgerichtigen Geistern, die andere ist gemüthsweicher und darum volksthümlicher. Daher die auf den ersten Anblick überraschende Erscheinung, daß das

scheinbar so weit Auseinanderliegende fast immer gleichzeitig auftritt. Neben Baco, Hobbes und Herbert von Cherbury stehen die Puritaner, neben Des Cartes und Gassendi die Jansenisten.

Viele hatten sich bei dem trostlosen Zustand des evangelischen Gemeinlebens in den sicheren Hort der katholischen Kirche zurückgeflüchtet; dort gab es zwar keine größere Freiheit des Denkens, aber eine beruhigende Einheitlichkeit des Glaubens, eine mächtige Folgerichtigkeit des Lehrgebäudes, eine herz- und sinnenerquickende Poesie des Kultus. Andere hatten sich, abgetrennt von den engen kirchlichen Satzungen, in die beschauliche Tiefe der Mystik verloren. War Jacob Böhme und Alles, was an ähnlichen tiefsinnigen und gemüthsinnigen Herzensergießungen ihm voranging oder mit ihm zusammenhing, in seinem innersten Wesen nur der ringende Gegenschlag gegen das hohle und zanksüchtige Kirchenthum der Concordienformel gewesen, was Wunder, daß, da dieselben Ursachen noch fortwirkten, auch die gleichen Stimmungen und Gährungen blieben? Je tobender und ausschließlicher die in Amt und Würden befindliche Priesterkaste, um so zahlreicher, rücksichtsloser und abenteuerlicher die verzückten Schwärmer, die von der Einrichtung einer neuen Kirche träumen, in welcher die Verheißung allgemeinen Priesterthums eine geschichtliche Wahrheit werden soll. Je wirrer, angstvoller und trostloser das Diesseits und die Gegenwart, desto lebendiger und allgemeiner das Bedürfniß, sich über diesen quälenden Jammer zu erheben und nach tröstender Hoffnung einer freudigeren und gottgleicheren Zukunft auszuschauen.

In allen diesen Schwärmern und Sekten bleibt daher die Idee des Chiliasmus, d. h. die Lehre von der Wiederkunft Christi und der Errichtung eines tausendjährigen Reiches, der stetig wiederkehrende gemeinsame Grundzug. Nach großen Kämpfen und nach Zeiten voll Verwirrung, in denen das Böse eine fürchterliche Macht offenbart hat, wird ein irdisches Messiasreich kommen, in welchem die Kirche ihren Vorsabbath feiern wird. Der Teufel wird dann gebunden, das Böse in den Abgrund gedrängt sein. Ein Hirt und Eine Heerde. Das Christenthum ist dann nicht mehr bloß die

leidende und streitende Macht, sondern die weltüberwindende und weltherrschende. Die ersten Christen seien die Kirche in ihrer Kindheit, in statu juvenili, gewesen; das tausendjährige Reich sei die Kirche in ihrer Vollendung, in statu virili. Es ist eine Zeit ohne Sünde, ohne Krieg, ohne Noth und ohne Tod; die Gläubigen werden lauter Licht und Wonne fühlen.

Einer der bekanntesten Schwärmer dieser Art, welche die stillen Nachwirkungen Böhme's pflegten und ihnen thatsächliche Verwirklichung geben wollten, war Quirinus Kuhlmann, geboren am 10. Juli 1652 zu Breslau. Sowohl durch seine Schriften, „Prodromus quinquennii admirabilis“ und „der neubegeisterte Böhme“, wie besonders auch durch lange Wanderungen und Wanderpredigten in Deutschland, Holland, England, Frankreich, Italien und Konstantinopel war er emsig bemüht, den Samen der neuen Erkenntniß auszustreuen und neue Gemeinden zu gründen. Babel sollte fallen, von nun an das Jesusreich oder die sogenannte fünfte Monarchie der Frommen beginnen. Kuhlmann wurde ein trauriges Opfer seines Bekehrungseifers. Am 4. Oktober 1689 wurde er nach grausamer Folterung in Moskau verbrannt. Arnold meldet in seiner Ketzerhistorie, daß dies besonders auf Anstiften der dortigen reformirten und lutherischen Geistlichkeit geschah.

Johann Georg Gichtel, 1638 zu Regensburg geboren und 1710 zu Amsterdam gestorben, durch die Schriften Jacob Böhme's fast bis zum Wahnsinn verzerrt, errichtete die Gemeinde der sogenannten Engelsbrüder, welche, aller irdischen Lust, Arbeit und Sorge sich enthaltend, durch Gebet und Zerknirschung, durch fromme Beschaulichkeit und Ehelosigkeit den Zorn Gottes gänzlich vertilgen, zeitliche und ewige Strafe aufheben und, wie es die Bibel (Lucas 20, 36 und Matthäus 22, 30) verheißen, die Menschen zu Engeln machen wollten.

Philipp Jacob Spener, am 13. Januar 1635 zu Rappoltstein im Elsaß geboren († 1705), wurde von derselben religiösen Strömung getragen. Auch er meinte, daß es dem verknöcherten Kirchenthum gegenüber darauf ankomme, „ein Kirchlein in der Kirche

zu zimmern"; auch er empfahl die alten Mystiker aufs eifrigste und auch er theilte den Glauben an die diesseitige Verwirklichung des tausendjährigen Reichs. Aber Spener war eine klare und verständige Natur, welche bei aller Gefühlstiefe nie den Compaß verlor, der vor Schwärmerei und Ausschweifung sichert.

Von Jugend auf über die Verderbtheit der Kirche erschreckt, begann Spener seit 1670 als Oberpfarrer in Frankfurt am Main die berühmten Collegia pietatis, d. h. gottesdienstliche Hausandachten, in welchen die frommen Seelen aller Stände, Alter und Geschlechter allwöchentlich Montags und Mittwochs Abend durch gottselige Gespräche, Bibelerklärungen und Gebete sich erbauten und zu werkthätiger Heilung weckten. Darauf trat Spener in die Oeffentlichkeit und richtete im Jahre 1675 in der Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Arnd's Postille einen bewegten Mahnruf über die Gebrechen der Kirche und sein herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung an die gesammte evangelische Christenheit. Diese „Pia Desideria" suchten nicht nur nach dem Vorbild der alten apostolischen Kirche die in Frankfurt bereits bestehenden Erbauungsstunden allgemein zu verbreiten, sondern sie drangen vor Allem auch auf die Aufrichtung und fleißige Uebung des allgemeinen geistlichen Priesterthums, wonach ein Jeglicher Macht habe, in dem Worte Gottes fleißig zu forschen, Andere, besonders seine Hausgenossen, zu unterrichten, zu ermahnen, zu trösten, zu bekehren und für ihre Seligkeit zu sorgen; sie drangen auf die strenge Einschärfung der Lehre, daß es im Christenthum mit dem Wissen nicht genug sei, sondern daß das Christenthum vielmehr in der Ausübung der von dem Erlöser und seinem Jünger Johannes gebotenen Liebe bestehe; und sie drangen zugleich auf eine andere Bildung der Prediger, deren Beruf nicht unnützes und gefährliches Streiten gegen Andersgläubige sei, sondern Erweckung des inneren und neuen Menschen, der sein Wesen im Glauben habe und das Zeugniß dieses Glaubens durch die Früchte seines Lebens ablege. Wir wissen, wie Spener diese Grundsätze sein ganzes Leben hindurch, auch in seiner späteren Wirksamkeit zu Dresden und Berlin, maßvoll, aber unbeirrbar festhielt und

dadurch in der That und in der Wahrheit dem gesammten kirchlichen Leben die nachhaltigste und tiefgreifendste Förderung brachte.

Es liegt der Kirchengeschichte ob, die gewaltigen Segnungen dieses reinen und edlen Pietismus in alle Einzelheiten zu verfolgen. Gewiß ist, daß eine tiefe Verinnerlichung der gesammten Sitte und Denkart eintrat. Die alte Theologie hatte über dem ausschließlichen Kampf gegen abweichende Glaubenslehren den Kampf gegen die Sünde völlig aus den Augen verloren; jetzt hielt der Mensch wieder ernste Einkehr bei sich und rang nach sittlicher Läuterung. Es handelte sich nicht mehr bloß um die richtigen Meinungen, sondern weit mehr noch „um die richtigen Tritte", um das ernstliche Verlangen nach dem Unsichtbaren und um die Vermeidung der vergänglichen Weltlust. Es bekundet die tiefgefühlte Nothwendigkeit solcher Verjüngung, wenn wir sehen, wie wunderbar schnell diese Richtung sich durch alle Stände und Orte verbreitet. Mit dem Collegium philobiblicum, welches 1686 zwei junge Leipziger Magister, August Hermann Francke und Paul Anton, in Leipzig für lebendige und erbauliche Bibelauslegung begründeten, faßte sie Fuß auf dem Katheder, und als sie in Leipzig bald keine Duldung mehr fand, ergriff sie Besitz von der 1694 errichteten Universität Halle und verband mit dieser die großartigen Wohlthätigkeitsstiftungen Francke's († 1727). Vergeblich suchte die Orthodoxie, vornehmlich von Wittenberg und Leipzig aus durch Deutschmann und Carpzow die neuen Bestrebungen zu bekämpfen. In alle Länder deutscher Zunge verbreiteten sich aus Halle Bibeln, Seelsorger, Hauslehrer. In Württemberg erstand die Schule Bengel's und Oetinger's. Der Adel, so weit er nicht ganz der französischen Sittenverwilderung erlegen, schloß sich um so begeisterter an, je mehr in dieser thatlosen und erschlafften Zeit von 1680—1740 die Romantik vornehmen Müssiggangs in dieser stillen Beschaulichkeit den Ersatz für den Mangel zündender That suchte; F. W. Barthold hat in seiner vortrefflichen Abhandlung über „die Erweckten im protestantischen Deutschland" (Raumer's historisches Taschenbuch, 1852 und 1853) ein höchst farbenreiches Bild dieser frommen „Grafenhöfe" gegeben. Der Bürger und

Bauer fand Trost und Erquickung für all das Mühsal, durch welches sein freudloses Dasein gedrückt war; frommes Lesen von Bibel und Predigt und Absingen geistlicher Lieder wurden allgemein verbreitete, äußerst wirksame Sitte. Goethe's „Bekenntnisse einer schönen Seele", treu der erlebten Wirklichkeit entnommen, schildern diese Zustände treffend, indem sie sagen: „Es war damals überhaupt eine gewisse religiöse Stimmung in Deutschland bemerkbar; in mehreren fürstlichen und gräflichen Häusern war eine Sorge für das Heil der Seele lebendig; es fehlte nicht an Edelleuten, die gleiche Aufmerksamkeit hegten, und in den geringeren Ständen war durchaus diese Gesinnung verbreitet."

Allein der Pietismus war eine sehr gefährliche Einseitigkeit. Nicht der milden und im schönsten Sinn frommen Persönlichkeit Spener's und den von ihm vertretenen Grundsätzen, sondern dem tiefsten Wesen ascetischer Gefühls- und Phantasiereligion selbst fällt es zur Last, wenn sofort Auswüchse aufwucherten, welche unabweislich den lebhaftesten Widerspruch weckten und die Geschichte des Pietismus fortan zu einer Krankheitsgeschichte machen. In den zarteren Seelen viel träumerische Schönseligkeit, viel loser Flitterschmuck und Tändelkram mit dem tiefen Erschrecken über die Anfechtungen der Sünde und mit der erquickenden Versicherung der Wiedergeburt und des Durchbruchs der Gnade, viel ungesunde Herzensbangigkeit, peinvolle Bußkämpfe, freudenscheue Absonderung und kopfhängerische Verdüsterung selbst in den harmlosesten Vergnügungen; in den derben und rohen Seelen dagegen viel sektirerisches Conventikelwesen, viel Schatzgraben und Suchen nach dem Stein der Weisen und nach wunderthätigen Elixiren, und leider auch jene schamlosen Wüstheiten des ausschweifendsten Muckerthums, welche die alte Erfahrung bestätigen, daß überreizte Gefühlsschwelgerei meist auf überreizter Sinnlichkeit ruht. Und wie bei den Jansenisten, so zeigt sich auch hier bei den Pietisten dieselbe häßliche Erscheinung, daß sie, zu Geltung und Herrschaft gelangt, augenblicklich dem pfäffischen Hochmuth wilder Verketzerungssucht anheimfallen. Es ist bekannt, mit welchen Listen und Gemeinheiten die Halle'schen Pietisten

Christian Wolff aus Halle vertrieben. Das Herrnhuterthum, das den verfallenden Pietismus wieder zu verjüngen und kräftigen schien, ging sogar so weit, die Gemeindeglieder nach dem Maß ihres Gnadenstandes und „ihrer Erfahrung des Blutes Jesu am Herzen“ in drei verschiedene Klassen zu theilen und diese durch äußerliche Tracht scharf von einander zu sondern. Als einer der edelsten Parteigänger, der reine und fromme Johann Jacob Moser, über diese knechtende Gesellschaftsverfassung, die ihm unerträglicher als das Papstthum dünkte, seinen Unwillen aussprach, bestrafte ihn Graf Zinzendorf dadurch, daß er ihn am 17. Januar 1747 für immer von der Gemeinschaft des Abendmahls ausschloß.

So befruchtend und anregend daher auch der deutsche Pietismus eine Zeitlang auf das verhärtete Kirchenthum wirkte, so sagt doch K. A. Menzel in der „Neueren Geschichte“ (Bd. 8, S. 489) sehr richtig: „Faßt man den weichlichen Charakter und die trübe Gestalt des Pietismus in seinem Verhältniß zu der dem Leben der Nationen gestellten Aufgabe ins Auge, so muß man es für ein Glück erachten, daß derselbe das strenge Lutherthum zwar zu mildern, aber sich nicht an dessen Stelle zu setzen vermochte. Der Gedanke an Gott und göttliche Dinge soll das Leben durchdringen und, äußerlich zur Kirche gestaltet, die Welt umfassen und zu Gott zurückführen, nicht aber in leerer Innerlichkeit bleibend oder in engen Genossenschaften steckend, sich der Welt, dem Werke Gottes, als einer von Gott abgefallenen und unrettbar verlorenen Masse, feindlich entgegenstellen. Auch die Kirche unterscheidet Gläubige und Ungläubige, wie das Gesetz Gerechte und Ungerechte, und ihr Stifter hat verkündigt, daß, wer nicht von Neuem geboren werde, in das Reich Gottes nicht kommen könne; aber ihre Bahn führt nicht durch verborgene Schlupfwinkel, ihre Mittel der Heiligung und Unterweisung sind Allem geöffnet, das Erkennungszeichen der in ihr geförderten Wiedergeburt ist der in der Liebe thätige Glaube. Daher hat der in der Kirche waltende Geist, der die ganze Christenheit auf Erden beruft, sammelt und erleuchtet, in der einfachen Denkungs- und Handlungsweise edler Seelen nicht minder, als in den groß-

artigsten Gestalten der Kunst, der Wissenschaft und des christlichen Heldenthums unbefangen und des eigenen Werthes fast unbewußt sich geoffenbart, während der Pietismus in seinen Kirchlein die christliche Frömmigkeit verzerrt und in der Kopfhängerei einen trübseligen Gegensatz zur Lebensfrische und in der scheuen Abwendung von den Erzeugnissen des dichtenden, bildenden und forschenden Geistes eine Beschränktheit an den Tag gelegt hat, deren Aufnahme in den Nationalcharakter das deutsche Leben aller eigenthümlichen Heiterkeit, Kräftigkeit und Wissenschaftlichkeit entkleidet haben würde."

Während die grollenden Freiheitsstürme der englischen Puritaner das gesammte englische Staatswesen umgestalteten und während auch die französischen Jansenisten in allen Verfassungskämpfen in erster Linie standen, verkümmerte der deutsche Pietismus ängstlich und thatscheu in sich selbst und kannte vom Leben nichts als die stille Betstube.

Daher haben die Puritaner ihren Milton, und die Jansenisten die klassischen Werke des Port-Royal und die unsterblichen Schriften Pascal's hervorgebracht; der deutsche Pietismus dagegen geht in der Literatur fast spurlos vorüber. Das bedeutendste, ja das einzig bedeutende Literaturwerk des deutschen Pietismus ist Gottfried Arnold's „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie".

Gottfried Arnold, Sohn eines armen Schullehrers zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge, war 1666 geboren und hatte, nachdem er zu Wittenberg studirt, als Hauslehrer in Dresden im Jahre 1689 mit Spener in vertrautem Verkehr gestanden. Hier öffneten sich seine Augen über das Verderben der Kirche; und dieser Zorn ist fortan die Grundstimmung all seines Wirkens geworden. Von diesem Gedanken sind bereits seine ersten Schriften getragen, welche er während eines vierjährigen Hauslehrerthums in Quedlinburg schrieb, 1695 „das erste Marterthum" und 1696 „die erste Liebe, das ist wahre Abbildung der ersten Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben". Sein Hauptwerk aber ist die „Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie", welche in den Jahren 1698

und 1700 erschien. Arnold war einige Monate (1697) Professor der Geschichte in Gießen, dann Hofprediger der verwittweten Herzogin von Sachsen-Eisenach in Allstädt, seit 1705 Pastor zu Werben in der Altmark, seit 1707 Pastor zu Perleberg, woselbst er am 30. Mai 1714 starb, kaum achtundvierzig Jahre alt. Von seinen späteren Büchern ist am meisten die phantastisch-mystische Dichtung, „das Geheimniß der göttlichen Sophia, 1708“ hervorzuheben.

In ihrem eigensten Wesen ist die Ketzerhistorie trotz ihres beträchtlichen Umfangs — der erste Band enthält 1202, der zweite 1488 enggedruckte zweispaltige Folioseiten — eine wohlberechnete Parteischrift und daher für die Entwickelung der Geschichtswissenschaft von untergeordneter Bedeutung. Ihr Werth liegt in der befreienden, revolutionären Tendenz. Diese zeigt sich nicht bloß in der vernichtend epigrammatischen Einleitung: „Allgemeine Anmerkungen von denen Ketzergeschichten“, sondern sie ist der Lebensnerv seiner gesammten geschichtlichen Auffassung. Wie einst die große Kirchengeschichte der Magdeburger Centuriatoren nur den Zweck gehabt hatte, die Hierarchie des Papstthums als eine steigende Verdunkelung der ursprünglichen Glaubensreinheit darzustellen, so ist die Triebfeder Arnold's der Widerwille gegen den Glaubenszwang, welchen jetzt das Papstthum der lutherischen Orthodoxie übte. Sein Pathos ist der schneidende Haß und Ingrimm gegen den starren Dogmatismus und das mit diesem engverbundene hierarchische Treiben oder „wie wir es nennen, das Ministerium“. Um zu beweisen, daß der verfolgte Pietismus der Kern, die herrschende Kirche aber die Schlacke des Christenthums sei, beweist Arnold, daß das wahre Christenthum sich von jeher nur in den unterdrückten Sekten gefunden. Immer die Frömmsten und Reinsten seien von den „Ketzermachern“ aus Bosheit und Selbstsucht als Ketzer gebrandmarkt und gemartert. So wurde, wie sich Hoßbach in seiner vortrefflichen Schrift über Spener (Bd. 2, S. 111) ausdrückt, sein Buch unwillkürlich ein Schandgemälde der herrschenden Geistlichkeit aller Jahrhunderte und eine Schutzschrift für alle Ketzer und Mystiker, in deren Werken er eine erstaunliche Belesenheit hatte. Arnold's

Buch durchlebte daher auch alle Schicksale einer leidenschaftlichen Parteischrift. Spener, dessen ausgleichender Milde solche erbitterte Heftigkeit fern lag, verhielt sich ablehnend und zurückhaltend. Thomasius, welcher eine Zeitlang die pietistischen Neigungen theilte und Arnold durch viele Beiträge unterstützt hatte, nannte es das beste Buch nach der Bibel. Die Unterdrückten und Verfolgten nahmen es mit Jubel und lauter Begeisterung auf, die angegriffenen Zionswächter der kirchlichen Rechtgläubigkeit mit so tobender Wuth, daß der dritte Band der zu Schafhausen 1742 erschienenen Ausgabe, die von beiden Seiten gewechselten Streitschriften enthaltend, nicht weniger als elfhundert Folioseiten umfaßt. Die Darstellung ist, wie die scharf ausgesprochene und höchst einseitige Parteiansicht bedingte, nicht frei von Uebertreibung und Entstellung in der Schilderung der Gegner, und ebensowenig frei von geflissentlicher Schönmalerei in der Schilderung der trüben Irrgänge der Schwärmerei und Mystik. Es ist ein höchst trostloser Gesammteindruck, wenn die Geschichte des christlichen Lebens zuletzt in den einzigen verbissenen Gedanken zusammenschrumpft, daß, nachdem schon mit dem dritten Jahrhundert der Verfall der Kirche seinen Anfang genommen, die Kraft und Macht der Geistlichkeit nur immer in Bosheit und Verfolgung bestanden habe. Baur sagt in seinem feinsinnigen Buch: „Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung" (S. 105) treffend, alle Betrachtungen seien nur immer unendliche Variationen über das Thema: „andere Personen, aber dieselben Aufzüge". Jedoch über dieser Einseitigkeit ist die tiefe geschichtliche Bedeutung des Werks nicht zu übersehen. Durch seine gewaltige Stofffülle ist es noch heut jedem Forscher unentbehrlich. Ja, es bezeichnet sogar insofern einen Fortschritt in der Geschichte deutscher Geschichtschreibung, daß mit ihm zum ersten Mal in Deutschland seit dem großen Centurienwerk, an Stelle der zusammengewürfelten Notizensammlungen ein Werk auftritt, das von der zwingenden Einheit eines festen Grundgedankens getragen ist und diesen bis in die kleinsten Verzweigungen mit bewunderungswürdigster Folgerichtigkeit durchführt. Arnold's Ketzerhistorie ist der Zeit nach das erste deutsche Geschichts=

werk. Wie bezeichnend, daß die deutsche Geschichtschreibung mit der Kirchengeschichte begann und sodann in Winckelmann das vollendete Muster der Kunstgeschichte aufstellte, bevor noch die politische Geschichte die leiseste Ahnung ihrer Aufgabe und wissenschaftlichen Behandlung hatte!

Auf andere Erscheinungen der zahlreichen pietistischen Literatur einzugehen, ist unnütz. Sie dreht sich entwicklungslos im Kreise. Es sind fromme Tractätchen und salbungsvolle, meist trüb empfindelnde Erbauungsbücher.

Nur eine einzige in jenen pietistischen Händeln einst vielgenannte Persönlichkeit ist noch besonders hervorzuheben. Sie ist ein denkwürdiger Beleg, wie damals auch viele rein weltlichgesinnte Gemüther durch die Macht der Ereignisse in diesen Strudel hineingezogen wurden. Wir sprechen von dem Ungestüm und der Zerfahrenheit Dippel's.

Johann Conrad Dippel war am 10. August 1673 auf dem Schloß Frankenstein an der Bergstraße bei Darmstadt geboren. Leichtbeweglichen Geistes, voll Ruhmbegierde und Streitlust, zeigte er sich, als er 1689 auf die Universität Gießen kam, bald als einen der gewandtesten Disputanten. Er stand zuerst ganz auf Seiten der alten Schultheologie; er warf sich absichtlich in ein liederliches Leben, um auch durch die That zu beweisen, wie feind er pietistischer Entsagung sei. Trotzdem scheiterten seine Pläne auf eine Professur sowohl in Gießen wie in Wittenberg. Er ging nach Straßburg, dort günstigeren Boden hoffend. Auch hier noch unsäglich viel Windbeutelei; er hielt Vorlesungen über Chiromantik und Astrologie und glänzte auf Grund dieser Künste als Wahrsager, er war ein angestaunter und gefürchteter Raufbold, zuletzt nöthigten ihn überhäufte Schulden zu heimlicher Flucht. Zugleich aber wurde er in Straßburg, wo Spener so lange gelebt und gewirkt hatte, von der Uebermacht des Pietismus ergriffen, predigte fleißig, las die Kirchenväter, besonders Augustinus, vertiefte sich in die Schriften Spener's und wurde wankend in jener gehässigen Ketzermacherei, welche er bisher als ruhmversprechendes Handwerk betrieben hatte. Dippel

selbst schildert in einem autobiographischen Bruchstück diese Seelenstimmung mit folgenden Worten: „In Summa, ich wurde auf einmal verwandelt in meinen Meinungen und war nunmehr versichert, daß alle Orthodoxie Thorheit und ein leeres Pfaffengeschwätz oder Wortstreit sei, da ein Jeder in seiner Sekte den Meister spielt und Recht behält; ja ich kam so weit, daß ich ein Zweifler und beinah ein Atheist war! in diesem Zustand ließ sich Gott, der mich mit Ernst suchte, am meisten in mir fühlen, aber meine Augen und Ohren waren noch von seiner Zucht und Stimme abgewandt und ich erwählte wider alle Ueberzeugungen immerdar meine vorigen Wege außer dem einigen, daß ich nachließ, wider die Pietisten zu eifern und orthodox zu sein.“ Nach Hause zurückgekehrt, spielte er am Hofe zu Darmstadt, wo inzwischen der Pietismus Eingang gefunden, den eifrigen Pietisten; aber er war, wie er selbst sagt, „noch immer in der Haut der Schalk und ein Feind des Kreuzes Christi, der bei seiner Pietät damals vornehmlich den Nutzen des Lebens suchte, nämlich eine fette Station und eine favorable Heirath“. Zuletzt log er sich in die Lüge selbst hinein. Er hatte merkwürdige nächtliche Gesichter, deren er sich als göttliche Offenbarungen rühmte; aber sein „tückisches Herz wollte noch nicht einwilligen, Alles in der Welt zu verleugnen und der Ehre Christi allein zu dienen“. Er schrieb 1697 seine erste Schrift: „Orthodoxia Orthodoxorum oder die verkehrte Wahrheit und die wahrhaftigen Lügen der sogenannten Lutheraner“, in welcher er nach beiden Seiten sich seine Stellung offen zu halten trachtet; er verhehlt seine pietistischen Neigungen nicht, richtet sich aber „doch wider alle bessere Ueberzeugung seines Gewissens nach den Satzungen der symbolischen Bücher, damit er ja seine bevorstehende Beförderung nicht verscherze“. Erst nachdem alle Aussichten auf die gehoffte theologische Professur geschwunden waren, erschloß er sich rückhaltlos den Ermahnungen Arnold's, „welcher durch sonderbare Führung Gottes nebst noch zweien anderen Gefährten damals aus Sachsen gekommen“, und er gab „nach manchem harten Kampf“ das Jawort, „Gott allein anzugehören und keinem Menschen um zeitlichen Nutzens Willen mehr zu Ge-

fallen zu leben". Die erste Frucht dieses Durchbruchs war die Flugschrift „Papismus Protestantium vapulans, oder das gestäupte Papstthum, 1698", eine heftige Kriegserklärung gegen die Päpstler der Concordienformel und eine beredte Verherrlichung „des inneren Lichtes und der unmittelbaren Offenbarung, welche noch jetzt jeden Menschen erleuchten könne". Verlassen und arm irrte Dippel Jahrelang rathlos in der Umgegend zwischen Gießen und Darmstadt umher. War im gesammten Pietismus der Glaube an geheimnißvolle Naturmächte und an die mystischen Künste des Goldmachens und der Lebenselixire lebendig, weil man meinte, Gott zeige auch in irdischen Dingen seine Wunderkraft, so wurde Dippel's genußsüchtiger Weltsinn nunmehr unwiderstehlich auf diese wunderversprechende Bahn gelockt. Der Pietist wurde alchymistischer Adept, kaufte 1704 ein Landgut mit der Hoffnung, dort seine Goldmacherkunst im Großen treiben und mit dem Ertrag derselben die Zahlung leisten zu können; er mußte aber noch in demselben Jahre vor seinen Gläubigern die Flucht ergreifen und wanderte nach Berlin, wo er unter Begünstigung des durch Friedrich's I. Prachtliebe und Kriegsführung hartbedrängten Finanzdirectors seine alchymistischen Bemühungen fortsetzte und dabei das sogenannte Berliner Blau erfand. Im Frühling 1707 rettete er sich auch hier durch Flucht, verweilte darauf als Gast am frommen Hof zu Köstritz, übte einige Jahre hindurch in stiller Ruhe zu Amsterdam die Heilkunde aus und erwarb 1711 zu Leyden die medizinische Doktorwürde. Mißliche Vorfälle nöthigten ihn aber 1714 auch Holland zu verlassen; er ging nach Altona unter dänischen Schutz, mischte sich aber bald in Regierungshändel, wurde 1719 deshalb zu ewiger Gefangenschaft nach Schloß Hammerhuus auf der Insel Bornholm gebracht, auf Fürbitte der Königin von Dänemark aber im Juni 1726 wieder befreit. Darauf verweilte er eine Zeitlang bei einem seiner Verehrer, einem Kaufmann in Christianstadt. Im Jahre 1727 nach Stockholm an den Hof berufen, um bei der schweren Krankheit des Königs Friedrich I., des früheren Landgrafen von Hessen, mit seinem ärztlichen Rath beizustehen, gelangte er bei dem König, bei

der Königin und bei dem frommen Adel zu so hohem Ansehen, daß er sogar, wie es heißt, zum künftigen Erzbischof von Upsala bestimmt wurde; in Folge einer neuen Schrift aber: „Der von den Nebeln der Verwirrung gesäuberte helle Glanz des Evangeliums", mußte er auch hier den Angriffen der ergrimmten Geistlichkeit weichen. In den Jahren 1728 und 1729 unstetes Wanderleben, hauptsächlich in hannöverschen Städten, aus denen ihn gleichfalls geistlicher Haß vertreibt. Endlich begiebt er sich nach Berleburg, der Freistätte der Frommen, „welche schon so manchem müden Wanderer in Betracht seines Gewissens Ruhe gewährt"; aber auch hier wurde er wieder in die ärgerlichsten Streitigkeiten mit dem Grafen Zinzendorf verwickelt, gegen den er ebenso höhnisch eiferte wie gegen die Orthodoxen. Eben wollte Dippel nach seiner Heimath in Darmstadt zurückkehren, da starb er auf Schloß Wittgenstein plötzlich am Schlagfluß, am 25. April 1734.

Es wäre unbillig, wollten wir auf Grund seiner seltsamen Bekehrungsgeschichte Dippel der bewußten und ununterbrochen fortgesetzten Heuchelei bezichtigen. Es ist leicht zu ersehen, wo die volle Hingebung aufhört und die dunkle Selbsttäuschung beginnt. Dippel war mit dem Pietismus durchaus übereinstimmend in der Verneinung, in dem gemeinsamen Kampf gegen die starke Bedrückung des lutherischen Pfaffenthums. Dies war es, warum er sich einen Pietisten nannte und sein ganzes Leben hindurch vorzugsweise in pietistischen Kreisen verkehrte. Aber auf die Bejahung des Pietismus, auf dessen eigenste Grundsätze und Gesinnungen konnte er auf die Dauer nicht eingehen; dazu trug er zu viel Denk- und Thatlust in sich, dazu fehlte ihm die tiefe Gemüthsinnerlichkeit eines Spener, Arnold und Francke. Daher die Kämpfe, welche es ihm kostete, bevor er sich offen zu den Pietisten bekannte; und daher auch die Streitigkeiten und Zerwürfnisse, welche ihn später von den tonangebenden Führern trennten. Dippel hatte seine ausschließlich verneinende und streitende Natur so richtig begriffen, daß er sich von Anbeginn den Schriftstellernamen Christianus Democritus wählte und diesen Namen bis an sein Ende unverändert festhielt. Seine

zahlreichen Schriften, welche 1747 zu Berleburg in einer Gesammtausgabe von drei Bänden erschienen sind (Eröffneter Weg zum Frieden mit Gott und allen Kreaturen), sind insgesammt Streit- und Gelegenheitsschriften; aber es erhellt deutlich, daß sie über die Enge des Pietismus hinausgehen, indem sie nicht mehr bloß gegen die Uebergriffe herrschsüchtiger Geistlichkeit, sondern ebenso sehr gegen die bindenden Lehrsatzungen der Kirche selbst eifern. Seine Grundansichten (vgl. Bd. 1, S. 490; Bd. 2, S. 573) sind folgende: 1) Die heiligen Schriften sind Zeugnisse von Gott und seinen Werken, aufgestellt von Menschen Gottes; daß aber die heiligen Schriften, wie wir sie jetzt in der Bibel haben, einzig und ausschließlich als canonische Bücher, d. h. als Richtschnur des Glaubens und Wandels, betrachtet werden, das ist Irrthum und Betrug, weil Gott und sein Geist nicht aufgehört haben, in den Menschen zu wohnen. Es muß festiglich geglaubt werden, daß Gott noch der alte Gott ist und daß derohalben in unseren Tagen und auch in denen, die noch kommen, ebenso tüchtige Gefäße sein können, Gottes Kraft und Weisheit zu entdecken, als die ersten. 2) Das Verdienst Christi besteht hauptsächlich in dem Vorbildlichen seines Lebens und Todes; die kirchliche Rechtfertigungslehre ist daher widersinnig; der Christus in uns, nicht der Christus außer uns, ist die Hoffnung der ewigen Herrlichkeit; ist die Sünde getilgt, so folgt der Friede von selbst; dies ist die Vergebung der Sünde, von außen kann diese Vergebung nicht gegeben werden. 3) Der äußere Gottesdienst ist überflüssig, götzendienerisch, babelisch; besonders die Sakramente sind nicht Ordnungen Christi, sondern willkürliche, oft sogar verderbliche Menschensatzungen. 4) Die wahre Kirche ist die Gemeinschaft der Frommen; wie die Christen, so können auch die Heiden, Juden und Türken an derselben theilnehmen und durch die Erweckung des innerlichen Lichtes zur Nachfolge Christi geführt werden.

Man hat daher mit einem gewissen Schein des Rechts Dippel auch als einen Vorläufer des Rationalismus bezeichnet. In manchen Dingen ist er sogar kühner als der Rationalismus. Er fordert nicht nur, wie z. B. in der kleinen Schrift: „Ein Hirt und Eine

Heerde", unbedingte Duldung und Religionsfreiheit, sondern sogar schon Civilehe, ja in seiner „Christenstadt auf Erden" geradezu socialistische Aufhebung des Eigenthums. Gleichwohl macht ihn sein pietistischer Gesichtskreis wieder zu befangen, als daß er für die Anregungen der Philosophie ein Herz hätte. Der innere Lichtmensch, von welchem Dippel so viel zu reden weiß, ist nicht das Licht des freien Denkens, sondern das Licht besonderer Erleuchtung und Begnadigung. Es ist unrichtig, wenn Karl Adolf Menzel, der sonst so gewissenhafte Quellenforscher, in seiner „Neueren deutschen Geschichte" (Bd. 10, S. 271) Dippel unter den Verbreitern der aus dem Ausland gekommenen philosophischen Richtungen anführt. Dippel nennt mehrfach (Bd. 1, S. 750; Bd. 2, S. 3) die cartesische Lehre eine vom Teufel eingegebene, weit schlimmer als die scholastisch-aristotelische. Eine besondere Schrift, 1708 zu Amsterdam geschrieben, „Fatum fatuum," wendet sich mit erbittertster Heftigkeit gegen Hobbes, Cartesius, Malebranche, Balthasar Bekker und namentlich gegen Spinoza. Und eine spätere Schrift: „Der chemische Versuch zu destilliren" kehrt dieselben Waffen gegen Leibniz und Wolff.

Dippel's Natur war zu einem freien Denker angelegt, und doch hatten ihn die Umgebungen und Verwicklungen seiner Jugend in die pietistische Strömung gezogen. Der ungelöste Widerspruch dieser inneren Zwiespältigkeit ist seine Tragik. Sein Leben verzehrt sich darum in Unfrieden und Abenteuerlichkeit, seine Schriften sind unerquicklich und wirkungslos.

Immerhin aber ist es äußerst bedeutsam, daß innerhalb des Pietismus selbst sich freiere Bestrebungen dieser Art regten. Für freie und thatkräftige Geister waren die Grenzen des Pietismus zu eng.

Als die Verstandesaufklärung des achtzehnten Jahrhunderts auch ihrerseits wieder zu einer Dürre des Gemüthslebens zusammenzuschrumpfen drohte, welche Gefahr lief, wenn auch aus anderen Ursachen, so doch mit denselben Wirkungen, in alle Gebrechen der von ihr so bitter bekämpften Theologie der alten Scholastik zurückzufallen, da kam die sogenannte Sturm- und Drangperiode, welche

die nachklingenden Stimmungen des Pietismus wieder in sich aufnahm, aber zum geläuterten Ideal reinen und harmonischen Menschendaseins emporhob. Aus Hamann erwuchs der Humanitätsbegriff Herder's. Der Pietismus, selbst der edle Pietismus Spener's, verhält sich zu diesem Humanitätsbegriff, wie in Goethe's unsterblichem Lehrroman die krankhafte Empfindelei der „schönen Seele“ zur gesunden Werkthätigkeit Nataliens.

---

3. Versuche der Kircheneinigung.

Unter den Ursachen, welche auf der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland den Sturz der starren Orthodoxie herbeiführten, ist neben dem Erstarken des freien philosophischen Denkens und neben der durch den Pietismus geweckten tieferen Gemüthsinnerlichkeit eine dritte Gruppe von Ereignissen nicht zu übersehen, welche an sich zwar ganz ergebnißlos verliefen, aber eben durch diese Ergebnißlosigkeit auf die Denkweise der Menschen einen sehr mächtigen und bleibenden Einfluß übten.

Es sind die wiederholten Versuche, die drei abendländischen Sonderkirchen zu ihrer ursprünglichen Gemeinschaft zurückzuführen.

Freilich mißlangen diese Versuche. Sie mußten mißlingen; denn es ist die Natur eines jeden religiösen Bekenntnisses, sich für das allein wahre zu halten. Indem aber durch die lebhaft gepflogenen Verhandlungen diese gegenseitige Ausschließlichkeit klar und bestimmt in das Bewußtsein trat, und indem zugleich die Nothwendigkeit, den verderblichen offenen Hader endlich abzubrechen und für die Zukunft unmöglich zu machen, durch die entsetzlichen Erfahrungen der langen Religionskriege bei allen Edlen und Verständigen untilgbar feststand, faßte der Begriff und die Pflicht religiöser Duldsamkeit in den Gemüthern immer kräftiger Wurzel.

Die Geschichte dieser kirchlichen Wiedervereinigungsversuche ist daher in der That nichts anderes als die Entstehungsgeschichte

jener „Idee der Toleranz“, welche, durch die Einwirkungen der englischen und französischen Freidenker unterstützt und fortgebildet, der Grundgedanke und der Abschluß der gesammten deutschen Aufklärung wurde.

Länger als anderthalb Jahrhunderte waren seit dem Bruch des Protestantismus mit der katholischen Mutterkirche verflossen; und noch immer trug man sich auf beiden Seiten mit der nur aus der Gewohnheit tausendjähriger Zusammengehörigkeit erklärbaren Täuschung, als sei diese Spaltung lediglich ein unseliger und unnatürlicher Familienstreit, dessen Ausgleichung früher oder später mit Sicherheit zu erwarten stehe. Selbst die Urkunde des westfälischen Friedens spricht in den mannichfachsten Wendungen wiederholt den Gedanken aus, daß dieser Friede nur ein vorläufiges Abkommen sei, bis dem staatlichen und bürgerlichen Frieden auch der Kirchenfriede nachfolge (usquedum de religionis dissidiis per Dei gratiam conventum fuerit); sie erachtet sogar für nöthig, ausdrücklich hinzuzusetzen, daß dieses Abkommen nichtsdestoweniger vollgiltig fortbestehen solle, auch wenn wider Verhoffen jene vorauszusehende Kircheneinigung ausbleibe (si vero, quod Deus prohibeat, de religionis dissidiis amicabiliter conveniri non possit, nihilominus haec conventio perpetua sit et pax semper duratura). Daher jetzt von allen Seiten die verschiedenartigsten Entwürfe der Vermittelung und Einigung. An die Stelle des Schwertes war die Feder, an die Stelle des Krieges der friedliche Denkschriftenwechsel und die diplomatische Unterhandlung getreten. Der Ausgang war der gleiche.

Papst und Jesuiten wußten genau, was sie wollten. Nicht Ausgleichung durch Nachgiebigkeit, sondern Wiedererlangung der verlorenen Alleinherrschaft. Zwar fehlte es nicht an einzelnen mildgesinnten und hochherzigen Katholiken, welche aufrichtig die Hand zur Versöhnung boten. Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von Mainz, schon bei dem westfälischen Frieden segensreich einwirkend, veranstaltete 1661—1673 einen Briefwechsel zwischen der theologischen Fakultät zu Helmstädt und den katholischen Theologen

in dem freisinnigen Kapitel von Mainz; auf Seiten der Protestanten machte Hermann Conring, auf Seiten der Katholiken Boineburg den Vermittler. Man kam trotz des redlichsten Willens über den Streit nicht hinaus; es läßt sich kein weiteres Ergebniß berichten, als daß Leibniz hier zum ersten Mal auf diese Fragen hingelenkt wurde. Auch Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (1649—1693), ein zum Katholicismus übergegangener Protestant, erörterte in seinem 1660 nur in achtundvierzig Exemplaren verbreiteten Buch: „Der so wahrhafte als ganz aufrichtig- und discretgesinnte Katholische“ mit unbefangener Schärfe alles ihm in der katholischen Kirche Anstößige, namentlich die störende Vermischung des Weltlichen und Geistlichen in der Machtstellung des Papstes. In den letzten Jahren seines Lebens correspondirte er mit Leibniz über die Einigung der Kirchen (Vgl. Chr. v. Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels). Im Auftrag des zum Katholicismus übergetretenen Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel sprach sich 1709 der gleichfalls convertirte Reußische Consistorialrath von Räsewitz, unter dem angenommenen Namen Zephyrinus de Pace durchaus in demselben Sinn aus (nöthige Wiederaufrichtung der ersten christlichen Kirche). Doch solche vereinzelte Milde vermochte nicht aufzukommen. Die maßgebenden Machthaber der Kirche selbst schlugen andere Wege ein. Innocenz XI. war eben durch die von Ludwig XIV. verkündigten Freiheiten der gallikanischen Kirche mit neuem Verlust bedroht. Kaiser Leopold I. wünschte durch allgemeine Katholisirung die Macht seines Kaiserthums und die Einheit seiner Erblande zu stärken, um den türkischen und französischen Eroberungsgelüsten die Spitze bieten zu können. Ludwig XIV. sann bereits auf die Aufhebung des Ediktes von Nantes. Da man keine Gewalt hatte oder die letzte Härte zur Zeit noch scheute, so wendete man Verstellung und List an. Christof Rojas oder Roxas, aus dem berühmten italienischen Geschlecht der Spinola, ein spanischer Franciscaner, Beichtvater in Wien, Bischof von Thina in Kroatien, wurde (1675—79) an alle deutsche protestantische Höfe und an die bedeutendsten evangelischen Geistlichen geschickt, die umfassendsten Zugeständnisse anzubieten. Der

Papst sollte, den von Spinola gemachten Vorschlägen gemäß, die Haupthindernisse der möglichen Wiedervereinigung hinwegräumen, er sollte das Abendmahl in beiderlei Gestalt, die Abschaffung des Cölibats, die Lehre von der Rechtfertigung gestatten, die Kirchengüter feierlich abtreten, den protestantischen Fürsten die bischöflichen Rechte auf Grund des westfälischen Friedens überlassen und die Beschlüsse des Tridentinischen Concils aufheben; die Protestanten dagegen sollten die Oberhoheit und Gerichtsbarkeit des Papstes als des ersten christlichen Patriarchen anerkennen und die Entscheidung über streitige Glaubenssätze der Stimmenmehrheit einer neuen vom Papst zu berufenden und von Katholiken und Protestanten zu beschickenden allgemeinen Kirchenversammlung anheimstellen. Ernstlich wurde die Frage im Jahre 1683, als es Spinola gelang, den hannöverschen Hof, mit ihm auch Leibniz, den Hoftheologen Molanus und den milden Calixtus für sein Unternehmen zu interessiren. Entgegenkommende Schriften wurden gewechselt und auch versucht Bossuet, den berühmten Bischof von Meaux, in die Sache hineinzuziehen. Dieser war zwar 1671 in seiner berühmten „Exposition de la doctrine de l'église catholique“ nicht so weit vorgeschritten; aber auch er hatte doch der Auslegung der tridentinischen Beschlüsse eine so geschmeidige Dehnbarkeit gegeben, hatte den Katholicismus so sehr als die allen zugängliche und bequeme Religion darzustellen gewußt, daß die Mahnung zu allgemeiner Vereinigung unter diesem Zeichen sich von selbst ergab. Eines der wichtigsten praktischen Hemmnisse suchte er in der Schrift „Traité de la communion sous les deux espèces“ hinwegzuräumen. 1678 veranstaltete er einen Disput mit dem reformirten Prediger Claude, dessen Verlauf veröffentlicht wurde. Aber dennoch war es gerade sein entschiedener Widerspruch, an dem die weitgehenden Pläne Spinola's jetzt scheiterten. Auch zeigte es sich sowohl in Deutschland wie in Frankreich nur allzubald, wie richtig Landgraf Ernst diese Pläne durchschaut hatte, wenn er sie eine den Protestanten gelegte Falle nannte; nur gemacht, die Protestanten noch mehr unter sich zu veruneinigen und dann dieselben um so leichteren Kaufs zu gewinnen.

Rathloser und schwankender waren die Protestanten. Die Orthodoxen und Pietisten sind niemals ernstlich auf diese Lockungen eingegangen. Jedoch gab es eine freisinnige und gebildete Mittelpartei, welche, der unaufhörlichen Zänkereien und des aus der Kirchenspaltung entstandenen staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Unheils müde, aus vollem Herzen eine friedliche Verbrüderung der gesammten Christenheit wünschte. Der calvinistische Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, der Spinoza auf den akademischen Lehrstuhl berufen wollte, erbaute in Heidelberg den Lutheranern die Providenzkirche und errichtete in Mannheim die Friedenskirche für alle drei christlichen Bekenntnisse gemeinsam. Und auch unter den Männern der Wissenschaft war der milde versöhnende Sinn des großen Georg Calixt noch nicht ausgestorben. Matthäus Prätorius, Prediger zu Memel im Herzogthum Preußen und königl. polnischer Historiograph, sendete 1682 dem Corpus Evangelicorum zu Regensburg eine später (1685) zu Köln gedruckte Schrift: „Tuba pacis ad universas dissidentes in Occidente Ecclesias seu Discursus theologicus de Unione Ecclesiarum, Romanae et Protestantium“, von welcher er willkürlich behauptete, daß sie von den bedeutendsten Königsberger Professoren, deren Namen er anführt, gebilligt werde. Dieses Buch richtet sich in besonderen namentlichen Zuschriften nicht nur an alle mächtigsten Fürsten ohne Unterschied der Religion, sondern sogar an den Papst selbst, den es unbedenklich als Bischof der Bischöfe, als den von Altersher mit dem Recht über alle abendländischen Kirchen Betrauten bezeichnet. Es beginnt mit der Erklärung, daß es nur Eine heilige katholische und apostolische Kirche gebe, außer welcher kein Heil sei, daß dem Papst nicht nur der Primat des Ranges, sondern auch der Gerichtsbarkeit zustehe, verlangt aber zum Friedenswerk der Wiederherstellung dieses Primats, daß ein neues Concilium berufen werde, welches sich über die Concilien von Kostnitz, Basel und Trident stelle, und daß die symbolischen Schriften aller Kirchen bis dahin eine nur vorläufige Geltung beanspruchen dürften. Prätorius' Schrift fand indeß auf keiner Seite Anerkennung; er selbst trat schon 1684 zum Katholicismus über. Vom höchsten

Standpunkte aus rechtfertigte endlich Leibniz die versöhnliche Stimmung. Im Innersten frei von den Schranken äußerer Glaubenssatzung, behandelte er die kirchliche Frage rein staatsmännisch. Er wollte die Einheit, weil er die Entwickelung der Menschheit als eine einheitliche erfaßt hatte und die großen Vortheile einer einheitlichen Kirche für den Frieden Europas und für den ungestörten Fortgang der Bildung erkannte. Durch alle seine kirchlich-politischen Schriften und Verhandlungen geht der bestimmende Grundgedanke, daß es sich um Herstellung der einen christlichen Kirche auf der Grundlage des Evangeliums, folglich um Abschaffung der durch die Barbarei der Zeiten eingerissenen Mißbräuche und unter dieser Bedingung sodann um Herstellung des Ansehens des Papstes als des ersten Bischofs, sowie der alten Gewalt der kirchlichen Hierarchie handle; und noch spät nach manchen leidvollen Enttäuschungen schreibt er am 26. Juni 1698 an seinen Freund Hiob Ludolph in Frankfurt: „Unsere Hoffnungen sind gering; und doch wenn fünf bis sechs Menschen es wollten, Ludwig XIV., der Kaiser, der Papst, ein paar protestantische Fürsten, so wäre es geschehen; vielleicht geschieht es im folgenden Jahrhundert!“ Leibniz wurde besonders durch seine amtliche Stellung in Hannover sehr lebhaft in die obschwebenden Einigungsversuche hineingezogen. Er mußte dabei erfahren, daß nur Wenige seinen reinen und idealen Sinn theilten, sondern daß weltliche Rücksicht und Selbstsucht von allen Seiten im Spiel war. Wie der Kaiser besonders darum seine Pläne so emsig betrieb, um die Einheit des Reichs und seiner Erbstaaten straffer zu ziehen, so betrieb auch der Herzog von Hannover unter allen deutschen Fürsten diese Pläne am emsigsten, weil er ehrgeizig nach der neunten Kurwürde trachtete.

Vorwiegend weltliche Beweggründe hatten den Einheitsplan geschmiedet; weltliche Beweggründe zertrümmerten ihn. Die politische Lage hatte sich im Lauf der Verhandlungen in allen Stücken verändert. Ludwig XIV. hatte durch die blutigste Metzelei und Verfolgung der Hugenotten im Innern die Einheit der Staatskirche hergestellt; in seiner äußeren Politik aber konnte gerade er am aller-

wenigsten ein Werk unterstützen wollen, das wesentlich auf die Kräftigung des Kaisers und des Papstes angelegt war. Der Kaiser richtete seine Wünsche auf die Krone von Spanien und durfte daher in Glaubenssachen ferner nicht läßlich sein. Und umgekehrt hatte Hannover durch die englische Revolution von 1688 Aussicht auf die englische Thronfolge gewonnen. Was Leibniz, mehr höfisch als philosophisch, am 15. October 1708 an Fabricius schrieb, daß das ganze Recht Hannovers auf Großbritannien in der Ausschließung und in dem Hasse der römischen Religion begründet sei, und daß Hannover daher Alles vermeiden müsse, wodurch es gegen Römisch-Katholische lau erscheinen könne, das wurde schon jetzt die leitende Triebfeder der hannoverschen Hauspolitik. Daher die überraschende Wendung, daß, während zuerst von allen Seiten in diesen Verhandlungen List, Verstellung und schlaue Hinterhaltigkeit obgewaltet hatten, jetzt die schneidendste Aufrichtigkeit und schlechtverhehlte Rückzugspläne an die Stelle treten! Dies ist die denkwürdige Bedeutung des Briefwechsels zwischen Leibniz und Bossuet. Der Streit wird zuletzt ein rein wissenschaftlicher, ohne alles Streben nach thatsächlichem Erfolg und nach gegenseitiger Verständigung.

Wie in der Reformationszeit, so war auch in diesem gescheiterten Vergleichsversuch das Ende nur das wieder um so lebhafter geweckte Gefühl scharfer Gegensätzlichkeit und unlösbarer Entfremdung. Bald kehrte der Katholicismus zu den alten, in ihrer Wirksamkeit besser erprobten Mitteln zurück. Zeuge sind die fortgesetzten Bekehrungen vieler Fürsten und Herren und die empörenden Bedrückungen der Protestanten in der Pfalz unter Johann Wilhelm und in Württemberg unter Karl Alexander.

Ebenso fruchtlos blieben die Unterhandlungen, welche ein ganzes Jahrzehnt hindurch zwischen den Lutheranern und Reformirten über die Aufhebung ihrer „unseligen Trennung“ geführt wurden.

Die Zeitumstände schienen die Vereinigung gebieterisch zu fordern. Die Einstimmigkeit zwischen Frankreich und den katholischen Höfen Deutschlands, welche 1697 auf dem Frieden zu Ryßwik zu Tage getreten war, zielte, wie Leibniz am 16. September 1698 an den

englischen Gesandten Cresset in Celle schrieb, auf die Untergrabung der Grundlagen des westfälischen Friedens. Es galt einen Zusammenschluß der Protestanten zu gemeinsamem Schutz und Trutz oder, um einen politischen Gedanken mit einem politischen Namen zu bezeichnen, es galt eine Coalition. Nachdem die Verhältnisse der protestantischen Reichsstände durch den Uebertritt des Kurfürsten von Sachsen eine wesentlich andere Gestalt angenommen hatten, war die Betreibung dieser Coalition hauptsächlich von Brandenburg—Preußen und Hannover in Angriff genommen. Von Seiten Friedrich's III. (I.) wurden der reformirte Hofprediger Daniel Ernst Jablonski, von Seiten Hannovers Leibniz, Abt Molanus und die Helmstädter Theologen mit der Führung betraut. Der Standpunkt der Unterhandlungen war aber auch hier von Hause aus verschieden. Leibniz faßte rein sachlich nur den nächsten Zweck ins Auge. In einem Briefe vom 7. October 1697 an Cuneau, den brandenburgischen geheimen Kabinetssekretär, unterscheidet er drei Grade der Einigung; der erste sei ausschließlich staatlich, er bestehe in der guten Eintracht und in einem aufrichtigen gegenseitigen Beistand; der zweite sei kirchlich, man dürfe einander nicht lästern und verdammen, tolerantia ecclesiastica; der dritte sei die Einheit des Glaubens. Leibniz betont scharf, daß dieser letzte und höchste Grad für jetzt unausführbar, aber für den zu erreichenden Zweck auch nicht nothwendig sei. Leibniz will daher, daß die Politiker den Anstoß geben und daß sie die Theologen nur insoweit brauchen sollen, als es nöthig sei, auf die Völker zu wirken. Molanus und Jablonski dagegen faßten die Sache theologisch; sie wollten eine Einheit, die das unterscheidende Wesen der lutherischen und reformirten Kirche aufhebe und, im Gegensatz zur katholischen, als evangelisch-apostolische auftrete. Der Erfolg hat Leibniz Recht gegeben. Als 1703 ein Unionsplan veröffentlicht wurde, den der Magdeburger Probst Winkler verfaßt hatte, brach die allgemeine Entrüstung dagegen los. Nun versuchte man die Sache auf mehr diplomatischem Wege. Man knüpfte weitaussehende Verbindungen mit den Protestanten in der Schweiz, in Holland und England. Aber auch diese Verhand-

lungen schritten nur langsam und wenig hoffnungverheißend vor. Friedrich Wilhelm I. ließ den Plan gänzlich fallen.

Aber bei der Wiederkehr des Reformationsjubiläums, kurz nachdem Leibniz gestorben war, erhob sich als Sprecher der noch immer fortlebenden Vereinigungswünsche Christoph Matthias Pfaff, Kanzler der Universität Tübingen. In den Schriften dieses lutherischen Theologen weht derselbe milde und klare Geist wie in den betreffenden Schriften des Philosophen Leibniz. Er will zwar die Klippe „schändlicher Glaubensmengerei", welche „diejenigen, die im Grunde des Glaubens irren und solche Lehrsätze haben, die den Himmel zuschließen und zur Hölle führen", als Glaubensbrüder erkennt, auch seinerseits aufs strengste vermeiden; aber nicht minder fürchtet er auch die andere Klippe gewissenloser Engherzigkeit, welche „diejenigen, die nach unserer sektirerischen Meinungspfeife nicht in allen Stücken tanzen wollen, und in diesem oder jenem Begriff, der doch den Grund des Glaubens nicht berührt, oder in gewissen Kirchengebräuchen von uns abgehen, in die Ketzerrolle versetzt". Und wie Leibniz, so eifert auch Pfaff gegen die verderbliche theologische Streitsucht und verspricht sich für die Ausführung seines frommen Friedenswerkes mehr von den hohen weltlichen Obrigkeiten als von den Geistlichen und Kirchenbedienten. Tapfer zur Seite stand ihm sein würdiger Fakultätsgenosse, Professor Klemm, welcher scharf darauf hinwies, daß die Kircheneinigkeit ein ganz anderes Ding sei als die Kathedereinigkeit, und daß aller Unterschied zwischen Reformirten und Lutheranern für den christlichen Wandel der Gemeinde ohne alle Erheblichkeit bleibe. Diese Meinungen fanden selbst Anklang bei dem Corpus Evangelicorum auf dem Regensburger Reichstag. Auf dessen Aufforderung schrieb Pfaff sein „Alloquium irenicum ad Protestantes". Aber der Widerspruch der Theologen bewirkte auch diesmal die Erfolglosigkeit. Streitschriften um Streitschriften, von Seiten der Geistlichkeit meist höchst ungeschlacht und pöbelhaft. Wer diesen wilden Ausbrüchen pfäffischer Tobsucht eingehende Aufmerksamkeit gönnt, mag sich diese von Hering's Geschichte der kirchlichen Unionsversuche erzählen lassen.

Und doch war mit allen diesen gescheiterten Hoffnungen und Anstrengungen ein unermeßlicher Gewinn gewonnen. Bisher hatte die alte katholische Ueberlieferung von der nothwendigen Einheit und Allgemeinheit der Kirche in der Gesinnung der Menschen fortgelebt; eine jede Religionspartei glaubte die Aufgabe zu haben, sich zu der einen und allgemeinen Kirche machen zu sollen. Jetzt aber war diese Ueberlieferung aufs tiefste erschüttert. Nach dem langen vergeblichen Kampf von zwei Jahrhunderten begann man zu fühlen, daß die Verwirklichung dieser Einheitsidee in der alten Form eine Unmöglichkeit sei.

Leibniz schrieb im Rückblick auf seine kirchlichen Bemühungen im Januar 1708 an Fabricius: „Wie jetzt der Stand der Dinge ist, erwarte ich von dem Vereinigungsgeschäft nichts mehr; die Sache wird sich einmal von selbst vollziehen (ipsa se res aliquando conficiet).“

Schwerlich überschaute Leibniz die ganze Tiefe und Tragweite dieser bedeutungsvollen Worte. Wissen wir, daß auch heute in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das Drängen auf Religionseid und gesonderte Confessionsschulen noch überall gleich ist, ja daß in Preußen, wo die Union zwischen Reformirten und Lutheranern nunmehr längst als vollzogene Thatsache besteht, die strengkirchliche Partei doch wieder rastlos nach möglichster Lockerung und Lösung derselben trachtet, so erscheint es als eine unbestreitbare und unter allen freien Gebildeten unbestrittene Einsicht, daß auf rein kirchlichem Boden solcher Glaubensstreit überhaupt nicht geschlichtet werden kann. Mit dem Glauben kann man nicht pakten und vermitteln wie mit Staatsverträgen. Die Religion ist auch nicht unbefangenes, von Schlußfolge zu Schlußfolge unbeirrt fortschreitendes Forschen nach Wahrheit, die Religion ist Sache des Gemüths, Bedürfniß des Herzens; in seiner religiösen Empfindung und Ueberzeugung sammelt und vertieft der Mensch sein eigenstes Sein. Der Religionsfriede beruht daher weder in einer anbefohlenen einheitlichen Staatskirche, noch in bindender Glaubensnorm, welcher das eigenartige Empfinden sich entzieht, sobald es der unmündigen

Kindheit entwachsen ist; der Religionsfriede ruht einzig und allein in der unbedingten Religionsfreiheit, welche dem Staat und der Kirche nicht über Wahrheit und Unwahrheit der Meinung, sondern nur über Recht und Unrecht der Handlung Urtheil und Einspruch gestattet.

Gewiß aber ist, daß die Ueberzeugung, welche Leibniz in jenen Worten andeutet, auch unter den nächsten Zeitgenossen schon immer allgemeiner und lebendiger wurde.

Fortan wurden die Unionsversuche seltener; und wo sie auftraten, traten sie in milderer Form auf. Pfaff, der Kanzler von Tübingen, hat 1717 bei Gelegenheit seines eigenen Unionsversuchs den Standpunkt, welchen Vereinigungsentwürfe einnehmen können, treffend in drei bestimmte Gruppen gesondert. Es ist entweder eine Unio absorptiva oder temperativa oder conservativa. Das heißt, wie G. J. Planck in seiner gelehrten Schrift: „Ueber die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien“ (1803) diese Gruppen umschreibt: „Entweder muß die eine Religionspartei der anderen völlig nachgeben, indem sie allen ihren eigenthümlichen Meinungen und Einrichtungen entsagt und die Meinungen und Einrichtungen der anderen zu der ihrigen macht; oder beide müssen sich durch wechselseitiges Nachgeben einander nähern, indem jede von ihrem Eigenthümlichen so viel nachläßt und von dem Eigenthümlichen der anderen so viel annimmt, daß sie zuletzt in einem Punkt zusammentreffen; oder endlich sie müssen sich darüber einverstehen, daß jede der anderen ihr Eigenthümliches lassen, aber kein weiteres Hinderniß des Friedens und der sonstigen Glaubensgemeinschaft mehr darin sehen wolle.“ Noch in den ersten Jahren nach dem westfälischen Frieden stand man auf dem ersten Standpunkt; am Schluß des siebzehnten Jahrhunderts, wenigstens protestantischer Seits, auf dem zweiten; und als auch dieser sich als unherstellbar zeigte, gelangte man zum dritten.

Das Losungswort des siebzehnten Jahrhunderts war Kirchenfriede; und zwar wesentlich als festgeschlossene Einheit, als Aufhebung der trennenden Unterschiede gedacht. Das Losungswort des

achtzehnten Jahrhunderts war Fortbestehen und Gewährenlassen der Verschiedenheit, milde gegenseitige Duldung.

Anhänger strengen Kirchenthums mögen diesen Gang der Dinge als traurige Abschwächung des alten Glaubenseifers beklagen. Der Kulturhistoriker weiß, daß nur auf der Grundlage und Vorstufe religiöser Duldung das Ideal reinen und in sich befriedigten Menschendaseins erblühen konnte.

Zweites Kapitel.

Die Befreiung der Wissenschaft von der Obmacht der Theologie.

---

1. Samuel Pufendorf und das Naturrecht.

Samuel Pufendorf war am 8. Januar 1632 zu Dorf-Chemnitz als Sohn des dortigen Predigers geboren. Es ist das Todesjahr Gustav Adolf's, das Geburtsjahr Spinoza's, Locke's und Cumberland's. Schon auf der Universität Jena hatte Pufendorf sich unter Erhard Weigel dem von Hugo Grotius neugeschaffenen Natur- und Völkerrecht mit besonderer Vorliebe gewidmet. Der politische Eifer wurde genährt, als er durch die Vermittlung seines in schwedischen Diensten stehenden älteren Bruders Esaias Pufendorf als Hauslehrer in das Haus des schwedischen Gesandten in Kopenhagen trat und dort die treulosen Kriegs- und Friedensverhandlungen zwischen Schweden und Dänemark in nächster Nähe beobachtete. Die erste Frucht dieser Studien waren die 1660 im Haag erschienenen Elementorum jurisprudentiae universalis libri duo. Im Jahre 1661 wurde auf Grund dieses Buches für ihn von dem hochsinnigen Kurfürsten Karl Ludwig in Heidelberg die erste deutsche Professur des Natur- und Völkerrechts gegründet. Hier entstand,

zum Theil unter Karl Ludwig's unmittelbarster Mitwirkung, Pufendorf's berühmte Kritik der deutschen Reichszustände: Severini de Monzambano Veronensis De statu imperii germanici ad Laelium fratrem liber unus; Genf (Haag) 1667. Im Jahre 1670 folgte Pufendorf einem Ruf des Königs Karl XI. von Schweden auf die neu errichtete Universität Lund, woselbst er 1672 sein großes Werk: „De jure Naturae et Gentium libri octo" und 1673 sein kleineres Handbuch: „De officio hominis et civis juxta legem naturalem libri duo" und 1682 seine „Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Staaten, welche sich in Europa befinden", geschrieben hat. Später ging er als königlicher Historiograph nach Stockholm. Aus dieser Zeit stammt die Geschichte Schwedens von Gustav Adolf bis zur Abdankung der Königin Christine (1686) und die Geschichte des Königs Karl X. Gustav (1696). Im Januar 1688 trat Pufendorf als Historiograph in die Dienste des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm's III. von Brandenburg. In fünf Jahren war sein tief eingehendes Geschichtswerk über den großen Kurfürsten vollendet. Pufendorf starb in Berlin am 26. October 1694.

Nach drei Seiten hin hat Samuel Pufendorf auf das deutsche Leben und Wissen bedeutend eingewirkt; als politischer Schriftsteller, als Geschichtsschreiber, als Verbreiter und Fortbildner der neuen naturrechtlichen Lehren und Anschauungen.

Monzambano ist eine politische Schrift ersten Ranges. Im Jahre 1667 fordert Monzambano, was erst die großen Umwälzungen von 1866 und 1870 erfüllt und vollzogen haben. Mit so gründlicher Kenntniß, mit so einschneidendem Witz und anziehender Formengewandtheit, mit so edlem sittlichen Zorn, wie von Monzambano, waren noch nie die verworrenen Zustände und Einrichtungen des alten schwerfälligen Reichskörpers, die dynastische Eigensucht des Hauses Oestreich, die Noth und die Schwäche der Kleinstaaterei, die Verderblichkeit der geistlichen Fürstenthümer geschildert und gegeißelt worden. Von allen Staatslehrern wurde das heilige römische Reich als eine wundervolle Mischung von Aristokratie und Monarchie ge=

priesen. Pufendorf führt aus, daß, wer also rede, von Politik und Geschichte so viel verstehe wie der Esel vom Lautenschlagen. Das deutsche Reich sei keine Aristokratie; denn der Kaiser sei, wenn auch nur scheinbar, der Reichsstände Oberherr. Das deutsche Reich sei aber auch keine Monarchie; denn die Reichsstände seien in allem Wesentlichen vom Kaiser unabhängig, der Kaiser sei machtlos. Die Verfassung des deutschen Reiches sei eine durchaus unregelmäßige, von allen hergebrachten Staatsformen völlig abweichende; sie sei nichts als eine Ungeheuerlichkeit, ein Monstrum. Die Folge ist, fährt Pufendorf fort, daß die gewaltige Macht Deutschlands, die ganz Europa in Furcht versetzen könnte, jetzt nicht einmal ausreicht, das deutsche Ländergebiet vor fremden Eingriffen sicherzustellen. Es fehle das, was allein die Stärke einer Gesellschaft mache, die Einheit, ein fester Geist und Wille. Die Uebel einer schlechten Monarchie und die Uebel eines schlechten Staatenbundes seien in Deutschland zugleich vorhanden, und diese Uebel würden trauriger Weise noch verstärkt durch den Zwiespalt der Katholiken und Protestanten. Wo Hilfe? Die Antwort Pufendorf's ist überaus bezeichnend. Die Vorherrschaft Oestreichs wurde von ihm gehaßt und beklagt; aber einen anderen deutschen Staat, welcher die einheitliche Spitze hätte sein können, gab es nicht. Was bleibt? Ein enger Staatenbund mit möglichster Beschränkung der kaiserlichen Gewalt; nach Aussterben des Habsburger Mannesstammes vielleicht sogar völliger Ausschluß Oestreichs. In diesem Staatenbund Gleichberechtigung der verschiedenen kirchlichen Bekenntnisse; aber Beseitigung der geistlichen Fürstenthümer, Aufhebung der Klöster, Vertreibung der Jesuiten.

Diese Schrift wird ihre Stelle in der Nation behaupten, so lange die Freiheit der Reichsstände und der evangelische Glaube bestehen, sagte Pufendorf selbst von seinem Buch, als er es gegen die Kläffer vertheidigte.

Ueber Pufendorf's Verdienste um die Geschichtsschreibung wird an anderer Stelle ausführlich zu reden sein; so groß sie auch sind, die eingreifendste und nachhaltigste That Pufendorf's war trotzalledem seine Förderung des Naturrechts.

Es knüpfte sich an diese eine Bewegung der Geister, welche weit über die Grenzen der Rechtswissenschaft hinausreichte und welche wesentlich dazu beitrug, die unveräußerliche Freiheit des Denkens und Forschens aus der drückenden Bevormundung der Theologie zu erlösen, d. h. die alte Scholastik zu stürzen.

In der Durchführung der einzelnen naturrechtlichen Sätze steht Pufendorf noch durchaus auf dem Boden seines großen Vorgängers Hugo Grotius, und kann, obgleich er auch Hobbes fleißig durchdacht und benützt hat, kaum eine andere Bedeutung in Anspruch nehmen, als die von Grotius gegebenen Anregungen weiter ausgebildet und klarer angeordnet zu haben. Jedoch in einem sehr bedeutenden Punkt der wissenschaftlichen Begründung ist Pufendorf von Grotius abgewichen; und diese Verschiedenheit ist es, welche ihm in der Geschichte der deutschen Bildung eine bleibende Stellung sichert.

Das Reformationszeitalter hatte zwar lebhafter als das Mittelalter das Bedürfniß gefühlt, über den Ursprung und die innere Nothwendigkeit der höchsten Rechtsbegriffe nachzudenken und hatte damit die ersten Anfänge des sogenannten Naturrechts gelegt; weil aber der Geist nach wie vor ausschließlich theologisch geblieben, bewegten sich auch diese neuen Bestrebungen lediglich am mittelalterlichen Gängelband. Melanchthon's kleine Schrift über die Moralphilosophie (Epitomes philosophiae moralis libri duo 1538), den Begriff des Rechts mit der christlichen Moral noch unterschiedslos zusammenwerfend, geht von der Ebenbildlichkeit Gottes aus; das Recht soll den verderbten Zustand der Menschheit nach dem Sündenfall wieder auf den Zustand der Unschuld vor dem Sündenfall zurückführen; die Quelle und die Richtschnur der höchsten Rechtsgrundsätze sind die geoffenbarten zehn Gebote. In seinen Reden „de legibus“ u. a. weiß er aber dennoch den Staat als selbstständige göttliche Ordnung neben der Kirche hinzustellen, und sieht in dem römischen Recht die zur Aufrechterhaltung des Staats nothwendige, dem Naturrecht entstammende Norm. Spätere, wie Nicolaus Hemming (De lege naturae apodictica methodus 1577) und Benedict Winkler (1614), machten dann den Versuch, auf die

eingeborene sittliche Natur des Menschen selbst einzugehen und aus ihr unmittelbar die Rechtsnormen zu entwickeln; aber bei der gleichzeitigen Fortwirkung der theologischen Grunderscheinung geschah dies nicht ohne die bedenklichsten Schwankungen und inneren Widersprüche. Und selbst Hugo Grotius, welcher 1625 in seinem epochemachenden Werk: „De Jure Belli ac Pacis" den menschlichen Naturtrieb der Geselligkeit und die aus diesem entspringenden Forderungen zur Quelle des Rechts machte und dadurch in Wahrheit der Vater der von Moral, Politik und positivem Recht strenggesonderten Wissenschaft des Naturrechts wurde, hatte durch gleichen Mangel an durchgreifender Folgerichtigkeit noch immer die äußere Einwirkung der Offenbarung bestehen lassen. Pufendorf dagegen zog, wie gleichzeitig neben ihm der Engländer Cumberland, unerbittlich die letzte Schlußfolge der von Grotius gefundenen Vordersätze. Er erklärte mit Entschiedenheit die sittliche Natur des Menschen als ausschließliche Rechtsquelle und die natürliche Vernunft als die vollkommen ausreichende Erkenntniß derselben.

Pufendorf's juristisches Hauptwerk sind die acht Bücher „De jure naturae et gentium" (1672). Nach ihrer Lehre ist das natürliche Gesetz dasjenige Gesetz, welches mit der vernünftigen Natur und dem eingeborenen Geselligkeitstrieb des Menschen so übereinstimmt, daß ohne dasselbe keine friedliche Gesellschaft bestehen kann. Pufendorf läßt zwar die Offenbarung gelten; aber er macht die Erkenntniß dieses natürlichen Gesetzes nicht von ihr abhängig. Er versichert zwar, daß das Naturrecht den Glaubenssätzen der Offenbarung nicht widerstreite; aber er bezeichnet es ausdrücklich als thöricht und müßig, nach der Weise der früheren Naturrechtslehrer das Naturrecht von der unverderbten Natur des Menschen vor dem Sündenfall ableiten zu wollen. Die Vernunft bedenke allein den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft, ohne viel zu fragen, ob der Stand der Unschuld von diesem verschieden gewesen und was die Ursache dieser Veränderung sei.

Es ist der scharfe Gegensatz zwischen freiem vernunftgemäßem Denken und gebundenem Offenbarungsglauben. Die Philosophie

erfaßt sich in ihrer Eigenartigkeit und Selbständigkeit. Was Pufendorf über das Unzuverlässige einer ausschließlich christlichen Philosophie (Specimen Controversiarum cap. 4, § 14, S. 255. Julii Rondini Dissertat. epistolica, S. 349) sagt, hat für alle Zeiten unverlierbare Geltung. Pufendorf lebt der Ueberzeugung, auf die Philosophie seien die Begriffe der Rechtgläubigkeit und Irrgläubigkeit nicht anwendbar; wer die Philosophie mit dem Maßstab der geoffenbarten Theologie messe, philosophire nicht, sondern theologisire.

Der heftigste Zusammenstoß mit den Vertretern der althergebrachten theologischen Bildung konnte nicht ausbleiben. Die Entgegnungen Pufendorf's auf diese Angriffe sind in der „Eris Scandica, Frankfurt 1686" gesammelt.

Zuerst erhoben sich die schwedischen Theologen; denn diese wurden durch Pufendorf's Lehrthätigkeit in Lund von diesen schneidenden Gebietsverletzungen am unmittelbarsten berührt. Sie wollten das zu Lund geschriebene Buch über das Natur- und Völkerrecht noch während des Drucks unterdrücken, riefen nach beliebter Weise die Polizei zu Hilfe und verlangten, sie möge Pufendorf von der Universität entfernen und ihm das Bücherschreiben verbieten, auf daß „die Jugend nicht noch mehr verführt und mit monströsen Meinungen erfüllt werde". Die Regierung ging auf dies Ansinnen nicht ein. Nun schrieben Nicolaus Beckmann, Professor des römischen Rechts, und Josua Schwarz, Professor der lutherischen Theologie, 1675 eine lügnerische Gegenschrift: „Index Novitatum quarundam, quas Samuel Pufendorf libro suo de jure naturae et gentium contra orthodoxa fundamenta Lundini edidit", in welcher sie Pufendorf als frechen Gottesleugner, als Vertheidiger der Vielweiberei und als Rebellen zu brandmarken suchten. Die verleumderische Schrift wurde auf Befehl der Regierung im April 1675 durch Henkers Hand verbrannt, und Beckmann wurde aus allen Landen des Königs von Schweden ausgewiesen. Dieser Theil des Streites bietet nicht den mindesten wissenschaftlichen Anhalt. Die Strenge, mit welcher die Regierung gegen Pufendorf's Gegner verfuhr, ist zu tadeln; aber es ist klar ersichtlich, daß von diesen nicht

mit ehrlichen Waffen, sondern nur mit den niedrigsten Ränken und Gewaltthätigkeiten gekämpft wurde.

Sodann aber spielte sich der Streit nach Deutschland hinüber. Beckmann hatte seine Schmähschrift an die theologische Fakultät zu Leipzig gesendet. Der Senior derselben, Johann Adam Scherzer, erwirkte von der Regierung zu Dresden ein Verbot des Pufendorf'schen Werkes. Ebenso ließ sich Gesenius, Superintendent in Gardelegen, von Beckmann verleiten, unter dem Aushängeschild eines wachsamen Christen (Christianus vigil) gegen Pufendorf die lästerlichsten Verleumdungen auszustreuen. Auch hier ist der Streit noch ein rein persönlicher; zumal Gesenius sich hauptsächlich auf die unter dem angenommenen Namen eines Sincerus Wahrenberg erschienene Vertheidigung der Polygamie bezog, welche Pufendorf, obgleich allgemein für den Verfasser derselben gehalten, thatsächlich nicht verfaßt hatte.

Tiefer sind die Streitigkeiten mit Veltheim und Alberti.

Valentin Veltheim, Professor in Jena, war ein verbissener Parteigänger der alten scholastischen Philosophie, welche durch Thomas Aquino, Suarez, Molina, Velasquez und Stahl auch in die Rechtswissenschaft eingedrungen war. Es offenbart die ganze entzückende Frische einer neuauftauchenden lebenskräftigen Weltansicht, wenn Pufendorf im Specimen Controversiarum (Kap. 2, §. 5, S. 215) seinem Gegner zuruft: „Möge sich Velthemius meinethalb auch fernerhin an diese Kleinigkeiten erfreuen, in ihnen alt und wegen seiner emsig betriebenen Ausbreitung der Barbarei endlich auch seliggesprochen werden. Ich verspreche mir größeren Ruhm bei den wahrhaft Gebildeten, wenn ich sage, daß diese Scholastiker die Wissenschaft nur barbarisch, spitzfindig, unfruchtbar und eitel behandeln, so daß Alle, welche an ihnen sich nähren, für die Erforschung des göttlichen Worts, für ächte Wissenschaft, für das scharfsinnige Durchbrechen der vom Reich der Finsterniß gelegten Fallstricke auf immer verloren sind. Diese Scholastik bietet nicht nur nichts zur Bildung, sondern sie ist besonders darum so unendlich verderblich, weil sie die wahre und gemeinnützige Wissenschaft verdunkelt, die Geister durch falsches Scheinwissen verwirrt und zur Erfassung der

ächten Weisheit unfähig macht. Die tägliche Erfahrung predigt mit lauter Zunge, daß, wer in diese Spielereien sich verloren hat, für Leben und Wissen unnützer ist als der schlichte gesunde Menschenverstand, welcher niemals ein Buch berührte. Es ist besser, gar Nichts zu wissen als nur Scholastik zu wissen. Und wenn Velthemius mir entgegenhält, daß ohne Scholastik die protestantischen Theologen nicht mit den Päpstlichen streiten können, so erwidere ich, daß es mir gleichgültig ist, mit was für einem schmutzigen Gewande die Theologen ihr Wissen umhüllen. Keinenfalls aber folgt daraus, daß das Naturrecht dieselben Lappen zu brauchen hat; denn diese Wissenschaft ist nicht erfunden, um mit den Päpstlichen zu streiten, sondern die Handlungen der Menschen und Völker zu prüfen und zu erforschen."

Der andere Gegner Pufendorf's, Valentin Alberti, Professor der Theologie zu Leipzig, hält sich bestimmter innerhalb der vom Naturrecht selbst vorgezeichneten Grenzen. Er sucht den Standpunkt zu retten, welcher seit Melanchthon in Betrachtungen dieser Art maßgebend gewesen. Wie jede andere Wissenschaft, so soll auch die Rechtswissenschaft die Magd der Theologie sein. Seine hierauf bezügliche Hauptschrift ist das: „Compendium Juris Naturae orthodoxae theologiae conformatum. Leipzig 1678." Auch hier wieder die alte Unterscheidung zwischen dem paradiesischen Stande der Unschuld, welcher die Ebenbildlichkeit Gottes war, und zwischen der Verderbniß nach dem Sündenfall, welcher die verlorene Herrlichkeit wiederzugewinnen trachten soll. Auch hier wieder das Pochen auf die geoffenbarten zehn Gebote als die vermeintlichen kostbaren Ueberreste jenes goldenen Urzustandes.

Man hat Mühe, sich auf diesen engen Standpunkt zurückzuversetzen. Und doch spricht ganz in demselben Sinn Veit Ludwig von Seckendorf in seinem „Christenstaat" und in der fünfzigsten seiner „Teutschen Reden", welche einen Grundriß des Naturrechts enthält. Und ähnlich Zentgraf, ähnlich Strimesius.

Pufendorf blieb Sieger. Seitdem gab es auch in Deutschland wieder eine philosophische Wissenschaft, welche unbekümmert

um Streit und Widerstreit der Theologie selbständig ihren eigenen Weg ging.

Leipzig hatte polizeilich und wissenschaftlich Pufendorf den heftigsten Widerstand entgegengestellt. Welche wundersame Ironie, daß grade in Leipzig Derjenige erstand, welcher nicht nur im Naturrecht die Anregungen Pufendorf's am folgerichtigsten fortbildete, sondern das Licht der neuen Geistesfreiheit thatkräftig und mit glücklichstem Erfolg auch auf die anderen Gebiete des Lebens und Wissens übertrug und in den weitesten Kreisen verbreitete! Es war Christian Thomasius.

---

2. Christian Thomasius.

Christian Thomasius gehört nicht zu jenen gewaltigen Heroen, welche durch großartige Schöpfungen und Entdeckungen ihren Namen unverlöschlich in die Geschichte einer einzelnen Wissenschaft eingegraben haben; aber es bleibt ihm unentreißbar das kaum minder schätzbare Verdienst, durch die Freiheit seines Geistes und durch die Unerschrockenheit und Thatkraft seines Charakters im schönsten Sinn des Worts ein Befreier der Menschheit geworden zu sein. Es liegt ein tiefer reformatorischer Zug in ihm; und auch die Art seines Angriffs und seiner Waffenführung erinnert nicht selten an die großen Freiheitshelden des Reformationszeitalters.

Thomasius war am 1. Januar 1665 zu Leipzig geboren. Er war der Sohn des berühmten Leipziger Professors Jakob Thomasius, an dessen anregenden Unterricht auch Leibniz gern mit Liebe zurückdachte.

Die gesammte Wissenschaft des siebzehnten Jahrhunderts litt unter der unterjochenden Uebermacht theologischer Bevormundung. Der erste Kampf gegen die Theologie ging vom Naturrecht aus, indem zuerst Hugo Grotius und noch mehr Pufendorf die Quellen der menschlichen Rechtsbegriffe nicht bloß aus den zehn Geboten, das

heißt aus der Offenbarung, sondern vielmehr aus der eingeborenen sittlichen Natur des Menschen selbst abzuleiten unternahm. In diese Kämpfe war Thomasius schon früh durch seinen Vater eingeführt worden. Lange Zeit schwankte der strebsame Jüngling. Einerseits wußte er der aufgestellten Grundansicht von der Berechtigung und Eigenmacht der menschlichen Vernunft keine ihn selbst überzeugenden Gründe entgegenzustellen; andererseits schreckte ihn das verfolgungssüchtige Eifern der Gläubigen, welche jene Anschauung als strafwürdige Ketzerei verdammten. Als er 1675 an der Universität zu Frankfurt an der Oder als Docent auftrat, hielt er seine ersten naturrechtlichen Vorlesungen noch durchaus altgläubig. Bald aber gaben die Vertheidigungsschriften, welche Pufendorf gegen seine Gegner schrieb, den letzten Ausschlag. Thomasius erzählt in der Vorrede seines ersten größeren von ihm später in das Deutsche übersetzten Werkes „Institutionum jurisprudentiae divinae libri tres“: „Ich fing damals an, einige dunkle Wolken zu verjagen, welche bisher meinen Verstand verfinstert hatten. Ich hatte mir vormals eingebildet, daß Alles, was die Herren Theologi insgemein defendiren, lauter gute theologische Sachen seien, und daß sich ein ehrlicher Mann nach Möglichkeit in Acht nehmen müsse, daß er von Niemand ein Ketzer oder ein Neuerer gescholten werde; nachdem ich aber recht nachgedacht, wie die Theologie von der Philosophie verschieden, lernte ich daraus erkennen, daß gewöhnlich von den Theologen allerlei Dinge einmüthig vertheidigt werden, welche mit der Theologie nichts zu schaffen haben, sondern in die Sittenlehre oder Rechtsgelahrtheit gehören, und endlich, daß ein Neuerer noch lange kein Ketzer sei. Da nun das Judicium allsachte bei mir reif zu werden begunnte, merkte ich zugleich, daß ich mich an Gott versündigen würde, wenn ich mich noch länger von Andern bei der Nase würde herumführen lassen; ich that deshalb die Augen meines Gemüthes zu, damit sie der Glanz menschlichen Ansehens nicht verblenden solle, und gedachte nicht mehr, was für ein großer vornehmer Mann es sei, der Dieses oder Jenes geschrieben, sondern überlegte mir die Beweisthümer auf beiden Seiten und betrachtete,

was Dieser vorgab oder Jener bestritt, und was der Eine behauptete, der Andere aber beantwortete.“ Nun war seine Richtung für immer entschieden. Das freie Denken hatte gesiegt. Er kam sich vor wie „ein Ueberläufer, welcher wider einen Tyrannen, der die Freiheit der Republik unterdrücken will, die Waffen ergreift“.

Nachdem nun Thomasius noch einige Jahre auf fleißiges Studium des römischen Rechts und advocatorischer Praxis verwendet, trat er 1681 zu Leipzig mit Vorlesungen über Hugo Grotius und Pufendorf auf, und entsetzte die Studirenden so gewaltig durch seine Kühnheit, daß, wie er sich ausdrückt, er mit seinem Hugo Grotius bald ganz allein blieb. Aber er ließ sich nicht einschüchtern. Nach zwei Jahren wiederholte er die unterbrochenen Vorlesungen, und zwar diesmal unter bedeutendem Zulauf und Beifall. Die Leipziger Theologen erhoben den allgemeinsten Wehruf. Besonders Valentin Alberti, der erbitterte Gegner Pufendorf's, schürte in einer „Disputation über die christliche Philosophie“ geschäftig das Feuer. Die abscheulichsten Lügen und Verleumdungen wurden emsig verbreitet. Bald erzählte man sich im ganzen Lande, daß Thomasius die studirende Jugend zu Atheisterei, zu falscher Lehre und Gottlosigkeit verführe. Thomasius antwortete diesen Verleumdungen in der einzig würdigen Weise; er veröffentlichte die Vorlesung (1688).

Bescheiden nannte er sie: Institutionum jurisprudentiae divinae libri tres, in quibus fundamenta juris naturae secundum hypotheses illustris Pufendorfii perspicue demonstrantur. Aber der Inhalt läßt erkennen, daß der Verfasser mehr als ein Schüler und Nachahmer Pufendorf's ist. Die Loslösung des Naturrechts von der Obmacht der Theologie wird von ihm noch tiefer vollendet. „Das Licht der Natur und das Licht der Offenbarung“, meint er, „sind verschiedene Quellen; die Theologie ist aus der Schrift, die Philosophie aus der Vernunft herzuleiten. Der Zweck der Philosophie ist das irdische Wohlsein des Menschengeschlechts, der Zweck der Theologie das himmlische.“ Und eben so wird von ihm zuerst die scharfe Scheidung zwischen Recht und Moral in der Wissenschaft mit bewußter Folgerichtigkeit zur Durchführung

gebracht. Indem er erkannte, daß das Recht (Justum) auf den äußeren Frieden gehe und darum erzwingbar, die Moral dagegen (Honestum et Decorum), als nur auf den innern Frieden bezüglich, nicht erzwingbar sei, gewann er eine bindende Grundlage, die noch in Kant ihre unveränderte Geltung behauptet.

Gleichwohl waren diese naturrechtlichen Eroberungen nur der Anfang anderer kühner und weitgreifender Verbesserungspläne. Hatte der junge Docent auf dem einen Wissensgebiet erkannt, was den gedeihlichen Fortschritt hemme, so trug er diese Erfahrung auch auf andere Gebiete über. Und ist es ihm in diesen nicht in gleicher Weise gelungen, selbstschöpferische Bedeutung zu erlangen, so hat doch die gesammte wissenschaftliche Behandlungsweise und vor Allem die Art des Universitätsunterrichtes durch ihn eine durchgreifende, bis heut andauernde Umgestaltung gewonnen.

Er hatte in seinen naturrechtlichen Studien die alte scholastische oder, wie man sie damals noch immer nannte, die Aristotelische Philosophie als den unter allen Umständen zu bekämpfenden Erzfeind erkannt. Er wollte daher das Uebel an der Wurzel angreifen. Er suchte eine frischere Philosophie einzuführen, welche die Fesseln der Theologie zerbrechen, und zugleich allgemein faßlich und gemeinnützig, d. h. um seinen eigenen Ausdruck beizubehalten, nicht bloß für die Schule, sondern auch für das höhere Geschäftsleben tauglich sein sollte.

Dies geschah zunächst durch Vorlesungen über Logik, welche, wie Thomasius selbst in seinen „Kleinen teutschen Schriften“ (Halle 1721, S. 71) erzählt, vornehmlich den Zweck hatten, „die Unzulänglichkeit und die Mängel der Logik, wie solche insgemein auf hohen und niedrigen Schulen gelehrt wird, deutlich darzuthun“. Wir haben einen genauen Einblick in diese Vorlesungen durch das Buch, welches er als Christiani Thomasii Introductio in philosophiam aulicam seu lineae primae libri de prudentia cogitandi et ratiocinandi 1688 zu Leipzig herausgab. Das Bedeutende und Bedeutsame dieses Buches ist der offene Hinblick auf Frankreich. Der Titel ist der Philosophie des Gens de cour des Abbé Gerard,

der Inhalt zum größten Theil der Logik des Port-Royal nachgebildet. Der Grundgedanke spricht sich am greifbarsten im Schlußkapitel aus, das gegen die „Pedanterie“ zu Felde zieht, als dasjenige „Laster, welches der Klugheit zu räsonniren hauptsächlich zuwider ist“. Aber freilich bezeichnet er schließlich jeden streng logischen Aufbau als „Pedanterie“, und will an die Stelle desselben eine regellose Menge von empirischen Wahrnehmungen und einzelnen Schlüssen setzen, die durch den „sensus communis“ zusammengehalten werden. Auf diese neue Logik ließ Thomasius Vorlesungen über die christliche Sittenlehre folgen; in gleicher Weise dazu bestimmt, die Mängel der sogenannten Aristotelischen Philosophie zu beseitigen und nicht bloß spitzfindige Begriffsbestimmungen, sondern fördernde Anweisung zu einem werkthätig tugendhaften Leben zu geben; aber auch hier kommt der Autor über einzelne frische und lebendige Sätze nicht hinaus zu einer einheitlichen Gesammtanschauung. Ist so der wissenschaftliche Werth dieser Bücher unerheblich, so haben sie doch unermeßlich beigetragen, die Gemüther für eine freiere Anschauung des Wissens und Lebens empfänglich zu machen.

Kurz darauf erfolgte der entscheidendste Schlag. In seinem Streben nach Frische und Volksthümlichkeit des wissenschaftlichen Denkens fühlte Thomasius immer unabweisbarer, daß eines der tiefgreifendsten Hemmnisse das Festhalten des Lateins als Unterrichts- und Schriftsprache sei. Wie leicht und zugänglich waren die wissenschaftlichen Bücher der Franzosen! Unerschrocken nahm er sofort auch gegen dieses Vorurtheil den nachhaltigsten Kampf auf. Es war eine That von der höchsten geschichtlichen Tragweite, als Christian Thomasius im Oktober 1687 an das schwarze Brett der Universität Leipzig, welches, wie Luden in seiner lesenswerthen Schrift über Thomasius (Berlin 1805, S. 14) treffend sich ausdrückt, noch nie durch die deutsche Sprache entweiht war, ein in deutscher Sprache geschriebenes Programm anschlug, als Einladung zu Vorlesungen, welche er über des berühmten Spaniers Balthasar Grazian „Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben“, deutsch zu

halten beabsichtigte. Dieses Programm führt den Titel: „Welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle?“ Es hat sich auf einzelnen Bibliotheken, wie z. B. auf der königlichen Bibliothek zu Dresden, in seiner ursprünglichen Form erhalten, und ist überdies in „Christian Thomasius’ kleinen teutschen Schriften, Halle 1721, S. 1—66“ wieder abgedruckt. Der Grundgedanke desselben ist, eindringlich darzustellen, daß die Franzosen an Gelehrsamkeit, Geschmack und Lebensgewandtheit den Deutschen weit überlegen seien und daß es daher darauf ankomme, ihnen in den Mitteln nachzuahmen, durch welche sie zu diesen Vorzügen gelangten; diese Mittel aber seien die Verwerfung der alten scholastischen oder, wie Thomasius immer sagt, der Aristotelischen Denklehre, statt welcher die Franzosen die vortreffliche l’Art de penser des Port-Royal eingeführt hätten, ferner der Gebrauch der allgemeinverständlichen Muttersprache in gelehrten Dingen, und die Uebersetzung der besten griechischen und römischen Schriftsteller. Wozu der wüste sinnverwirrende Ballast, mit welchem man jetzt die Köpfe überlade und welcher nur bewirke, daß nachher das „Tüchtige und Gescheite“ nicht haften wolle? Man solle es machen wie die Franzosen, die ja doch die geschicktesten Leute seien und allen Sachen ein rechtes Leben zu geben wüßten und sich auf honnette, d. h. gemeinnützige Gelehrsamkeit, beauté d’esprit und Galanterie befleißigen. Wozu die fremde todte Sprache, welche das Volk und besonders auch die gesammte Frauenwelt von aller tieferen Bildung ausschließe? Es sei ein Jammer, daß wir in Deutschland unsere Sprache nicht so hoch halten wie die Franzosen die ihrige, daß wir die Wissenschaft mit lateinischen und griechischen Ausdrücken verdunkelten, und unsere Sprache nur für Handlungen des gemeinen Lebens, höchstens für kleine Histörchen und neue Zeitungen, nicht aber für das Philosophische genügend erachteten. Könne man sich endlich entschließen, die Muttersprache in Schrift und Unterricht anzuwenden, dann würde auch die Gelehrsamkeit unvermerkt mit großem Vortheil fortgepflanzt werden und wir würden nicht länger die Schmach dulden müssen, von den übermüthigen Franzosen mit den Moskowitern auf

gleiche Linie gestellt zu sein. Und ganz diesem Programm entsprechend waren die angekündigten Vorlesungen selbst; eben so unerhört in ihrem Inhalt wie in ihrer Form. Das Schlußwort jenes Programms: „L'Humeur joviale est une perfection plutôt qu'un défaut, quand il n'y a point d'excès; un grain de plaisanterie assaisonne tout“ läßt errathen, wie seltsam sie durch ihren munteren Ton gegen die hergebrachte altväterliche Steifheit und Ehrbarkeit abstechen mochten. Man sieht, daß Thomasius nicht etwa der ohnehin grassirenden Auslandssucht in Deutschland das Wort reden wollte, sondern daß er vielmehr das Franzosenthum nur als Vorbild den Deutschen zu zeigen unternahm, um nach ihm die eigene Sprache und Kultur zu gleicher Freiheit und Sicherheit zu gestalten. Uebrigens war Thomasius nicht der Erste, der für die deutsche Sprache eintrat. Schon der wackere, lebensfrische und originelle Hamburger Pastor Balthasar Schuppius († 1661) hatte gegen das unnöthige Uebergewicht des Latein und die schulmäßige Sprache überhaupt geeifert. Aber an die Universitäten hatte sich solche Ketzerei noch nicht gewagt.

Ein allgemeiner Sturm der tiefsten Aufregung und Entrüstung ging sogleich durch alle zunftstolzen Leipziger Professorengemüther. Valentin Alberti, ohnehin gereizt durch die Neuerungen und Widersprüche, welche sich Thomasius gegen sein Naturrecht erlaubt hatte, erklärte, er wolle sein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis Herrn Thomasius das Handwerk des Collegienlesens gelegt sei.

Schon nach wenigen Monaten trat Thomasius mit einem noch wirksameren Unternehmen hervor. Er wollte nicht bloß der Lehrer der deutschen Jugend, er wollte auch der Lehrer des deutschen Volks sein.

Thomasius gründete eine Zeitschrift. Es war die erste wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache.

Allerdings waren schon seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts deutsche Zeitungen und Anzeigeblätter vorhanden; aber sie waren nur den politischen Tagesereignissen bestimmt, freilich sehr dürftig und chronikenhaft. Ja, seit 1682 hatten die Leipziger Acta

Eruditorum nach dem Vorgang des Journal des Sçavans sogar schon das Beispiel einer ausschließlich auf Literatur und Wissenschaft bezüglichen Zeitschrift gegeben; aber in lateinischer Sprache, und nur berichtend, ohne alles tiefere Eingehen auf den wissenschaftlichen Kern und auf die Schärfe kämpfender Gegensätze. Thomasius, obgleich eine Zeit lang Mitarbeiter, fühlte sich daher wenig durch sie befriedigt. Seine im Jahre 1688 begonnene Monatsschrift führte den Titel: „Schertz- und Ernsthaffter, Vernünftiger und Einfältiger Gedancken über allerhand Lustige und Nützliche Bücher und Fragen, Erster Monat oder Januarius, in einem Gespräch vorgestellet von der Gesellschaft der Müßigen. Frankfurth und Leipzig, Verlegts Moritz Georg Weidmann, Buchhändler, 1688.“ Diese Zeitschrift erschien zwei Jahrgänge hindurch; mehrmals den Titel ändernd, aber immer in derselben Haltung und Richtung. Die Art und Weise, wie Thomasius im Februarheft 1688 (S. 226 ff.) auf die Zeitschriften von Bayle, Basnage und Le Clerc verweist, stellt außer Zweifel, daß er von diesen für sein Wagniß den ersten Anstoß erhielt.

Jene keck herausfordernden Ketzereien, welche bereits im Hörsaal so viel Aergerniß erregt hatten, wurden hier auf den Markt getragen. Das erste Stück beginnt sogleich mit einer Zuschrift an Tartüffe und Barbon, jene bekannten französischen Lustspielmasken eines Scheinheiligen und Zopfgelehrten; indem sie untersucht, wem von ihnen der Vorrang gebühre, ertheilt sie zuletzt Beiden den Rath, die Monatsschrift lieber ungelesen zu lassen, denn sie würden viel Lästerliches und Anstößiges finden. Ebenso bezeichnet die Vorrede des zweiten Jahrgangs (Januar 1689) den Kampf gegen „die Pedanterei und Heuchelei, die den Titel der Gelehrtheit und Tugend mißbrauchen“, als vornehmsten Endzweck. Die Schäden der alten Schulmetaphysik und der unseligen Vermischung von Theologie und Philosophie, d. h. mit anderen Worten, die gleißenden Nichtigkeiten der herrschenden Wissenschaft, werden schonungslos aufgedeckt. Ausdrücklich erklärt Thomasius, er wolle kein Gelehrter sein; er passe in keine Facultät und wolle bei keiner untergebracht werden. Vor

Allem von der Metaphysik werde er sich fern halten; denn er glaube, daß die darin enthaltenen Grillen fähig sind, einen gesunden Menschen dergestalt zu verderben, daß ihm Würmer im Gehirn wachsen.

Die Wirkung war um so packender, je spannender und ergötzlicher die Form war. Thomasius giebt seinen Belehrungen und Unterhaltungen meist eine novellistische Einkleidung, deren Gestalten und Verwickelungen zwar in ungelenker Sprache, oft roh und geschmacklos, aber äußerst lebendig und zum Theil mit wirklich dichterischer Kraft ausgeführt sind. Und innerhalb dieser anziehenden Masken entfaltet sich ein rascher, fröhlicher, scharfer und vernichtender Witz so muthwillig, ausgelassen und tollhumoristisch, daß Thomasius unbedingt den besten Satirikern beigezählt werden muß. Thomasius selbst bekennt mehrmals (Februar 1688, S. 206; Januar 1689, S. 16) ausdrücklich, daß er in seiner satirischen Schreibart dem genialen Erasmus nachstrebe. Ein Werk des ächtesten Humors ist vor Allem jener Angriff auf die scholastische Philosophie, welche unter der Form einer komischen Lebensgeschichte des Aristoteles und seiner verliebten Abenteuer vorgeführt wird. Es wird erzählt, wie Aristoteles in seiner Jugend sein Vermögen mit wilden Ausschweifungen durchgebracht und sich nun durch Verfertigung und Verkauf von Fleckkugeln, Schminke und Haarpuder erhalten, wie er hierauf fleißig unter Plato studirt, diesen aber zuletzt zu Tode geärgert habe, weil er statt des schwarzen Mantels und Hälschens ein buntes Kleid, ein Spitzenhalstuch und einen Degen trug und auch Andere zu solcher Tracht beredete, wie er an den Hof Philipp's von Macedonien gekommen, dort das Lhombrespiel erfunden, sich in die Königin Olympia verliebt, auch endlich nach vielen Bemühungen und Fährlichkeiten Gegenliebe gefunden; und es ist dabei leicht zu erkennen, wie dieser grotesken Verzerrungen das damalige Professorenleben, ja sicher ganz bestimmte Portraitfiguren als Urbild gesessen haben. Ob wohl Holberg, als er den Ulysses von Ithacia schrieb, dieses keck parodistischen Romans gedachte?

Von wie gewaltiger Wirkung diese Zeitschrift war, erhellt aus den vielen Nachahmungen, welche sie sogleich hervorrief. Ver-

gleiche Prutz: Geschichte des deutschen Journalismus, Bd. 1, S. 343.

Noch mehr aber erhellt diese Wirkung aus den erbitterten Verfolgungen, welche sich an sie anschlossen.

Es sind dies jene folgenschweren Streitigkeiten, durch welche Thomasius zuletzt aus Leipzig gedrängt wurde.

Thomasius hat in verschiedenen Abhandlungen des zweiten Theils der „Vernünfftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Thomasischen Gedanken und Erinnerungen über allerhand gemischte philosophische und juristische Händel; Halle 1724“ eine ausführliche Darlegung dieser Streitigkeiten gegeben. Da Thomasius, wie er selbst (a. a. O. Seite 132) eingesteht, sich gegen seine Gegner persönliche Ausfälle und Anspielungen erlaubt hatte, glaubten diese nun auch ihrerseits um so schonungsloser Gleiches mit Gleichem vergelten zu dürfen. Man beschwerte sich bei den Dresdener Behörden, man predigte offen auf den Kanzeln gegen ihn. Ein Theologe, Professor Pfeiffer, hielt eine Vorlesung über Atheismus mit dem bestimmt ausgesprochenen Zweck, Thomasius als Atheisten zu verdächtigen. Thomasius beschwerte sich bei dem akademischen Senat; er wurde von diesem mit seiner Klage abgewiesen. Nun kündigte er zu derselben Stunde, in welcher Pfeiffer seine Vorlesung hielt, ebenfalls eine Vorlesung über Atheismus an; sie sollte eine Entgegnung und Rechtfertigung sein. Diese Vorlesung wurde ihm verboten. Er begann eine „Einleitung“ zu Vorlesungen über Atheismus. Sie erlitt kurz nach dem Beginn das gleiche Schicksal. Als eines Tages seine Zuhörer sich, wie gewöhnlich, versammelt hatten, sah sich Thomasius zu der Erklärung genöthigt, daß er nun auch diese Einleitung nicht lesen dürfe; er nahm aber sofort den unterbrochenen Gegenstand in einer neuen Vorlesung „über die Vorurtheile“ auf. Es erfolgten neue Anklagen und neue obrigkeitliche Einmischungen. Doch wußte sie Thomasius durch geschickte juristische Vertheidigung zunächst unschädlich zu machen. Dies geschah im Sommer 1689. Kaum aber war dieser Sturm beschwichtigt, da erhob sich ein anderer. Und der zweite war heftiger als der erste. Thomasius hatte im

Decemberheft seiner Monatsgespräche von 1688 Hector Gottfried Masius, Hofprediger zu Kopenhagen, scharf angegriffen. Dieses veranlaßte einen Anhänger desselben, Peter Schipping, zu einer Gegenschrift, welche auszuführen versuchte, Thomasius habe geleugnet, daß die königliche Gewalt unmittelbar von Gott komme. Die schlecht-verhehlte Absicht war, ihn dadurch in die schwere Anklage eines Majestätsverbrechens zu verwickeln. Thomasius druckte Schipping's Schrift im Mai- und Juniheft 1689 ab und widerlegte sie. Masius, von Leipzig aus aufgestachelt, setzte durch, daß der König von Dänemark sich an den Dresdener Hof wendete. Thomasius wurde gerichtlich vernommen und zu öffentlicher Abbitte aufgefordert. Thomasius weigerte sich. Die Anklage konnte auf dem Wege des Rechts nicht begründet werden und der Proceß wurde niedergeschlagen. Die Gegner lauerten um so ergrimmter auf günstigere Gelegenheit. Sie kam bald genug. Als die Leipziger Theologen auch gegen die eben auftauchenden pietistischen Neuerungen eiferten und sie mit allen der Facultät verfügbaren Mitteln verfolgten, da schrieb Thomasius auf den Wunsch Hermann August Francke's im warmen Eifer für die verletzte Gewissensfreiheit eine juristische Vertheidigungsschrift, welche darlegte, wie dieses Verfahren, in welchem die Kläger zugleich die Richter seien, gegen alles gemeine Recht streite. Noch mehr. Als bei der Vermählung des lutherischen Herzogs Moriz Wilhelm zu Sachsen-Zeiz mit der reformirten Prinzessin Maria Amalia, Tochter des großen Kurfürsten, Wittwe des Herzogs Karl von Mecklenburg-Güstrow, die Theologen laut aufschrieen, daß zwischen ungleichen Glaubensgenossen eine Ehe mit gutem Gewissen nicht geschlossen werden könne, da schrieb Thomasius ebenfalls ein Rechtsgutachten, in welchem er eine solche Ehe als durchaus mit göttlichem und menschlichem Recht übereinstimmend darstellte. Jetzt vereinten sich die Leipziger und Wittenberger und überreichten dem Oberconsistorium in Dresden eine erneute Klage. Diese Klage war diesmal ihres Zieles um so gewisser, da auch der kursächsische Hof selbst aus politischen Gründen gegen jene Heirath sehr übelgestimmt war. Es erfolgte strenger Bescheid. Man untersagte Thomasius

für alle Zukunft seine Vorlesungen und die Veröffentlichung irgend eines Druckwerks. Das heißt, man nahm Thomasius die Möglichkeit fernerer Wirksamkeit, ja selbst des Lebensunterhaltes. Ueberdies stand ihm persönliche Haft in Aussicht. Thomasius mußte Leipzig verlassen.

Endlich hatten die Feinde erreicht, was sie wollten. Sie jubelten, daß „der notorische Erzbösewicht" für immer vernichtet sei.

Bald erfuhren sie zu ihrem Schrecken, daß sie wider Wissen und Willen dem Verfolgten genützt, sich selbst aber am meisten geschadet hatten.

Thomasius, jetzt ein Mann von fünfunddreißig Jahren, war nach Berlin gegangen. Dort hatte er von Friedrich III., dem nachmaligen Friedrich I., König von Preußen, die Erlaubniß erwirkt, in Halle Vorlesungen halten zu dürfen. Die kurfürstliche Verfügung, abgedruckt in den Thomasischen Gedanken und Erinnerungen (Theil 2, S. 90), lautet: „Wir Friedrich der Dritte, von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg, thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß Wir Christian Thomas, der beiden Rechte Doctorem, in Gnädigster Consideration, seiner Uns bekannten sonderbahren Erudition, Wissenschaften und anderer guten und rühmlichen Qualitäten zu Unserm Rath in Gnaden bestellet und angenommen haben. Und gleichwie gedachter Unser Rath, Thomas, Unterthänigst verlanget, daß Wir ihm erlauben möchten, sich in Unserer Stadt Halle im Hertzogthum Magdeburgk zu setzen und der studirenden Jugend, welche sich allda vielleicht bei ihm einfinden möchte, mit Lectionibus und Collegiis, wie er bißhero zu Leipzigk gethan, an die Hand zu gehen, so haben Wir ihm solches nicht allein in Gnaden permittirt, sondern Wir wollen auch bei Unserer Magdeburgischen Landschafft die Verfügung thun, daß dieselbe ihm zu seiner so viel bessern Subsistenz aus den gemeinen Landesmitteln jährlich fünfhundert Thaler zahlen und damit von der Zeit an, da vermeldeter Thomas sich zu Halle setzen wird, den Anfang nehmen soll. Urkundlich mit Unserer eigenhändigen Subscription und vorgedrucktem Gnadensiegel gegeben zu Königsbergk in Preußen, den 4/14. April 1690."

Dies ist der Anfang der Universität Halle.

Thomasius lud zu seinen Vorlesungen durch ein Programm ein: Primum Programma Halense de instituendis lectionibus publicis et privatis, philosophicis et juridicis: occasio et scopus, item methodus harum lectionum; invitatio studiosorum, ut Halam veniant. Halae 1690 in Folio. Thomasius hat später in einer „Anrede an seine Feinde“ diese Anfänge (a. a. O. S. 116) folgendermaßen geschildert: „Er (Thomasius) kam her nach Halle und fand keinen Auditorem hier; es war auch noch lange nicht eine firme und gewisse Resolution gefaßt worden, eine Universität so geschwind hier zu stabiliren. Wie schmählich lachtet Ihr damals Thomasius aus und wie höhnisch spottetet Ihr seiner. Thomasius aber vertraute Gott und setzte sich hieher; er warb keine Studenten, hieher zu kommen, sondern notificirte nur seine Ankunft erst privatim seinen Auditoribus privatissimis, worüber Ihr ein gräulich Lärmen anfinget, hernach Jedermann publice durch sein Programma, das der Oberhofprediger Carpzovius ein marktschreierisches Programma schalt. Ihr machtet ihm vor dem Anfang seiner Lectionen durch Eure Creaturen, die Ihr, wie bekannt, auch in andern Ländern habt, so viel Hinderniß und Verdruß, als Ihr nur konntet; er fand sehr Wenige, die ihm zu helfen und Sr. kurfürstlichen Durchlaucht gnädigste Intention zu befördern sich angelegen sein ließen, ja es waren Etliche so offenherzig, daß sie ihn fragten, ob er denn bei Anfang seiner Lectionen etliche Auditores im Vorrath hätte, denn hier in Halle würde er keinen bekommen. Thomasius aber ließ sich durch nichts abschrecken, sondern fing seine Lectiones in Gottes Namen den Montag nach Trinitatis Anno 1690 an. Er hatte das erste Mal über fünfzig Auditores und hat sie von da an, so lange er allein hier, und noch keine Resolution von Aufrichtung einer Universität gefaßt gewesen, nie unter zwanzig gehabt. Gott gab Gnade, daß die ganze Zeit über, so lange er allein gewesen, kein Unfug oder Unglück vorgegangen oder bei einigen seiner Auditoren, die sich bei ihm inscribiren lassen, das Geringste wäre geklaget worden. Es fanden sich auch Grafen und Freiherren

alsbald bei ihm ein und kamen selbst von Leipzig etliche vornehme Grafen des Reichs, die erst nach seinem Wegzug dahin sich begeben und die er zuvor gar nicht gekannt, hieher, wie denn auch aus Dänemark eine dergleichen hohe Standesperson bald anfangs sich hieher gewendet. So zwar, daß Se. kurfürstliche Durchlauchtigkeit zu Brandenburg, als Selbige Anno 91 aus dem Karlsbad hiedurch wieder zurück nach Dero Residenz ging und gewahr wurde, daß eine solche ziemliche Anzahl der studirenden Jugend von allerhand Ständen sich hier bei ihm eingefunden hatte, von dato an gnädigst Sich resolviret, das vorhandene Universitätswerk festzusetzen, maßen von der Zeit an auch andere Herren Professores nach und nach hervocirt wurden."

Es griff den Leipzigern ans Herz, als auch die aus Leipzig vertriebenen jungen pietistischen Docenten Hermann August Francke und Anton unter den Berufenen waren. Man sieht den Ausbruch ihrer ohnmächtigen Wuth, wenn Carpzow die Hallesche Universität eine „höllisches" Institut nennt, oder wenn Andere spottend fragen: „Was giebt es in Halle?" und dann mit wohlfeilem Witz antworten: „Halloren und Hallunken."

Und hätte Thomasius nichts gethan, als daß er unmittelbar der Anstoß zur Stiftung der Universität Halle wurde, sein Angedenken wäre für immer eingeschrieben in die Geschichte deutschen Geisteslebens.

Durch das Zusammentreffen glücklicher Umstände überragte die junge Hochschule an wissenschaftlicher Bedeutung bald alle älteren Schwestern. Die Beschränktheit und Unfreiheit der todten, dem Leben abgewendeten Gelehrsamkeit, welche bis dahin ausschließlich die Katheder beherrscht hatte, wurde durchbrochen. Das gesammte deutsche Universitätsleben wurde angespornt zur fruchtbarsten Nacheiferung.

Welch ein würdiger Jubelruf über die neugewonnene Stellung und zugleich welch ein höchst bedeutendes Zeugniß für die richtige Einsicht in das unverbrüchliche Wesen ächter Wissenschaftlichkeit ist es, daß Thomasius in der Widmung seiner „Wissenschaft, das Ver-

borgene des Herzens zu erkennen,“ am Schluß des Jahres 1691 an seinen neuen Landesherrn schreibt: „Soll ich es mit einem Worte sagen, es ist die ungebundene Freiheit, ja die Freiheit ist es, die allem Geist das rechte Leben giebt und ohne welche der menschliche Verstand, er möge sonsten noch so viele Vortheile haben, gleichsam todt und entseelt zu sein scheint. Der Wille des Menschen oder vielmehr die von dem Willen dependirende äußerliche Bewegungskraft ist zwar andern Menschen in bürgerlicher Gesellschaft unterworfen; aber der Verstand erkennt keinen Oberherrn als Gott. Und darum ist ihm entweder das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menschliche Autorität als eine Richtschnur vorschreibet, unerträglich; oder aber er wird zu allen guten Wissenschaften ungeschickt, wenn er unter diesem Joch erliegen muß oder sich demselben durch Antrieb eitler Ehre und Geldgierde oder einer eitlen Furcht freiwillig unterwirft. Beides hemmt den Fortgang und das Aufnehmen der Weisheit.“

Was zu Leipzig emsig begonnen war, das wurde in Halle rüstig und ungehemmt fortgesetzt.

Vor Allem wirkte Thomasius höchst umfassend als Lehrer. Es ist rührend zu sehen, wie er unermüdlich in den verschiedenartigsten Programmen die studirende Jugend anspricht, sie ermahnt, rügt, zu Wissenschaft und Tugend ruft, ihr auch außer den Vorlesungen bereitwillig Rath und Hilfe bietet. Obenan stand die Einführung des deutsch Schreibens und Denkens. Es war das traurige Erbtheil der ausschließlich lateinischen Gelehrtenerziehung, daß hier die allernothwendigsten Anfangsgründe erst nachgeholt werden mußten. Thomasius sagt in dem 1691 geschriebenen „Gemischten Discurs bei Internirung fünf neuer Collegiorum“ (Kleine teutsche Schriften, Halle 1721, S. 350): „Ich kann meines Orts durch zwölfjährige Erfahrung bezeugen, daß die meisten unter meinen Auditoren, daß auch diejenigen, die ihr gut Latein von Schulen mitgebracht, selten capabel gewesen, einen deutlichen artigen Brief zu schreiben oder einen kleinen Satz förmlich vorzubringen, sondern Solches hernach, wenn sie von Universitäten kommen, mit großer Mühe und Arbeit lernen

und sich darinnen üben müssen.“ Unverdrossen leitete daher Thomasius deutsche Stilübungen, indem er die Redeweise des geselligen Lebens, der Erzählung, des Briefes ebenso zu läutern suchte wie den gehobenen oratorischen Ausdruck. Zugleich erklärte und beurtheilte er deutsche Schriftsteller und erweckte in den jungen Gemüthern die begeisternde Ahnung von einer deutschredenden Wissenschaft und von einer vaterländischen, wahrhaft volksthümlichen Bildung. Dies war wesentlich auch der Sinn und Zweck der deutschen Lehrbücher, welche jetzt Thomasius schrieb. Die Titel derselben sind folgende: 1) „Einleitung zu der Vernunftlehre, worinnen durch eine leichte und allen vernünftigen Menschen, von welcherlei Standes und Geschlechts sie seien, verständliche Manier der Weg gezeiget wird, ohne die Syllogistica das Wahre, Wahrscheinliche und Falsche voneinander zu unterscheiden und neue Wahrheiten zu erfinden. Halle 1691. 2) Ausübung der Vernunftlehre oder kurze deutliche und wohlgegründete Handgriffe, wie man in seinem Kopfe aufräumen und sich zur Erforschung der Wahrheit geschickt machen, die erkannte Wahrheit Andern beibringen, Andere verstehen und auslegen, von Anderer Meinung urtheilen und die Irrthümer geschickt widerlegen solle. Halle 1691. 3) Von der Kunst, vernünftig und tugendhaft zu leben als dem einzigen Mittel, zu einem glückseligen, galanten und vergnügten Leben zu gelangen, oder Einleitung in die Sittenlehre. Halle 1692.“ Für die lebendige Fortbildung der Wissenschaft sind diese Bücher ohne Bedeutung geblieben; aber ihre nächste Bestimmung erfüllten sie höchst segensreich. Die vielen und schnellen Auflagen, welche sie erlebten, beweisen unwiderleglich, wie lebendig sie bei den Zeitgenossen zündeten. Es geht durch sie ein sehr erwecklicher Geist der Klarheit und Verständigkeit, ein befreiender Hauch, der das in der engen Schulstube verkümmerte Leben erfrischte und läuterte.

Dazu nach wie vor die wärmste und tapferste Theilnahme an den kirchlichen Dingen.

Es ist für die Beurtheilung der unklar aufstrebenden Gährung jenes Zeitalters äußerst bezeichnend, daß auch Thomasius in seiner

religiösen Denkungsweise sich durch mannichfache Schwankungen und Wandlungen durchkämpfen mußte. Es hat etwas Ueberraschendes, wenn wir Thomasius in den ersten Jahren seines Halleschen Lebens in innigster Uebereinstimmung und Verbindung mit dem Pietismus sehen. Dies war nicht der Zug seines tiefsten Wesens, seine Natur war für pietistische Gemüthseligkeit zu mannhaft, zu hell und zu weltfroh; aber Thomasius täuschte sich eine Zeit lang über sich selbst, weil er sich mit den Pietisten verbunden fühlte durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die herrschende starre Rechtgläubigkeit und deren gehässige Verketzerungssucht, durch das gemeinsame Verlangen nach innerer Freiheit und Lebendigkeit, durch die gemeinsame Verneinung des pfäffischen Kastengeistes. Die deutschen und lateinischen Zeitschriften, welche Thomasius 1693 zu Halle herausgab, „Die Geschichte der Weisheit und Thorheit“ und „Historia sapientiae et stultitiae“, die sich zwar im Titel gleichen, aber im Inhalt durchaus von einander unabhängig sind, verherrlichen in fremden und eigenen Abhandlungen die schlichte Weisheit und Herzenseinfalt des frommen Glaubens. Sein „Versuch vom Wesen des Geistes oder Grundlehren, die einem Studioso Juris zu wissen und auf Universitäten zu lernen nöthig sind, Halle 1699“ zeugt von einer tiefen Versenkung in das Studium der alten Mystiker. Ja es fehlt in diesen Jahren sogar nicht an demüthigen Stoßseufzern, in welchen Thomasius seine frühere satirische Schreibart herzlich bereut und bußevoll für sie um Verzeihung bittet. Aber der innerste Kern des alten Freiheitskämpfers war trotzalledem unversehrt geblieben. Als seine Freunde, die Pietisten, sich immer mehr in empfindelnd ängstliches und seufzendes Wesen verloren, als er „Studenten sah, welche die innere Selbstbeschauung und das Erwarten einer unmittelbaren göttlichen Erleuchtung durch Kopfhängen und andere äußerliche Zeichen“ für Religion hielten, als die Entartung des Pietismus begann und innerhalb der neuen Kirchlichkeit dieselbe pfäffische Herrschsucht und Verketzerungssucht entbrannte, welche Thomasius an den rechtgläubigen Theologen mit so tiefer Erbitterung bekämpft hatte, da sagte sich Thomasius mit Wort und That öffentlich von

den Pietisten los und hat sich nie wieder mit ihnen vereinigt. Thomasius sprach diese Trennung zuerst in der Vorrede aus, welche er 1707 zu der deutschen Uebersetzung der Grotius'schen Schriften von Schütze schrieb; er wiederholte sie noch bestimmter, als er im nächstfolgenden Jahre, 1708, die zweite Ausgabe von Poiret's frommer Schrift „De conditione solida, superficiaria et falsa" besorgte. Im Jahre 1694 hatte Thomasius die erste Ausgabe aufs wärmste empfohlen; jetzt nimmt er diese Anerkennung eben so entschieden zurück, in ehrenfester Redlichkeit die Sache höher stellend als seine Person. Vergleiche Programmata Thomasiana, Halle und Leipzig 1724, S. 308 ff., S. 598 ff. Wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß auch hier wieder vornehmlich von der Einwirkung der fremden, weiter vorgeschrittenen Philosophie der letzte Ausschlag kam. Wie einst Thomasius nach dem Vorbild des Port-Royal seine neue Logik belebt hatte, so unterstützte ihn jetzt in der Entdeckung der mystischen Fallstricke, wie er selbst (a. a. O., S. 648) bekennt, Locke's Buch vom menschlichen Erkenntnißvermögen. Es ist bemerkenswerth, daß gerade durch den Anstoß Locke's, der nachher überall für den Gang der gesammten deutschen Aufklärung so maßgebend wurde, dieser Umschwung in Thomasius erfolgte.

Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie, mit der unverkennbarsten Vorliebe für alle abtrünnigen Secten geschrieben und darum eine laute und eindringliche Mahnung religiöser Duldsamkeit, hat in Thomasius den thätigsten Förderer und Beschützer gefunden. Aber freilich nur im Sinne der Toleranz gegenüber den confessionellen Streitpunkten; eine Aufklärung, die sich gegen die Autorität der Bibel richtete, lag zu keiner Zeit in seinem Sinn. Selbst an dem theoretischen Teufelsglauben hielt der Bekämpfer der praktischen Folgerungen aus diesem Glauben unverrückt fest. Aber seine Ansicht bildete sich mehr und mehr dahin aus, daß das Verständniß und die Erläuterung der Bibel durchaus Sache des Einzelnen sei, und nicht durch Rücksicht auf Tradition oder Confession beschränkt werden dürfe. In den verschiedensten Flugschriften, wie namentlich in der Schrift über das Recht der Fürsten in den Mitteldingen 1692, über

das Recht der Fürsten in theologischen Streitigkeiten 1696, in dem Problema, an haeresis sit crimen und de jure principum circa haereticos 1697 predigt Thomasius laut und unaufhörlich, daß in allen Dingen, welche die Seligkeit des Menschen angehen, der einzige Richter das Gewissen des Einzelnen sei. Die Bürgschaft dieses unverlierbaren Menschenrechtes erblickt Thomasius in der unbedingten Oberhoheit des Staates über die Kirche, verlangt aber freilich vom Staat, daß sich dieser nun auch seinerseits lediglich mit der Erhaltung des äußeren Friedens bescheide; denn der Staat habe eben so wenig wie geistliche Ministerien, theologische Facultäten, Synoden oder Concilien, das mindeste Recht, gewaltthätig in die Ueberzeugung und Gesinnung der Menschen einzugreifen oder gar, wie Hobbes gewollt habe, eine zwingende einheitliche Staatskirche zu gründen. In dem Hauptwerk Fundamenta juris naturae et gentium ex sensu communi deducta, in quibus secernuntur principia honesti et justi et decori (1705) erklärt Thomasius aufs Entschiedenste, daß der Staat nur für „bürgerliche Glückseligkeit" und die „äußeren Dinge" zu sorgen habe, nicht aber für die Moral oder gar für die „Seligkeit" seiner Unterthanen. Andererseits aber dürfe auch die Kirche sich nicht irgend welche Befugnisse anmaßen, die zu Consequenzen für die bürgerliche Stellung des Betroffenen führen, die Kirchenzucht, Excommunication. Leider müssen wir jedoch hinzusetzen, daß Thomasius gegen die hergebrachten Machtbefugnisse der Fürsten nicht immer dieselbe zähe Festigkeit und Folgerichtigkeit behauptete wie gegen die der Geistlichkeit. Bedenklich ist es, wenn er dem Geistlichen gegenüber dem Landesherrn, der summus episcopus sei, nicht dieselbe religiöse Stellung zugestehen will, wie gegenüber anderen Gemeindegliedern. Auch thut er den bedenklichen Ausspruch: könne auch ein Fürst einen Ketzer nicht mit weltlicher Strafe belegen, so könne er ihn doch des Landes verweisen, „nicht anders, als wie ein Hausvater seinem Knecht, der ihm nicht ansteht, weil er sich etwa in seinen Humor nicht schicket, den Dienst aufsagen kann".

Noch eingreifender hat Thomasius auf das deutsche Rechtsleben

eingewirkt. Es war der Sieg der naturrechtlichen, von Grotius und Pufendorf begründeten Schule.

Thomasius' Einfluß auf das deutsche Rechtsleben war um so nachhaltiger, da sein Geist und Einfluß sich lange Jahrzehnte hindurch in der Halleschen Juristenfacultät durch Nachfolger, wie Johann Peter Ludewig, Nettelbladt und Andere, segensreich erhielt und fortpflanzte. Die umgestaltende Thätigkeit Friedrich Wilhelms I., ebenso wie die Verwaltungs- und Rechtsgrundsätze Friedrichs des Großen haben hier ihre Wurzel. Eine kundige Darstellung im „Neuen Allgemeinen Archiv für die Geschichte des preußischen Staats" (Bd. 1, Heft 3) sagt mit vollem Recht: „Sind doch alle bedeutenden preußischen Beamten des vorigen Jahrhunderts in Halle gebildet, und jene charakteristische Richtung auf das Verständige, Nützliche und Zweckmäßige, die sich in der Gesetzgebung und Verwaltung überall abgespiegelt, ist nur die Anwendung des in Halle Eingesogenen. Der Drang auf ein gemeinverständliches deutsches Recht zur Abschneidung aller juristischen Facultäten- und Advocatenkünste, der bald in allen preußischen Beamten wurzelte und sich endlich zu verwirklichen suchte, die ungeheure Ausdehnung der Staatsbevormundung in der ganzen Verwaltung, die Prüfung durch den gesunden Menschenverstand und den gemeinen Nutzen, der alle hergebrachten Verhältnisse allmählich unterworfen wurden, dies ist in Halle entstanden. Die Universität Frankfurt repräsentirt den alten Brandenburgischen Kurstaat, Halle ist das Erzeugniß des neuen Königreichs Preußen; jene hat den märkischen Landesbrauch bis in das achtzehnte Jahrhundert aufrecht erhalten, während aus dieser das sogenannte Naturrecht hervorging, was für die Geschichte unserer Rechtsentwickelung und des Provinzialrechts insbesondere sehr zu beachten ist." Zugleich aber bereicherte Thomasius auch unmittelbar das deutsche Rechtsverfahren mit einigen hochwichtigen Neuerungen und Besserungen. Als Mitglied des Schöppenstuhls in Halle nahm Thomasius an Prozessen und Entscheiden den thätigsten Antheil. Noch wütheten mit furchtbarem Unverstand die grausamsten Hexenverfolgungen. Thomasius selbst theilte anfänglich diese tiefgewurzelten Vorurtheile; aber von

seinem Collegen und früheren Lehrer Stryk auf das Unhaltbare und Abscheuliche dieses entsetzlichen Aberglaubens aufmerksam gemacht, wurde er nicht nur für seine Person in allen Aburtheilungen solcher Fälle behutsamer, sondern er drang fortan auch öffentlich in zahlreichen, mit dem wärmsten Herzblut geschriebenen Schriften, im „Neuen Abriß vom Laster der Zauberei 1703, in der Schrift vom Ursprung und Fortgang des Inquisitionsprocesses gegen die Hexen 1712, und im ersten Band der juristischen Händel 1723“, auf gänzliche Abschaffung oder doch einstweilen auf möglichste Milderung und peinlichste Sorgfalt in Strafe und Urtheil. Endlich wurden die „Malefizgerichte“ in Deutschland abgestellt; 1749 wurde die letzte Hexe in Würzburg verbrannt. Friedrich der Große hat dieses Verdienst mit edler Begeisterung treffend gefeiert, wenn er von Thomasius rühmt, er habe so laut geredet, bis man sich endlich solcher Rechtshändel geschämt habe; seitdem könne das weibliche Geschlecht in Frieden alt werden und sterben. Und noch wüthete bei allen peinlichen Untersuchungen die Folter. Auch hier trat Thomasius fördernd und rettend ein. Allerdings ist es zu viel gesagt, wenn Luden in Thomasius' Lebensbeschreibung und nach ihm Schlosser in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (dritte Auflage, Bd. 1, S. 612) Thomasius als unbedingten und völlig rückhaltslosen Gegner der Folter preisen; schon Biedermann (Deutschland im achtzehnten Jahrhundert, Bd. 2, S. 382) hat darauf hingewiesen, daß Thomasius an seinen Schüler Martin Bernhardi, welcher 1705 in einer öffentlichen Disputation die Folter als eine Schmach christlicher Staaten bezeichnet hatte, einen Brief (Progr. Thomas., S. 576) schrieb, in welchem er es für gefährlich erklärte, nach dem Beispiel der Engländer mit der plötzlichen Beseitigung der Folter vorzuschreiten, bevor nicht noch andere Schäden und Mängel des deutschen Staats- und Rechtswesens beseitigt seien. Aber die Anregung war geschehen, die Nothwendigkeit dieser Forderung war von Thomasius anerkannt und als dringende Aufgabe der Zukunft befürwortet. Bald erhoben sich im Inland und Ausland die Stimmen immer zahlreicher und dringender. Schon am dritten Tage nach

seinem Regierungsantritt schaffte Friedrich der Große die Folter in Preußen ab. Und jedenfalls gebührt Thomasius der Ruhm, auch für diese wichtige Errungenschaft unter den ersten Vorkämpfern gestanden zu haben.

Ihm, dem einst so arg Gelästerten, blieb denn endlich auch die lauteste Anerkennung nicht aus. Im Jahre 1709 wurde er, der aus Leipzig schmählich Vertriebene, unter den glänzendsten Anerbietungen als Ordinarius der Juristenfacultät nach Leipzig zurückberufen. Nachdem er diesen Ruf ausgeschlagen, wurde er königlich preußischer Geheimerrath und 1710, nach Stryk's Tod, Director der Universität Halle, erster Professor und Decan der Juristenfacultät. Sein Alter war thätig und heiter. Er starb am 23. September 1728 als ein Greis von dreiundsiebzig Jahren.

Sollte es nicht eine Art Selbstbekenntniß sein, wenn Thomasius im Jahre 1693 auf dem Titel seiner Uebersetzung von Xenophon's Memorabilien, welche er der französischen Uebersetzung Charpentier's nachgebildet hatte, Sokrates als „das Ebenbild eines wahren und ohnpedantischen Philosophen" bezeichnete? Thomasius konnte in Wahrheit in Sokrates einen Wahlverwandten seines Geistes, einen Bundesgenossen seiner Bestrebungen erblicken; er theilte mit ihm den Kampf gegen die müßige Sophistik, den steten Aufblick auf das wirkliche und werkthätige Leben, die thatkräftige aufopfernde Menschenliebe. Eine umfassende Wirkung nach allen Seiten seines ausgedehnten Wissens- und Strebensgebietes übte er seit dem Jahre 1700 durch seine Zeitschrift: Observationes selectae ad rem literariam spectantes, zu der er die berühmtesten Gelehrten aus verschiedenen Fächern als Mitarbeiter heranzog. Auch hier der Kampf gegen Vorurtheile aller Art, vor Allem gegen den üblichen verketzernden Vorwurf des „Atheismus"!

Wer mag bestreiten, daß Thomasius auch den Schwächen seines Zeitalters seinen Zoll entrichtete, daß er an wissenschaftlicher Tiefe und Schöpferkraft hinter seinem großen Zeitgenossen Leibniz weit zurückstand? Seine Bücher werden nicht mehr gelesen, selbst die naturrechtlichen nur noch von Quellenforschern. Er kennt auch in

der Wissenschaft keinen anderen Standpunkt als den der handgreiflichsten Nützlichkeit. Seine Staatsansicht führt zu einseitiger Bevormundung von Seiten der Regierenden. Seine Sprache ist steif und unbeholfen. Sein Geschmack ist so niedrig, daß er die Erzeugnisse der zweiten schlesischen Schule als das höchste Erreichbare deutscher Dichtung bewundert. Aber die Nachwelt, die auf seinen Schultern steht, hat ihn ob dieser Schwächen nicht anzuklagen. Weil Thomasius mehr eine handelnde als bloß betrachtende Natur war, ist er für seine nächste Gegenwart nur um so fördernder geworden. Thomasius wirkte sogleich und unmittelbar; Leibniz wirkte erst spät und bedurfte der Vermittlung der Wolff'schen Philosophie, um in die allgemeine Bildung einzugreifen.

Friedrich der Große hat dankbar das unbestochene Zeugniß abgelegt, daß von allen Gelehrten, die Deutschlands Ehre verherrlichten, Thomasius neben Leibniz dem menschlichen Geist die wichtigsten Dienste geleistet habe. Und es war nur die allgemeine Stimmung des gesammten Zeitalters der Aufklärung, wenn Gedicke in der Berlinischen Monatsschrift (Januar 1794, S. 17) sagte: „Thomasius bewirkte nach Luther die zweite höchst nöthige und äußerst glückliche Reformation; er ward ein Wohlthäter seiner Zeit und der Nachkommenschaft. Wir alle verdanken ihm einen großen Theil unserer intellectuellen und moralischen Glückseligkeit, verdanken ihm die Errettung aus den schmählichen Ketten der Vorurtheile und des Aberglaubens. Mögen hunderte seiner dogmatischen Behauptungen jetzt irrig befunden werden, mag sein Geschmack zum Theil unausgebildet, zum Theil falsch heißen, mögen die meisten seiner Schriften jetzt nur noch den Forscher der Literaturgeschichte interessiren; alles dies sind vorübergehende äußere Dinge. Die Tendenz seines Geistes war die richtige, sein kritischer Sinn weckte alle guten Köpfe. Auf diese Weise hatte er bei seinen Lebzeiten gewirkt und so wirkt er noch ununterbrochen bei allen denkenden und freien Deutschen, sollten diese ihn auch als ihren Lehrer mißkennen."

3. Leibniz.

Alle jene philosophischen Regungen, welche durch die Einwirkungen des Auslandes in den ersten Jahrzehnten nach dem westfälischen Frieden zukunftversprechend in Deutschland aufgetaucht waren, gipfelten zuletzt in der glänzenden Erscheinung des großen Leibniz.

Leibniz hat nicht wie Pufendorf und Thomasius nur vereinzelte Fragen des philosophischen Wissens glücklich behandelt; ihm war es drängendes Herzensbedürfniß, vor Allem über Grund und Urquell des Welträthsels selbst nach Antwort zu suchen. Leibniz hat sich eine eigene umfassende philosophische Weltanschauung geschaffen. Er ist dadurch der Vater der deutschen Philosophie geworden. Alle nachfolgenden Bestrebungen der deutschen Aufklärungskämpfe sind fast insgesammt von Leibniz hervorgerufen oder doch durch ihn bedingt; sei es, daß sie sich an ihn anlehnen und seine Goldbarren in handliche Münze umprägen, oder daß sie die erkannten Mängel desselben fortbilden und zu ihm in bewußten Gegensatz treten.

Leibniz hat sein philosophisches Denken nicht nach einem bestimmten Vorbilde gerichtet; er ist seinen eigenen Weg gegangen. Will man dennoch nach dem Verhältniß zu seinen Vorgängern fragen, so wären ehestens Baco und Cartesius zu nennen, deren mechanische Erklärungsweise ihm anfänglich imponirte; aber wie weit ist er über diese hinausgegangen, wie tiefsinnig und geistreich hat er ihre Anschauungen umgebildet, nach Maßgabe der inzwischen fortgeschrittenen Naturforschung und der eigenen religiösen Grundstimmung!

Gottfried Wilhelm Leibniz war am 21. Juni 1646 zu Leipzig geboren, als Sohn eines Leipziger Professors der Moralphilosophie. Die Anfänge seiner philosophischen Studien fallen bereits in die Knabenjahre. Er war noch Kind, als er Aristoteles kennen lernte. Auf der Schule las er, wie er selbst erzählt, die alten Scholastiker und die trockenen Spitzfindigkeiten eines Suarez mit derselben Lust

und Leichtigkeit, wie man Romane liest. Bald waren Plato und Plotin und die Einwirkungen der neueren Denker hinzugetreten, besonders Baco, Cartesius, Keppler, Galilei, überdies Cardanus und Campanella. Selbst im späten Alter pflegte sich Leibniz gern dieser stillen Bildungskämpfe zu erinnern. In einem Brief an Remond von Montmort schreibt Leibniz, wie er damals, ein Jüngling von fünfzehn Jahren, oft in einem Wäldchen bei Leipzig, das Rosenthal genannt, einsam gelustwandelt sei, ernst mit sich zu Rath gehend, ob er die substantiellen Formen der alten Philosophie beibehalten solle. Endlich habe die mechanische Naturbetrachtung der neueren Forscher die Oberhand gewonnen. Doch diese Hingebung war weder eine rückhaltslose noch eine dauernde.

Zunächst waren es wissenschaftliche Gründe, an welchen sich der offene Widerstand entzündete.

Cartesius hatte seine Naturlehre unter der ausschließlichen Herrschaft jener großen mechanischen Naturwissenschaft gebildet, deren Höhepunkte die gewaltigen astronomischen Entdeckungen des letzten Jahrhunderts waren. Seine Naturlehre ist daher eine lediglich mathematische. Die Natur gilt nur als Materie, als Ausdehnung. Die Gesetze der Bewegung waren gefunden, aber die Bewegung selbst war nicht in ihrer inneren Nothwendigkeit begriffen. Und über dem Mechanismus der Bewegung war überdies die Anschauung des organischen Lebens verloren. Der selbstbewußte Geist und die todte Materie waren in dieser Philosophie nach ihrer ganzen Art und Wesenheit noch durchaus verschieden, scharf gegensätzlich, durch eine unüberspringbare Kluft getrennt. In den Thieren wird jegliche Vorstufe seelischen Lebens geleugnet, sie erscheinen als automatische Maschinen; das Vorhandensein des Geistes im Menschen ist ein unerklärtes Wunder, in der Naturentwicklung plötzlich hervorbrechend, von allen anderen Erscheinungen völlig unabhängig, selbst mit dem menschlichen Körper, in welchem er wohnt und lebt, ohne alle innere Verbindung und Wechselwirkung. Nun aber war die Betrachtung der organischen Natur, welche fortan die Wissenschaft der nächsten Jahrhunderte vorwiegend beschäftigen sollte, soeben durch Leuwen=

hoeks, Malpighi und Swammerdam erfolgreich wieder aufgenommen und fortgebildet. Von den verschiedensten Seiten bethätigte sich das Verlangen, auch philosophisch dem organischen Leben gerecht zu werden. Henry More, Pierre Poiret, Cudworth, Glisson suchen, zum Theil auf mystischem Wege, nach einer lebendigen und selbstthätigen Naturkraft. Und Leibniz, welcher von sich rühmen konnte, daß er nicht lerne, ohne sogleich dabei selbstschöpferisch und erfindend zu werden, hätte sich diesen brennenden Fragen entziehen können? Wie jene Mitstrebenden suchte er nach tieferer Erklärung der Bewegung und des organischen Lebens; und er übertraf sie an Kühnheit und Folgerichtigkeit. Von Anfang an gähren rastlos diese Fragen in seinem Innern. Sie treten bereits 1669 in der Epistel an Jacob Thomasius auf, obgleich er sich noch als Cartesianer bekennt, und ebenso in der Abhandlung über den Styl des Nizolius; durchgebildeter dann in den Arbeiten über die Bewegungen (motus) und die Lebensäußerungen (actiones) der Körper 1686 und 1695.

Und zu diesen wissenschaftlichen Bedenken gegen die herrschende Philosophie traten mit nicht minderem Nachdruck religiöse.

Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters war Leibniz von einer frommen und gottesfürchtigen Mutter erzogen worden. Seine ersten noch auf der Universität verfaßten Schriften, wie z. B. 1664 das Specimen Difficultatis in Jure sind durchhaucht von dem Geist innigster Gläubigkeit. Diese Jugendeindrücke sind in Leibniz immer wach geblieben; noch im Jahre 1684 dichtete er ein tiefempfundenes Charfreitagslied, das in jedem evangelischen Gesangbuch mit Ehren seinen Platz verdient. Der rege Verkehr mit Johann Christian von Boineburg, dem geistvollen Staatsmann des Kurfürstenthums Mainz, und mit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, welche, an den Zerrüttungen der protestantischen Kirche verzweifelnd, zum Katholicismus zurückgekehrt waren, lenkte sein Denken auf die religiösen Zustände nur um so tiefer. Leibniz war seiner eigensten Natur nach zu philosophisch, als daß er je die unveräußerlichen Rechte der forschenden Vernunft hätte aufgeben mögen; in Religionssachen auf die Vernunft verzichten, war, wie er an den

Landgrafen Ernst schreibt, in seinen Augen nur ein Zeichen starrköpfiger Schwärmerei oder selbstsüchtiger Scheinheiligkeit. Wie Leibniz daher trotz aller wiederholter Aufforderung niemals Katholik werden mochte, so anerkannte er auch in der evangelischen Kirche die bloß äußere Glaubenssatzung nicht; Boineburg bezeichnete ihn (Commercium epistolicum herausgeg. von Gruber, Bd. 2, S. 1287) als in Religionssachen durchaus selbständig, in religione suae spontis. Andererseits aber schreckte sein Gefühl zurück vor den religionsgefährlichen Folgerungen, welche mit Nothwendigkeit aus der mechanischen Naturerklärung entsprangen und welche ringsum sich mit bedrohlicher Schnelligkeit verbreiteten. In einem noch ungedruckten Brief an den Herzog Johann Friedrich von Hannover, vom 26. März 1673, aus Paris, welchen C. L. Grotefend in dem von ihm herausgegebenen Briefwechsel zwischen Leibniz und Arnauld (Hannover 1846) in der Vorrede auszüglich mitgetheilt hat, schreibt Leibniz über Arnauld, den berühmten Philosophen des Port-Royal: „Herr Arnauld ist ein Mann von den tiefsten und gründlichsten Gedanken, die ein wahrer Philosophus haben kann; sein Zweck ist nicht nur, ein Religionslicht in den Gemüthern anzuzünden, sondern auch die durch Passion in den Menschen verdunkelte Flamme der Vernunft wiederzuerwecken, nicht allein Ketzer, sondern auch, welches anjetzo die größte Ketzerei ist, Ruchlose und Atheisten zu bekehren, nicht nur Widersinnige zu überstreiten, sondern auch die Sinnigen zu verbessern.“ Dieses Lob, das Leibniz hier einem Anderen ertheilt, ist das Ziel seiner eigenen Bestrebungen. Bereits in seinen ersten philosophischen Schriften, die doch noch vorwiegend in Cartesius wurzeln, eifert er nicht bloß gegen jegliche Freigeisterei mit eindringlichster Heftigkeit, sondern er sucht auch die kirchlichen Lehren selbst durch wissenschaftliche Beweisgründe vor aller Anfechtung sicherzustellen. Er schreibt die Confessio Naturae contra Atheistas 1668, die Defensio trinitatis per nova reperta logica oder Responsio ad objectiones Wissowatii contra Trinitatem et Incarnationem Dei altissimi 1669, die Remarques sur la perception réelle et substantielle du corps et du sang de notre Seigneur 1670,

die Demonstratio possibilitatis Eucharistiae 1671. Er rühmt sich mit Stolz in der Abhandlung über die Theoria motus abstracti 1670, daß er, wie kaum irgend ein Anderer, mit allen Kräften sich der Aufgabe befleißigt habe, die heiligen Glaubensgeheimnisse zu bewahrheiten; cui negotio (confirmandorum fidei mysteriorum) ego si quis unquam summa animi contentione incubui. Und in gleichem Sinne schreibt er um diese Zeit an Arnauld, daß er sein irdisches Leben anwende, sich des zukünftigen zu versichern, und daß diese Sorge um seine Seele die vornehmste Ursache seines Philosophirens sei. An dieser Zweckbestimmung der Philosophie hat Leibniz sein ganzes Leben hindurch festgehalten. In seinem reifsten philosophischen Werke, in den Nouveaux essais sur l'entendement humain 1704, fordert er die Ausrottung der Freigeisterei und des Unglaubens dringender als je zuvor. Die höchst merkwürdigen Worte lauten: „Wenn die Billigkeit erheischt, daß man die Personen schont, so erheischt doch die Frömmigkeit, daß man die Gefährlichkeit der Lehren zeigt; und gefährlich sind jene Lehren, welche gegen die Vorsehung eines allwissenden und allgerechten Gottes und gegen die persönliche Unsterblichkeit der Seele ankämpfen, um von anderen der Sitte und der Gesellschaft verderblichen Meinungen gar nicht zu sprechen. Ich weiß, daß es treffliche und wohlgesinnte Menschen giebt, welche diesen Lehren wenig Einfluß auf das Leben zuschreiben, und ich weiß auch, daß in der That in Menschen von ausgezeichnetem Naturell solche Irrthümer nicht in üble Folgen ausschlagen; man muß sagen, daß Epikur und Spinoza einen durchaus musterhaften Wandel geführt haben. Aber anders ist es bei den Schülern und Nachahmern. Indem sie sich der lästigen Furcht vor einer überwachenden Vorsehung und strafenden Vergeltung überhoben wähnen, lockern sie nicht bloß ihren eigenen bösen Leidenschaften die Zügel, sondern verführen und verderben auch Andere; und sind sie ehrgeizig und hartherzig, so sind sie im Stande, zu ihrem Vergnügen und Vortheil die Welt an allen vier Ecken anzuzünden, wie ich selbst Leute dieser Art gekannt habe. Ich finde sogar, daß diese Meinungen, wie sie sich jetzt auch bei den

Großen, von denen die Staatsgeschäfte abhängen, durch modische Bücher einschmeicheln, alle Dinge für einen allgemeinen Umsturz vorbereiten, von welchem Europa bedroht ist, und daß sie vollends zerstören, was in der Welt noch übrig ist von jenen edelmüthigen Gefühlen der alten Griechen und Römer, welche die Liebe zum Vaterlande und zur öffentlichen Wohlfahrt und die Sorge für die Nachwelt über ihr eigenes Glück und selbst über ihr Leben stellten."

Betrachten wir diese naturwissenschaftlichen und religiösen Beweggründe, welche für Leibniz in der Bildung seiner philosophischen Weltanschauung maßgebend wurden, so ist leicht zu ersehen, daß ihr metaphysischer Kern der entschiedenste Idealismus und ihr letzter Endzweck die ebenso entschiedene Versöhnung zwischen Glauben und Wissen sein mußte.

Leibniz selbst hat in dem Système nouveau de la Nature et de la Communication des Substances (Journal des Sçavans 1695) die Entstehungsgeschichte seiner Metaphysik geschildert. Er sagt: „Ich war im Lande der Scholastik heimisch geworden, bevor mich, den damals noch sehr Jugendlichen, die Mathematik und die neueren Philosophen von ihr abzogen. Die schöne Art, die Natur mechanisch zu erklären, entzückte mich und ich verachtete mit Recht die Unsitte Derer, welche unverständliche Formen und Begriffe anwendeten, aus denen nichts zu lernen war. Aber nachdem ich versucht hatte, die Grundsätze der Mechanik zu erweitern und mir über die Naturgesetze Rechenschaft zu geben, gewahrte ich bald, daß die ausschließliche Betrachtung der bloß ausgedehnten Masse nicht genüge und daß man den Begriff der Kraft herbeiziehen müsse, der zwar aus der Metaphysik stammt, aber doch allgemein verständlich ist. Es schien mir auch, als sei die Ansicht Derer, welche die Thiere lediglich zu Maschinen herabsetzen, gegen alle Wahrscheinlichkeit, ja selbst gegen die Ordnung der Natur. Als ich mich zuerst vom Joch der Aristotelischen Philosophie befreit hatte, hatte ich die Lehre vom leeren Raum und von den Atomen angenommen, denn diese befriedigte meine Einbildungskraft am meisten; aber ich stand von derselben ab, als ich einsah, daß es unmöglich sei, in der Materie

allein die Grundursachen der inneren Einheit zu finden; denn bei dieser Annahme ist das All nichts als eine todte und zufällige Anhäufung und Zusammenwürfelung unendlicher Stofftheile. So sah ich mich genöthigt, den Begriff belebter und formbildender Atome (atome formel) und die „formes substantielles", die jetzt so verschrieenen, wieder zurückzurufen; jedoch in faßlicher und jeden Mißbrauch ausschließender Weise. Ich fand, daß ihre Natur in der Kraft bestehe und daß hieraus etwas folge, das mit Empfindung und Streben verwandt sei. Diese Kräfte sind mit dem Begriff, welchen wir von der Seele haben, vergleichbar; aber ich habe diese Bezeichnung als Seele vermieden, weil man dieselbe nicht auf niedere Naturstufen übertragen darf. Aristoteles nannte diese Kräfte erste Entelechien; ich nenne sie, vielleicht deutlicher, ursprüngliche Kräfte (forces primitives). Sie tragen nicht bloß Sein in sich, sondern wesentlich auch angeborene Thätigkeit (l'activité originale)."

Aus diesen lebendig wirkenden atomistischen Kräften baut sich die gesammte Welt auf. Leibniz hat sie später Monaden genannt. Jede Monade ist ausschließlich auf sich selbst bezogen; aber eine jede ist der Spiegel der Unendlichkeit und trägt die ganze Unendlichkeit im Keim in sich. In Allem ist Alles. Materie im gewöhnlichen Sinne, Unlebendiges und Unbeseeltes ist nicht; Alles ist beseelt und lebendig, ein Zusammen unendlicher Monaden. Die Gradunterschiede und die Stufenreihen der Naturentwicklung bestimmen sich, jenachdem die Monaden dunklere oder deutlichere Vorstellungen haben. Die Uebereinstimmung aller Monaden und insbesondere auch die Uebereinstimmung und der Parallelismus von Leib und Seele wird von der von Gott vorausbestimmten Weltordnung oder, wie sich Leibniz ausdrückt, von der präſtabilirten Harmonie bedingt und aufrecht erhalten. Von Anfang an ist eine jede Monade so eingerichtet, daß sie zufolge ihres innewohnenden, zugleich mit ihrem Dasein empfangenen Gesetzes beständig mit der anderen dergestalt übereinstimmt, als sei zwischen beiden eine thatsächliche wechselseitige Einwirkung oder als werde sie von Gott selbst unablässig geleitet. Leibniz vergleicht diese vorausbestimmte Harmonie der Monaden

gern mit zwei Uhren, welche ein Künstler so genau geregelt hat, daß sie fortwährend dieselbe Zeit anzeigen, ohne doch aufeinander einzuwirken oder miteinander verbunden zu sein.

Trotz der zahlreichen, je nach den verschiedenen Anlässen sehr verschiedenartig gehaltenen Darstellungen, welche Leibniz von seiner Philosophie gegeben hat, sind diese Grundzüge doch durchaus unverändert geblieben. Der erste ausgeführtere Entwurf ist jener Discours de la Métaphysique, welcher von C. L. Grotefend im Briefwechsel zwischen Arnauld und Leibniz (S. 154 ff.) veröffentlicht wurde; die Abfassung fällt, wie aus einem Brief an den Landgrafen Ernst vom 1. Februar 1686 erhellt, wahrscheinlich in die letzten Wochen des Jahres 1685. Wir heben nur das Wichtigste hervor, wenn wir als weitere Darstellungen nennen: Das Système nouveau de la Nature et de la Communication des substances 1695, die Nouveaux Essais sur l'entendement humain 1704, den Essai de Théodicée 1710, endlich die für Eugen von Savoyen verfaßte Darstellung der Monadenlehre 1714. Mit Ausnahme der Theodicee wurden diese Schriften sämmtlich erst nach Leibniz' Tode veröffentlicht. Mit jeder wiederholten Durcharbeitung wird der Ausdruck bestimmter und treffender. Es wird merkwürdigerweise niemals hervorgehoben, daß selbst jene berühmten Schlagwörter von der präſtabilirten Harmonie und den Monaden, welche man jetzt immer im Munde führt, wenn von Leibniz die Rede ist, nur nach langem Suchen gefunden, letzteres vermuthlich von Giordano Bruno übernommen wurde. „Harmonie préétablie" taucht zuerst 1696 im Eclaircissement du Nouveau Système (Erdmann, S. 132) auf, und zunächst noch mit dem schüchternen Zusatz, s'il m'est permis d'employer ce mot; „Monade", zuerst 1697 in der Epistel an Fardella (Erdmann, S. 145) und 1698 in der Abhandlung De ipsa natura (ebendas. S. 157). Bis dahin hatte Leibniz für die Monade den alten scholastischen Ausdruck der Substanz und für die präſtabilirte Harmonie die schwankende Bezeichnung als Accord mutuel oder Communication und Concomitance des Substances.

Sagt Herder in der Adrastea, Leibniz sei in der Metaphysik Dichter gewesen, er habe eine göttlich künstliche Welt ersonnen, mit welcher er den Schwierigkeiten des Cartesianismus, Spinozismus und Epikureismus zu entkommen suchte, so hat er im Grunde genommen nur die Meinung ausgesprochen, welche Leibniz von seiner Philosophie selbst hatte. Auch Leibniz hat seine Philosophie immer nur als Hypothese bezeichnet; aber freilich als die einzig wahre und vernunftgemäße, deren Wirklichkeit er bewiesen zu haben glaubte, indem er ihre Möglichkeit und Brauchbarkeit nachwies. Er rühmt an derselben, daß sie, wie keine andere, eine wunderbare Idee von der Harmonie des Universums und von der Vollendung der göttlichen Werke gebe, und daß sie namentlich die Erhabenheit des Menschengeistes aufs glänzendste zeige. Indem in ihr jedes Wesen für sich, unabhängig, das Universum spiegelnd, schlechthin vollendet wie das Universum selbst sei, sei sie die sicherste Bürgschaft der menschlichen Freiheit und Unsterblichkeit.

Leibniz war sich bewußt, daß die geschichtliche Bedeutung seiner Philosophie hauptsächlich in der Wiederherstellung des Idealismus liege. Schon im Jahre 1671 schreibt er an Arnauld (Briefwechsel S. 141), sein Philosophiren über Entstehung und Gesetz der Bewegung habe sich ihm unversehens zur scientia de mente, d. h. zur Geistesphilosophie gestaltet; und ganz denselben Ausdruck wiederholt er einige Jahre später (Deutsche Schriften Bd. 1, S. 282) in einem Brief an den Herzog Johann Friedrich von Hannover. Leibniz vergleicht sich daher gern mit Plato. Im Discours de la Métaphysique und in einem Brief an Bayle (Erdm. S. 106) führt er mit unmittelbarer Bezugnahme auf eine Stelle im Platonischen Phädo aus, daß er gegen seine materialistischen Vorgänger genau dieselbe Stellung einnehme wie Plato gegen Anaxagoras und die griechischen Naturphilosophen; und diese Hinweisung ist um so schlagender, da Leibniz in der That, ganz wie Plato, in die mechanische Naturauffassung die Lehre von den angeborenen Ideen, aus welchen die menschliche Erkenntniß entspringe, und die Lehre von den Zweckbegriffen, nach welcher die Welt geordnet und verwaltet

sei, brachte. Wie Leibniz als Jüngling in seinen Bemerkungen über Nizolius den Platonischen Parmenides und Timäus lobend der neueren Naturlehre gegenüberstellt, so sagt er 1715, kurz vor seinem Tode, in einem Briefe an Remond von Montmort (Erdm. S. 725), wolle man Plato in ein System zusammenziehen, so werde man deutlich gewahren, wie sehr er selbst demselben sich nähere. In einem Briefe an Bayle (Erdm. S. 186) gefällt sich Leibniz in dem Gedanken, durch seine Monadenlehre Epikur und Plato, den größten Realisten und den größten Idealisten, in sich vereinigt zu haben; in der Vorrede zu den Nouveaux Essais und in dem Briefe an Hansch (ebend S. 446) bezeichnet er sein Verhältniß zu Locke als das Verhältniß Plato's zu Aristoteles.

Es ist auffallend, daß diese innere Verwandtschaft der Leibniz'schen Anschauung und des Platonismus meist so wenig betont wird. Gleich der Platonischen Idee ist auch die Leibniz'sche Monade rein für sich, untheilbar, unzerstörbar, dem Auge unerfaßbar, nichts von außen aufnehmend und ebensowenig nach außen wirkend; der Unterschied ist nur, daß bei Leibniz der Begriff der Kraft und der Selbstthätigkeit schärfer hervortritt. Und ebenso hängt die Lehre von der prästabilirten Harmonie, nach welcher bei Leibniz die unter allen möglichen Welten beste Welt gewählt worden, aufs genaueste zusammen mit der Platonischen Lehre von der Weltseele, welche, wie im Timäus auseinandergesetzt wird, Gott, als er die Welt aufs beste einrichten wollte, der Welt als eingeborene Vernunft einpflanzte. Ja, die Aehnlichkeit zwischen Plato und Leibniz erstreckt sich bis auf die gemeinsamen Schwächen. Wie Plato das Hervorgehen der sinnlichen Stoffwelt aus der Idee nicht nachzuweisen vermag, so weiß auch Leibniz, was schon die scharfsinnige Königin Sophie Charlotte mehrfach rügte, nicht zu beantworten, wie einfache und ausdehnungslose Substanzen und Kräfte durch ihre Verbindung und Zusammensetzung fortan ausgedehnte, d. h. materielle Körper werden. Man wird sich schwer enthalten können, an eine sehr bewußte Nachbildung des Platonismus bei Leibniz zu denken; um so mehr, da wir wissen, daß Leibniz schon in frühester Jugend Plato und die

Neuplatoniker aufs emsigste las und daß sich noch in seinem Nachlaß lange Auszüge Platonischer Schriften fanden.

Mit der Verwerfung der Monadenlehre ist daher nicht zugleich der Leibniz'sche Grundgedanke verworfen. Das Urtheil stellt sich verschieden, je nachdem der Urtheilende ein Parteigänger oder Gegner des philosophischen Dogmatismus ist. Wie der Kampf zwischen Leibniz und Locke wesentlich der tiefe Gegensatz zwischen Dogmatismus und Empirismus war, so spaltete sich seitdem die gesammte neuere Philosophie in eine dogmatische und empirische. In England hat Leibniz nie viel Eingang gefunden, in Deutschland dagegen wuchs und erstarkte der von Leibniz gelegte Keim ununterbrochen, und erst Kant blieb es vorbehalten, die Philosophie auf die Gesetze des menschlichen Wahrnehmens und Denkens zu begründen.

Die zweite Seite der Leibniz'schen Philosophie, die religions-philosophische, wächst als die krönende Spitze mit innerster Nothwendigkeit aus dieser metaphysischen Grundlage empor. Aber allerdings hat Leibniz zufälligen Stimmungen und Strömungen dabei mehr Einfluß gestattet, als die logische Folgerichtigkeit erlaubte und bedingte.

Oft wird die Streitfrage aufgeworfen, inwieweit die Monadenlehre das Dasein eines persönlichen Gottes erfordere oder ausschließe. Wer Leibniz unmittelbar aus Spinoza ableitet, pflegt den von Leibniz aufgestellten Begriff von der Persönlichkeit Gottes ein gewaltsam aufgepfropftes Reis oder, wie sich schon ein Zeitgenosse ausdrückt, einen Sandsteinkopf auf marmornem Rumpf zu nennen. Und sicherlich ist es richtig, daß, indem jede Monade die Allheit in sich spiegelt und in sich trägt, die Harmonie der Monaden, d. h. die Weltordnung, eine von selbst gegebene naturwüchsige Thatsache oder, um in Leibniz'schen Ausdrücken zu sprechen, nicht blos prästabilirt, sondern auch präformirt ist. Man kann sogar einige, freilich höchst vereinzelte Aeußerungen nachweisen, in denen Leibniz, fast spinozistisch, diese Harmonie geradezu als Gott bezeichnet. Allein Ursprung und Haltung des Leibniz'schen Denkens wurzelt von Hause aus doch zu fest und bewußt in religiösen Stimmungen und Rücksichten, als daß es diesen Gedanken bis in seine letzten Folgerungen

und Forderungen verfolgt hätte. Leibniz ist in seiner Denkweise durchaus theistisch. Die Welt ist nicht bloß Natur, sie ist wesentlich auch Schöpfung. Die Monaden sind zwar die Urheber ihrer Handlungen, aber nicht die Urheber ihres Daseins. Schon im ersten Entwurf der Leibniz'schen Lehre, im Discours de la Métaphysique, ist die Persönlichkeit und die lebendige Wirksamkeit Gottes sowohl Ausgang als Endzweck. Im Jahre 1687 schreibt Leibniz an Bayle (Erdm. S. 106): „Gott ist die letzte Ursache der Dinge und darum ist die Erkenntniß Gottes Grund und Ziel aller Wissenschaft. Es heißt die Philosophie heiligen, wenn man ihre Bäche aus der Quelle der göttlichen Eigenschaften entspringen läßt. Statt die Endursachen und die Betrachtung eines mit Weisheit handelnden höchsten Wesens auszuschließen, muß man vielmehr gerade auf Gott und seine Absichten Alles in der Naturlehre begründen. Ich gebe zu, daß die einzelnen Erscheinungen der Natur mechanisch erklärt werden können und müssen; aber die allgemeinen Grundsätze der Physik und Mechanik hängen von einer selbstherrlichen Vorsehung (intelligence souveraine) ab und können ohne Beziehung auf diese nicht begriffen werden. Es ist auf solche Weise, daß man den Glauben mit der Vernunft versöhnt und daß man Denjenigen genugthut, welche der Philosophie den Vorwurf machen, als entfremde sie uns von Gott, da sie doch, mit diesen Verbesserungen und richtig verstanden, gerade umgekehrt zu Gott hinführt." Ganz in demselben nachdrücklichen Sinn wird der Theismus 1691 in dem kleinen Aufsatz: „Sur la question, si l'existence du corps consiste dans l'étendue" gepredigt. Ja, Leibniz anerkennt die Harmonie und Zweckmäßigkeit der Welt so wenig als in sich selbst ruhend, daß er vielmehr das Vorhandensein derselben gern zu einem neuen Beweis für das Dasein Gottes erhebt. „Es ist klar", sagt er in der Considération sur le principe de la vie, „daß die Uebereinstimmung so vieler Wesen, von denen das eine keinen Einfluß auf das andere hat, nicht denkbar ist ohne eine allgemeine höchste Ursache, von welcher alle abhängen, und welche eine unendliche Macht und Weisheit in sich vereinigen muß, um diese Uebereinstimmung hervorzubringen."

Und Leibniz geht weiter. Er faßt diesen Theismus sogar in der ganz bestimmten Form der christlichen Glaubenslehre, ja der symbolischen Bücher.

Soeben hatte Bayle den folgenschweren Satz von dem unauflöslichen Widerspruch zwischen Glauben und Wissen in die aufgeregten Gemüther geworfen. Leibniz, aufgeschreckt durch diese gefahrvollen Neuerungen, behauptet seinerseits die unbedingte Bestätigung des Glaubens durch das Wissen und wendet alle logische Kraft und Geschicklichkeit an, die Voraussetzungen und Forderungen der Kirche vor dem zweifelnden Verstande zu rechtfertigen und zu bewahrheiten.

Die Einleitung zur Theodicee, mit dem vielsagenden Titel „De la conformité de la foi avec la raison", bewegt sich im greifbarsten Zirkelschluß. Sie untersucht nicht die Möglichkeit und Wirklichkeit der Offenbarung, sondern setzt diese gläubig voraus. Aus diesem Vordersatz folgt sodann, daß Vernunftwahrheit und Glaubenswahrheit als Gaben desselben Gottes sich nicht widersprechen können, daß aber das unmittelbar Geoffenbarte mehr enthalte und mehr enthalten müsse als das durch die Vernunft Erkennbare. Damit kommt die althergebrachte Unterscheidung zwischen Uebervernünftigem und Widervernünftigem, welche Bayle so hart bekämpft hatte, wieder zu unversehrter Geltung. Unterscheide ich aber zwischen Uebervernünftig und Widervernünftig, so brauche ich, um die Glaubenswahrheiten anzuerkennen, dieselben nicht aus Vernunftgründen abzuleiten, sondern nur zu beweisen, daß sie der Vernunft nicht widersprechen. Ich brauche sie nicht zu begreifen, ich brauche nur deren Möglichkeit zu erklären. Und in der Erklärung dieser Möglichkeit hat Leibniz in der That das Unglaublichste geleistet. Wir bezeichnen seine Stellung am treffendsten mit den Worten, welche er 1673 an Herzog Johann Friedrich (Deutsche Schriften, Bd. 1, S. 282) schrieb: „In Theologia revelata übernehme ich mich zu demonstriren, nicht zwar veritatem, denn diese fleußt a revelatione, sondern possibilitatem mysteriorum contra insultationes infidelium et atheorum, dadurch sie von allen contradictionibus vindicirt werden, nämlich

possibilitatem trinitatis, incarnationis, eucharistiae.“ Seine theologischen Jugendschriften und seine Abwehr Toland’s sind die Erfüllung dieses Versprechens. In der Theodicee, welcher er im sechszehnten Brief an Hansch die Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern als höchstes Lob anrechnet, werden die rohsten Lehren, z. B. das persönliche Dasein des Teufels mit vermeintlicher Wissenschaftlichkeit begründet.

Wie konnte sich ein so scharfsinniger Denker in so rückhaltslose Vertheidigung der alleräußerlichsten Satzungen verlieren? Zum Theil war es die innere Zwiespältigkeit, welche durch diese ganze gährende Zeit ging; Cartesius wallfahrtete nach Loreto, Newton schrieb eine Erklärung der Offenbarung Johannis. Zum Theil sah Leibniz, gleich seinem Vorbild Plato, in den Vorstellungen der Volksreligion ahnungsvoll aufdämmernde, nach klarer Gestaltung ringende Verhüllungen tieferer Wahrheit, welche in begriffsmäßige Gedanken zu verwandeln Aufgabe des Philosophen sei. Er, der am Schluß seiner Abhandlung: „De vera methodo philosophiae et theologiae“ für sich die Anerkennung verlangt, daß seine Lehre auf die Erweckung der Frömmigkeit, auf die Ruhe der Seele und auf den Frieden der Kirche den wohlthätigsten Einfluß übe, glaubte die alten Glaubenssatzungen ganz aus demselben Gefühl neu begründen und verbreiten zu müssen, aus welchem auch Plato in der Republik die alten Mythen als „für die Erziehung der Staatsbürger unentbehrlich“ aufs wärmste befürwortet hatte. In diesem Sinn sagt Leibniz in einem Brief an den Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels vom 12. April 1686 (Briefwechsel mit Arnauld S. 11), daß er noch immer gefunden habe, wie die ältesten und allgemeinverbreitetsten Meinungen auch immer die richtigsten seien. Besonders diese Richtung hat auch Lessing im Auge, wenn er hervorhebt, daß Leibniz zwar nie Rücksicht auf angenommene Meinungen genommen, aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite und in einem gewissen Sinn wahr sei, doch oft die Gefälligkeit gehabt habe, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite und diesen ge-

wissen Verstand begreiflich zu machen; Leibniz habe aus Kiesel Feuer geschlagen, aber er habe sein Feuer nicht in Kiesel verborgen. Zum großen Theil aber ist Leibniz trotzalledem nicht von rein weltlichen und augendienerischen Anbequemungen und Zugeständnissen freizusprechen. Freilich war es eine unbesonnene Uebertreibung, wenn der Tübinger Kanzler Pfaff, wie er in der dritten Abtheilung seiner Dissertationes Anti-Baylianae erzählt, von Leibniz um sein Urtheil über die Theodicee befragt, sie nur ein geistreiches Spiel nannte, wohl geeignet, Denen, die nicht hoch sehen, Staub in die Augen zu streuen. Wer die Theodicee eine Lüge nennt, stempelt die gesammte Leibniz'sche Philosophie zu Heuchelei und Lüge. Die Theodicee ist in ihren Grundgedanken so wenig ein bloß beiläufiges oder, wie man oft meint, nur exoterisches Werk, daß sie vielmehr schon im ersten Entwurf des Systems, im Discours de la Métaphysique, vollständig vorgebildet vorliegt. Wenn daher Leibniz in einem Brief vom 2. Mai 1716 auf diesen Angriff antwortet: „Es ist ganz so mit meiner Theodicee, Hochwürdigster, wie Du schreibst; Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen und ich wundere mich, daß bisher Niemand dieses mein Spiel gemerkt hat", so ist die ironische Wendung ganz unverkennbar. Aber Pfaff hat später sein Urtheil näher bestimmt. In den Actis Eruditorum (1728, S. 125 ff.) behauptet er nur, daß Leibniz in der Theodicee verschiedene Lehrsätze unserer Religion öffentlich vertheidigt habe, über welche er insgeheim lachte und die Nase rümpfte, wie z. B. das Dogma von der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl. Pfaff setzt hinzu: „Es kennen den Sinn des Hofmannes und Philosophen und seine religiösen Meinungen Diejenigen, welchen das Glück zu Theil geworden ist, ihn ganz zu kennen (Norunt mentem viri aulici et philosophi ipsiusque circa religionem sententias, quibus virum penitus nosse contigit). Und in dieser Einschränkung unterliegt die Aussage des durchaus glaubwürdigen und mit Leibniz befreundeten Mannes keinem Verdacht der Fälschung. Hat er doch auch kein Bedenken getragen, dem Jesuiten Des Bosses die Vereinbarkeit der Monadologie mit der römischen Transsubstan-

tiation zu demonstriren! Auch Thomasius hat niemals für Leibniz ein volles Herz fassen können. Es ist nur allzu wahr, daß Leibniz an geeigneter Stelle sich gern dieser seiner blendenden Virtuosenkunststückchen zu rühmen pflegte. In jenem bereits erwähnten Brief an den Herzog Johann Friedrich schließt er die Darlegung seiner Rechtgläubigkeit mit der handgreiflichen Nutzanwendung, daß „an solchen Dingen allen gewissenhaften Menschen, sonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menschen Wohlfahrt zu verantworten, höchlich gelegen sein müsse". Und ähnlichen Inhalts ist die von E. Rößler in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie veröffentlichte Eingabe, welche Leibniz im Januar 1713 bei der Bewerbung um eine Anstellung an Kaiser Karl VI. richtete.

Es ist für die Geschichte der deutschen Aufklärung sehr bezeichnend, daß diese moderne Scholastik zunächst wenig Bedeutung gewann. Die Gläubigen mochten Leibniz nicht als den Ihrigen anerkennen; er stützte sich trotz aller behaupteten Uebereinstimmung von Vernunft und Offenbarung doch auf die Philosophie, nicht auf die Bibel; er wollte nicht harmlos glauben, sondern beweisen. Das Volk in Hannover nannte ihn Löwenix, d. h. Glaubenichts; und als er am 14. November 1716 starb, folgte kein Geistlicher seinem Sarge. Dagegen verehrten die Vorkämpfer der Geistesfreiheit mit Recht in Leibniz einen ihrer Ahnherren; denn war sein Denken auch noch nicht selbst die freie Wissenschaft, so hatte es doch die freie Wissenschaft zur nothwendigen Folge. Und von seinen Schwächen ließen sie sich glücklicherweise nicht beirren. Es war durchaus im Sinn des Rationalismus gesprochen, als Herder, selbst ein Theolog, in der Adrastea dem Andenken des großen Denkers nachrief, daß man die scharfsinnigen Discussionen desselben über die Geheimnisse von der Dreieinigkeit, Gegenwart im Abendmahl, Erbsünde, Gnade, Ewigkeit der Höllenstrafe, zwar mit der größten Bewunderung seines Scharfsinns lese, aber auch mit der prüfenden Frage, wohin man auf diesen Spaziergängen disputirender Vernunft denn gelange und was man mit solchen Rapieren erfechte. Thatsächlich läßt sich nicht läugnen, daß diese Seite seiner Philosophie auch

schlimme Wirkungen erzeugt hat. Die Teleologie in der naturwissenschaftlichen Betrachtung hat in Leibniz eine starke Stütze gewonnen; die Verwendung der Philosophie zu theologischen Schulzwecken hat bis auf Hegel und Schelling nur allzuviel Nachahmer gefunden. Das Beste der Leibniz'schen Metaphysik hat dagegen in Herbart und Lotze fortgewirkt.

Indeß Leibniz war nicht ausschließlich Metaphysiker.

Wir kennen nur einen kleinen Theil seiner weitgreifenden Wirksamkeit, wenn wir ihn nur als Philosophen kennen.

Das Große an Leibniz ist, daß er den Begriff und die Aufgabe der Wissenschaft und Bildung im weitesten Sinn erfaßte und damit dem emporstrebenden deutschen Geiste Ziele vor Augen stellte, welche seitdem nie wieder verloren wurden.

Von Jugend auf hatte sich Leibniz, wie der herrschenden Schulphilosophie, so auch der todten Polyhistorie der herrschenden Schulgelehrsamkeit entfremdet gefühlt. Die rechts- und staatswissenschaftlichen Studien, welche mit seinen ersten philosophischen Studien in fruchtbarster Wechselwirkung Hand in Hand gingen, hatten in ihm die Lust geweckt, auch am großen öffentlichen Leben selbstthätig theilzunehmen. Als ihm am Schluß seiner Universitätsjahre 1666 die Aussicht auf eine Professur in Altorf eröffnet wurde, lehnte er dieselbe ab, weil, wie sein eigener Ausdruck lautet, sein Geist sich in durchaus anderer Richtung bewegte. Die nächsten Jahre trugen wesentlich dazu bei, den Blick zu erweitern und ihm die Bedürfnisse des Lebens nicht minder als die Bedürfnisse der Wissenschaft nahezulegen. Er kam in die Gunst Johann Christian von Boineburg's, des vielgeschäftigen Mainzer Staatsmannes, und des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn. In Mainz, wo man weit über die gegebenen Verhältnisse hinaus große Politik trieb, wurde er an der Ausarbeitung der wichtigsten Staatsschriften betheiligt. Verschiedene politische Aufträge, vor Allem der von ihm selbst ausgegangene Plan, die Eroberungssucht Ludwig's XIV. durch einen Feldzug nach Aegypten von Europa auf den Orient zu werfen, führten ihn im Frühjahr 1672 nach Paris.

In Paris verweilte er, einen längeren Abstecher nach London eingerechnet, volle vier Jahre. Dieser Aufenthalt war die entscheidendste Wendung seines Lebens. Der belehrende Verkehr mit den hervorragendsten Männern der Wissenschaft, mit Arnauld, Malebranche, Huygens und Boyle zog ihn in den lebendigsten und erfolgreichsten Wetteifer. Das Anschauen des großen gebildeten kunst- und gewerbfleißigen Lebens und das beschämende Bewußtsein, wie weit die Deutschen von den Engländern und Franzosen nicht bloß an Wissenschaft, sondern auch an allgemeiner Bildung und Regsamkeit übertroffen würden, zeigten ihm täglich und eindringlich, wie eng und untrennbar Leben und Wissenschaft mit einander verbunden seien. Wer mag es dem Hochstrebenden verargen, daß eine Zeitlang der Wunsch in ihm erwachte, den hemmenden Fesseln seines verwilderten und im engsten Pfahlbürgerthum verkümmerten Vaterlandes zu entfliehen und sich für immer in Paris anzusiedeln? Als Leibniz endlich im December 1676 als Hofrath und Bibliothekar des Herzogs Johann Friedrich von Hannover über England und Holland nach Deutschland zurückkehrte, da lebten und wirkten in ihm die großartigsten Pläne sowohl für die Förderung der Wissenschaft selbst, wie für die Einführung derselben in das werkthätige Leben und die allgemeine Bildung.

Bereits vor der Pariser Reise, wahrscheinlich 1669, hatte Leibniz in einem noch ungedruckten Aufsatz: „Ueber die Ursachen, warum Canstadt zur Hauptstadt von Württemberg zu machen“, mit eindringlicher Schärfe hervorgehoben, daß die deutsche Universitätsgelehrsamkeit eine „mönchische“ und „in leeren Gedanken und Grillen“ befangene sei, und hatte darum die Verlegung der Universitäten in die Residenzen angerathen, damit die Studirenden mehr „in der Conversation, unter Leuten und in der Welt“ verkehren möchten. Und zehn Jahre später, nachdem er das größere Leben vieler Menschen und Städte gesehen, 1679, betont er in einem Brief an Hermann Conring, den berühmten Polyhistor, noch bestimmter und ausdrücklicher, daß die Wissenschaft, wie sie jetzt auf deutschen Universitäten betrieben werde, „solchen Geistern, die ihren

eigenen Weg zu nehmen berufen seien, noch das Meiste zu thun übrig lasse, und daß zur Förderung und Kräftigung deutscher Bildung nichts nöthiger sei, als mit Eifer der großen Bewegung Englands und Frankreichs nachzustreben."

Leibniz ist von einer rastlosen Allseitigkeit des Wissens und Handelns, wie eine gleiche Allseitigkeit, selbst Aristoteles nicht ausgenommen, kaum jemals vorhanden gewesen.

Eine vielverzweigte Thätigkeit entwickelte Leibniz als politischer Schriftsteller. Es ist seine unerfreulichste Seite. Leibniz zeigt sich hier durchaus nicht als der selbständige Mann, den Begabung und Ansehen uns erwarten lassen, sondern nur als Diener, weniger des Staates als des Hofes, an den er gewiesen ist.

Onno Klopp hat diese „historisch-politischen und staatswissenschaftlichen Schriften" in fünf stattlichen Bänden (Hannover 1864 bis 1866) herausgegeben.

In Mainz erscheint der junge „Kanzleirevisionsrath" wenig mehr als der geschickte Schriftführer der politischen Gedanken und Pläne Boineburg's. Zuerst (1668) schreibt er eine Reihe von Denkschriften, den Kaiser zu bewegen, dem Kurfürstenthum Mainz die Leitung des gesammten Bücher- und Censurwesens zu übertragen. Dann schreibt er (1669) unter der Maske eines polnischen Adlichen eine besondere Denkschrift, vereint mit den diplomatischen Bemühungen Boineburg's die Bewerbung des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg um die polnische Königskrone zu unterstützen. Und zuletzt schreibt er (1670), ebenfalls unter der unmittelbaren Einwirkung Boineburg's, das berühmte „Bedencken von der Securität des deutschen Reichs", dessen chimärische Absicht es ist, einen Rheinbund zu stiften, der zum Schein gegen Oestreich, in Wahrheit aber gegen die drohende Uebermacht Frankreichs gerichtet sei, und diesen Bund unter die militärische und diplomatische Führung des Kurfürsten von Mainz zu stellen. Die Hinweisung Frankreichs auf Aegypten hängt mit diesem Plan eng zusammen; nur ist zur richtigen Beurtheilung des Thatbestandes nicht zu übersehen, daß das Concilium de castigando per Saxonem Brandenburgico aus dem Herbst 1672

den König von Frankreich mahnt, den Uebermuth des Brandenburgers, der den französischen Ränken unerschrocken entgegentrat, nicht ungestraft zu lassen, damit durch das Beispiel Brandenburgs ebenso wie durch das Beispiel Hollands die Welt erfahre, daß man Frankreich nicht reizen dürfe. Als Leibniz nach dem Tode Boineburg's und des Kurfürsten den Mainzer Dienst verließ, suchte er nach Stellungen in Wien, in Dänemark, in Frankreich. Und als er 1676 eine Anstellung beim Herzog Johann Friedrich von Hannover fand, wurde er sogleich wieder der getreue Diener des Welfenhauses. Der „Caesarinus Fürstenerius", welcher 1677 erschien, und die anderen Schriftstücke, welche sich um denselben gruppiren, kämpften für die kleinlichste Rangeifersüchtelei der Fürsten gegen den Vorrang der Kurfürsten, für die Forderung des besonderen Gesandtschaftsrechtes und selbständiger militärischer Sonderbündnisse als unverbrüchlicher Bethätigung der vollen fürstlichen Hoheit, für die dynastische Eigenmacht auf Kosten der Reichseinheit. Leibniz wird für die Verhandlungen um die Erlangung des Hannoverschen Kurhutes verwendet, und, nachdem der Kurhut erlangt ist, muß er eine besondere Streitschrift schreiben, um geschichtlich nachzuweisen, was für ein Unterschied zwischen dem Hannoverschen Reichsbanner und der Württembergschen Sturmfahne ist. Später, als die Erhebung der Prinzessin Sophie Charlotte zur Königin von Preußen Leibniz in Beziehung zu dem Berliner Hofe setzte, feierte er die neu geschaffene Königskrone und verfaßte ausführliche Staatsschriften zu Gunsten der preußischen Ansprüche auf die Oranische Erbschaft und auf die Besitzergreifung von Neufchatel. Und doch in all dieser Zeit zugleich ununterbrochene Fühlungen nach Wien, später Beziehungen nach Rußland. Kein Wunder, daß Leibniz nirgends volles uneingeschränktes Vertrauen genoß! Und doch wäre es ungerecht, ihn zu verurtheilen. Von dem lebhaftesten Streben nach praktischer Wirkung beseelt, fand Leibniz in Deutschland jene traurige Zersplitterung und Verkümmerung, die ein Wirken in großem Stil unmöglich machte. Wenn er nun in Hannover eine Heimath fand, ist es zu verwundern, daß seine praktische Thätigkeit durch die kleinlichen Ziele

der dortigen Machthaber bestimmt wurde? Und wenn er nun doch aus diesen Verhältnissen zu größeren hinausstrebte, ist das nicht begreiflich, ja selbstverständlich?

Staatsmännisches Wirken im Deutschland jener Zeit bietet nichts Erhebendes; erfreulicher ist es, Leibniz' Verdiensten auf wissenschaftlichem Gebiet noch weiter nachzugehen.

In der Geschichte der Mathematik gehört Leibniz für immer unter die epochemachenden Meister durch die Erfindung der Differentialrechnung, wenn diese auch nicht ausschließlich sein Verdienst ist, sondern gleichzeitig von Newton, sowie den Gebrüdern Bernouilli erarbeitet wurde. In Physik, Chemie und Geologie ist er zwar nicht von derselben Schöpferkraft; aber er hat sich Alles angeeignet, was ihm die Kenntniß der Zeit bot, und ahnte Manches tiefsinnig voraus, was spätere Fortschritte bestätigten und fortbildeten. Der Gedanke einer Weltsprache, welche die Grundbegriffe unseres Denkens, sowie die aus ihnen abgeleiteten Begriffe durch ein einheitliches System einfacher und abgeleiteter Ausdrücke bezeichnen sollte, wurde von ihm mit mathematischer Schärfe bestimmt. Sein umfassendes Werk über die deutsche Reichsgeschichte, von dem wir später noch ausführlicher handeln, erweckt gerechte Bewunderung, nicht bloß durch die Weite des geschichtlichen Blicks, sondern ebensosehr durch die strenge Urkundlichkeit.

Und dabei betrachtete Leibniz die Wissenschaft immer im unverwandten Hinblick auf ihre förderndе Bedeutung für die allgemeine Bildung und das werkthätige Leben. Die Wissenschaft war ihm, wie er sich oft ausdrückt, das gemeinsame Besitzthum der Menschheit, das von den Gelehrten, als den Verwaltern desselben, für das allgemeine Beste nutzbar gemacht werden müsse; der Entwurf zu einem beabsichtigten Buch: „Scientia nova generalis pro instauratione et augmentis scientiarum ad publicam felicitatem“ (Erdm. S. 88) macht die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt, die procuranda felicitas, zum Grundgedanken des gesammten encyklopädischen Aufbaues. Es war freilich auch Eitelkeit im Spiel, wenn Leibniz sich unablässig an die Fürsten drängte; aber neben

der Lust an glänzender äußerer Stellung stand in seiner Seele nicht minder lebhaft der Wunsch, durch einen größeren Wirkungskreis auch größeren Raum für seine Kulturbestrebungen zu gewinnen. Es war der Platonische Traum von der Herrschaft der Weisen. Die von E. Rößler in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1856 veröffentlichten Papiere aus dem Jahre 1713 beweisen unzweideutig, welche gewaltigen reformatorischen Gedanken Leibniz mit sich herumtrug. Es sind die lehrreichsten und eingehendsten Vorschläge zur Hebung der gesammten materiellen Verhältnisse, es sind Beurtheilungen einzelner Finanzmaßregeln, Denkschriften über zweckmäßige Besteuerung, über Aenderung der Gemeindeverwaltung, über Aufhebung des Frohndienstes und der Leibeigenschaft; ja seine Betrachtungen erstrecken sich auf Einzelheiten wie auf die Einführung einer neuen Beleuchtung Wiens, auf die Anlegung von Kornmagazinen, auf die Gewinnung neuer Färbestoffe. Es sind die glücklichsten Vorahnungen des von der neueren Volkswirthschaftslehre Erstrebten. In den noch unveröffentlichten Wiener Papieren, auf welche Karl Biedermann im zweiten Bande seines Werkes „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert". Seite 229 hinweist, wird von Leibniz nicht nur die Errichtung von Versicherungsgesellschaften „entweder gegen alle Zufälle oder wenigstens gegen Wasser- und Feuerschäden", sondern auch die Einsetzung einer besonderen Behörde „zur Aufhilfe der Nahrung" und „zur Stellung der Armen in Arbeit" verlangt. Ja, es klingt fast socialistisch, wenn „Werkhäuser" erbaut werden sollen, mit der scharf ausgesprochenen Fürsorge, daß die Arbeit des Armen nicht dem Kapital des Reichen zum Opfer falle.

In diesem großartigen Begriff, welchen Leibniz von der Wissenschaft und deren befreiender Macht hegte, wurzelt auch seine warme Vorliebe für wissenschaftliche Akademien, und die gemeinnützige Zweckbestimmung, welche er diesen zu geben strebte.

Biedermann berichtet, daß unter den von Emil Rößler in Göttingen und Hannover aufgefundenen Leibniz'schen Handschriften eine höchst merkwürdige Jugendschrift „Societas philadelphica"

ist, welche diese Idee wissenschaftlicher Genossenschaft in ihrer ersten überschwenglichen Form zeigt. Man sieht deutlich und Leibniz selbst bekennt es ausdrücklich, daß Leibniz das großartige Vorbild der Jesuiten im Auge hatte; er träumt von einer über die ganze Welt verbreiteten wissenschaftlichen Ordensverbrüderung, welche auf der Grundlage emsigsten wissenschaftlichen Strebens nicht bloß die Wissenschaft, sondern ebensosehr alle Angelegenheiten des Staates, ja der ganzen Menschheit an sich zu ziehen habe. Sie sollte mit ihren Mitgliedern alle Aemter besetzen, Handel, Gewerbe und Erziehung leiten, Colonien gründen und Besitzungen in anderen Welttheilen erwerben; und die Verwirklichung dieser Gesellschaft innerhalb des Bestehenden sollte dadurch ermöglicht werden, daß die Mitglieder unentgeltlich einflußreiche Staatsämter übernehmen, dafür aber von den Regierungen lohnende Privilegien auf Erfindungen und neue Gewerbszweige sowie Befreiung von Handelsabgaben erhalten. Später hat Leibniz diese ausschweifenden Pläne beschränkt; aber das Wesentliche derselben übertrug er nunmehr auf die Akademien, für deren Gründung er sich lebhaft interessirte. Den entschiedensten Erfolg hatte er hierbei in Berlin, wo die „Societät der Wissenschaften“ am 11. Juni des Jahres 1700 ins Leben trat und er zu ihrem Präsidenten ernannt wurde. Noch heute ist die pietätvolle Verehrung, welche Leibniz dort unverrückt gezollt wird, eines der werthvollsten Erinnerungszeichen an den großen deutschen Gelehrten. Ohne unmittelbare Wirkung blieben Leibniz' Versuche, in Dresden und Wien ähnliche Institute zu begründen. Dagegen überzeugte er Peter den Großen, mit dem er mehrmals persönlich zusammentraf, von den Vortheilen einer solchen zugleich wissenschaftlichen und praktisch-fruchtbaren Anstalt, die dann bald nach dem Tode des Kaisers in Petersburg wirklich eröffnet wurde. Leibniz betrachtete die Akademie als eine „gemeinsame Werkstatt, wo mit gemeinsamer Hand an der Wissenschaft gearbeitet werde, weil zu deren fernerem Anwachs Gesellschaften besser dienten als einzelne Menschen“; und er suchte darum auf jede Weise, namentlich auch durch Vermittlung der Fürsten, das feste Zusammenwirken und den

regen Wechselverkehr der einzelnen Akademien zu fördern, da sie „gleichsam doch nur verschiedene Collegien jener universalen Gesellschaft der Gelehrten seien, welche durch die innere Einheit der Wissenschaft geboten, aber für die Gegenwart ohne höhere Autorität doch nicht erreichbar wäre“. Es ist unzweifelhaft, daß jene echt philosophische Idee von der Erfindbarkeit einer allgemeinen Zeichensprache, in welcher sich alle Völker algebraisch unter einander verständigen könnten, obgleich zunächst aus der logischen Schärfe und mathematischen Unsinnlichkeit seines Denkens hervorgegangen, durch dieses Streben nach geregelter Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Forschung in Leibniz wesentlich unterhalten und genährt wurde. Andererseits sollten aber diese Akademien zugleich erziehend in der weitesten Bedeutung sein. Leibniz sagt in einer Denkschrift über die Errichtung der Berliner Akademie: „Solche churfürstliche Societät müßte nicht auf bloße Curiosität oder Wißbegierde und unfruchtbare Experimente gegründet sein oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Application beruhen, wie in Paris, London und Florenz geschehen, sondern man müßte gleich anfangs das Werk sammt der Wissenschaft auf den Nutzen richten und auf solche Specimina denken, davon der hohe Urheber und das gemeine Wesen ein Mehreres zu erwarten Ursache habe. Es wäre demnach der Zweck, theoriam cum praxi zu vereinigen und nicht allein die Künste und die Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercium und, mit einem Wort, die Nahrungsmittel zu verbessern, überdies auch solche Entdeckungen zu thun, dadurch die überschwengliche Ehre Gottes mehr ausgebreitet und dessen Wunder mehr als bisher erkannt, mithin auch der christlichen Religion gute Polizei, Ordnung und Sitten, theils bei heidnischen, theils noch rohen, auch wohl gar barbarischen Völkern gepflanzt oder mehr ausgebreitet würden.“ Nach dieser Seite sollte, wie schon jene Jugendschrift andeutete, die Akademie eine große protestantische Kulturmission werden, durch welche zunächst „in der großen Tartarei und dem herrlichen China ein Commercium nicht nur von Waaren und Manufacturen, sondern auch von Licht und

Weisheit Eingang finden dürfte". Und nach ihrer engeren heimathlichen Beziehung sollte die Akademie vor Allem „eine teutschliebende und teutschgesinnte Gesellschaft" sein, welche nach Maßgabe der von Leibniz 1697 entworfenen „Unvorgreifflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" auf die „Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit" und zur „Ehre und Zierde der teutschen Nation" wirke; und ebenso sollte sie aufs emsigste den Gewerbfleiß fördern, damit die Deutschen, „welche einst in Erfindung mechanischer, natürlicher und anderer Künste und Wissenschaften die Ersten gewesen, nun aber in deren Vermehrung die Letzten geworden", nicht mehr in Handel und Wandel ein Raub der Fremden und in der Wissenschaft elende Nachzügler bleiben mögen. Wenn man oft verwundert gefragt hat, warum Leibniz nicht bloß in der Stiftungsurkunde der Berliner Akademie, sondern auch in allen anderen Vorschlägen dieser Art die Philosophie aus dem Kreis der akademischen Wissenschaften ausgeschlossen habe, so liegt der Grund wohl unzweifelhaft in diesem beabsichtigten Uebergewicht der unmittelbaren Gemeinnützigkeit; die volksthümliche Form der Philosophie lag für Leibniz in der Religion. Und auch seine Bevorzugung der deutschen Sprache beruht wesentlich auf der Meinung, daß sie weniger zu abstrakter Spekulation geeignet sei, und den Schriftsteller mehr zu praktisch brauchbarer Formung seiner Gedanken veranlasse.

Welche gewaltige Tragweite, ja welche herzgewinnende Schwärmerei der Anschauung!

Und doch liegt in Leibniz trotz aller seiner Größe eine tiefe Tragik.

Seine wissenschaftlichen Forschungen wurden zum größten Theil nicht in eine abgeschlossene Form gebracht, kamen meist bei seinen Lebzeiten nicht zur Veröffentlichung, und übten daher bei weitem nicht die allseitige, epochemachende Wirkung, die ihnen zukam.

Noch erfolgloser war der größte Theil seiner staatsmännischen und volkswirthschaftlichen Bestrebungen; seine Denkschriften vermoderten unberücksichtigt in den Kabinetten der Fürsten.

Die Schuld dieses Schicksals lastet in echt tragischer Weise sowohl auf Leibniz selbst als auf den umgebenden Verhältnissen, auf dem kleinlichen und niedrigen Treiben der damaligen Fürstenhöfe.

Berauscht und erfüllt von dem hohen Ideal der Wissenschaft, das Leibniz aufgegangen war, sucht er, auch in seinen Schwächen seine Faustnatur bekundend, in ruhelos abspringender Hast und Geschäftigkeit nach immer neuen Eroberungen, ohne sich jemals die Zeit zu gönnen, die bereits gemachten zu benützen und abschließend auszugestalten; im ungestümen Eifer überstürzt er sich und meint die volle Frucht pflücken zu können, wo sie noch nicht gereift, ja kaum noch erkeimt ist. Und umstrickt von gaukelnden Hoffnungen knüpft er alle seine gewaltigen Reformpläne an die Gunst und Laune selbstsüchtig ihn ausnutzender Fürsten, und erkennt nicht, daß er bei diesem leidenschaftlichen Jagen nach Erfolg in seinem edelsten Wollen nicht verstanden, nach seinem wahren Werthe nicht geschätzt, schließlich um seine Ideale betrogen wird. Man kann es beklagen, daß es Leibniz nicht gegeben war, in der abgeschlossenen Einsamkeit des Denkers verborgene Keime späterer gewaltiger Wirkung zu pflanzen; aber ihn deshalb zu tadeln vermöchte nur, wer den eigenthümlichen Charakter dieses glänzenden, unerschöpflich reichen, lebensprühenden Geistes durchaus verkennte.

Drittes Kapitel.

Der Gegensatz zwischen Renaissance und Volksthümlichkeit in Kunst und Dichtung.

---

1. Die Dichtung.

Zu derselben Zeit, da Pufendorf, Thomasius und Leibniz bereits Eroberungen machten, welche ihnen für immer eine hervorragende Stellung in der Geschichte der Wissenschaft sichern, lag die

deutsche Dichtung noch in der tiefsten Erbärmlichkeit. Es ist die Zeit der sogenannten zweiten schlesischen Schule.

Die Wissenschaft kann theilnehmen am wogenden Kampf des Tages; sie hat sogar die Aufgabe, diesen Kampf hervorzurufen und zu leiten. Kunst und Dichtung aber, an feste Gestalt und Körperlichkeit gebunden, beruht nur auf dem vollen Genügen schönheitsvoller und glücklicher Thatsächlichkeit. Goethe spricht den letzten Grund jener künstlerischen Versunkenheit aus, wenn er im siebenten Buch von „Wahrheit und Dichtung“ sagt: „Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel.“

Wir sehen daher in den deutschen Kunstschöpfungen dieses Zeitalters fast Nichts, was nicht Uebersetzung oder Nachahmung wäre. Aber so unerquicklich der künstlerische Eindruck ist, so bedeutend und folgenreich ist doch der Gang der geschichtlichen Entwicklung.

Es handelt sich um jenen tiefgreifenden Gegensatz, welcher seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wie fast überall, so auch in Deutschland zwischen der Uebermacht der eindringenden Renaissance und der zähen Widerstandskraft der volksthümlichen Eigenart ausgebrochen war.

Beide Richtungen berühren anfänglich allerdings einander nur wenig. Die gelehrte Renaissance gesteht dem Volksthümlichen gar kein Recht des Daseins zu; und das Volksthümliche, gedrückt und verbauert, wagt gegen diesen Uebermuth nicht Einsprache zu thun. So ist es gekommen, daß auch der Literarhistoriker lange Zeit hindurch ausschließlich nur die Kunstdichtung in jenem Zeitalter seiner Betrachtung unterworfen und die gegenüberstehende gleichzeitige Volksdichtung entweder ganz übersehen oder doch nicht in ihrer vollen Wichtigkeit anerkannt hat. Allein heutzutage kann kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß der Gegensatz beider Strömungen die Entwicklung der Literatur bestimmt hat und die Bewegungen der nächsten Folgezeit, die Anfänge unserer klassischen Dichtung nur aus ihm zu verstehen sind.

Der Roman.

Bucholtz. Anton Ulrich von Braunschweig. Lohenstein. Ziegler. Happel. — Moscherosch. Grimmelshausen. Schelmuffsky. Christian Weise.

Am ersten und am fühlbarsten offenbarte sich der Gegensatz der Renaissance und der Volksthümlichkeit im Roman; denn der Roman nahm in der dichterischen Thätigkeit jenes Zeitalters den breitesten Raum ein. Unzählige, welche sich um Lyrik nur kümmerten, wenn sie für irgend einen festlichen Anlaß einen Gelegenheitsreim verlangten, und denen die Schaubühne völlig fremd war, weil ihre Wohnsitze niemals von wandernden Truppen berührt wurden, ergötzten und erbauten sich in innerster Seele an jenen langen und nervenaufregenden Erzählungen, welche ihnen der Romandichter in das Haus brachte.

Je ärmer Deutschland an eigener Schöpferkraft war, um so heißhungriger hat es alle Wandlungen in sich aufgenommen, welche eben damals der Roman, sich erst zu fester Kunstform herausbildend, auch in den vorgeschritteneren Literaturen durchlebte.

Der Kunstroman, wenn dieser Ausdruck im Gegensatz zum Volksroman erlaubt ist, war zuerst Ritterroman, dann Schäferroman und höfisch galanter Geschichtsroman.

Zuerst die vielbeliebten Amadisromane, die aus Spanien und Frankreich herüberdrangen. Ihr buntes Gemisch von ritterlicher Abenteuerlichkeit, höfischer Feinheit, ausgelassener Sinnlichkeit und spannenden Zauberspuks, behagte dem Stand einer Bildung, die zwar bereits in modernen Lebensformen lebte, aber außerhalb Italiens doch noch überall ein gut Stück mittelalterlicher Romantik wahrte.

Die erste deutsche Amadisübersetzung war 1569 erschienen, in Frankfurt am Main bei Siegmund Feyerabend. Bereichert und darum am weitesten verbreitet war die Auflage von 1583 aus demselben Verlag. Sie führt den Titel: „Des streitbaren Helden

Amadis aus Frankreich sehr schöne Historien, darinnen fürnehmlich gehandelt wird von seinem Ursprung, ritterlichen und ewig denkwürdigen Thaten, aus welchen sich alle Potentaten, Fürsten, Grafen, Freiherrn, Ritter und die vom Adel, auch alle Diejenigen, welche von Jugend auf Kriegs- oder dergleichen Händeln nachgesetzt, gleichwie aus einem Spiegel sich zu erlustigen, und zu erkundigen haben, wie man dem Turnieren, Rennen mit Lanzen und anderer Wehren durch Vorsichtigkeit beiwohnen soll. Alles aus dem Französischen in unsere allgemein deutsche Sprache transferiret". Die Vorrede selbst erzählt, welche allgemeine Nachfrage diese Romane hatten, wegen „ihres sonderbaren Nutzens" und wegen ihrer „lustigen Kurtzweil". Doch gar bald trat an die Stelle der unbedingtesten Bewunderung Geringschätzung und Verwerfung. Seit 1617 keine neue Uebersetzung. Opitz preist in seiner Jugendschrift „Aristarchus" den Amadis noch in den überschwenglichsten Ausdrücken; Logau aber geißelt ihn bereits auf's herbste. Bucholtz sagt 1659 in der Vorrede zu seinem berühmten Roman vom Großfürsten Hercules, daß „das schandsüchtige Amadisbuch zwar noch manchen Liebhaber habe, auch unter dem Frauenzimmer, deren noch keine dadurch gebessert, aber wohl unterschiedliche zur ungeziemlichen Frechheit angespornt seien", daß aber dies Buch voll sei „von handgreiflichen Widersprüchen, von unglaubscheinlichen Fällen, von theils närrischen theils gottlosen Bezauberungen; was etwa ein Amadisschätzer gegen diese Ausstellungen einwerfen möchte, könne ehrliebenden Herzen nicht genügen." Ebenso nennt Siegmund von Birken in der „Vor-Ansprache", welche er zu Herzog Anton Ulrich's Aramena 1669 schrieb, den Amadis eine „aufschneiderische, alberne, pedantische Fabelbrut und Mißgeburt". Was so viele Menschenalter entzückt und gerührt hatte, galt fortan als höchst ärgerlich, vergiftet und verteufelt.

Auf die Amadisromane folgten die Schäferromane und die Geschichtsromane.

Die Renaissance hatte in Nachahmung des einst vielbewunderten Hirtenromans von Longus und der Virgil'schen Eklogen in der „Arcadia" des Neapolitaners Sannazaro (1502) und in der

„verliebten Diana“ des Spaniers Montemayor (1542) den idyllischen Schäferroman aufgestellt. Cervantes selbst, welcher im „Don Quixote“ den Ritterromanen einen tödtlichen Stoß versetzte, schrieb in seiner „Galathea“ einen Schäferroman; und wer erinnert sich nicht jener ergötzlichen Scene im sechsten Kapitel des ersten Buches des Don Quixote, in welcher die Ritterromane mit Ausnahme des altehrwürdigen Urvaters Amadis insgesammt unerbittlich dem Feuertod preisgegeben werden, wegen des Unheils, das sie in der Welt gestiftet haben, die Schäferromane aber schonende Nachsicht finden, weil es dem Junker, nachdem er die Krankheit der Ritterschaft abgelegt, vielleicht einmal einfallen könnte, sich zum Schäfer zu machen und singend und musicirend durch Wälder und Auen zu ziehen? Nach Frankreich hatte Nicolas de Montreux schon 1595 den Schäferroman mit seinen „Bergeries de Juliette“ verpflanzt. Hier aber, wo bereits Alles höfischer Ausschließlichkeit zueilte, ging der Schäferroman sogleich in den galanten Hofroman über. Der Gründer dieses neuen Zweiges ist der weltberühmte Roman Honoré's d'Urfé von der Liebe zwischen Asträa und Seladon, dessen erster Theil 1609 mit einer Widmung an König Heinrich IV. erschien. Hatten schon Sannazaro und Montemayor nach dem Beispiel Virgil's eigene Erlebnisse und Beziehungen mit dem leichten und durchsichtigen Gewand ihrer galanten Schäfer und Schäferinnen überkleidet, so bezeichnet d'Urfé seinen Roman nun ganz ausdrücklich als „Pastorale allégorique“. Dem Eingeweihten war es leicht, den Schleier zu lüften und die versteckten Anspielungen auf das abenteuerreiche Leben des Verfassers und auf die bedeutendsten Persönlichkeiten und Vorfälle des Hofes und der vornehmen Gesellschaft zu deuten; dem Uneingeweihten brachte der fünfte Band einen Schlüssel, welcher die Namen der schäferlichen Masken enträthselte. Asträa war das gelesenste Buch des Zeitalters; man wallfahrtete an die reizenden Ufer des Lignon, an welchen diese Geschichte spielte, wie zur Zeit der Neuen Heloise empfindsame Seelen nach Clarens und zur Zeit des Werther nach Wetzlar wallfahrteten; selbst in Deutschland ist bis auf den heutigen Tag der Name Seladon's für schmachtend

Liebende sprichwörtlich geblieben. Eine noch bestimmtere Gestalt gewann dieser galante Hofroman durch die weitschichtigen Romane des Herrn de la Calpranède und der Mademoiselle de Scudéry. Nicht mehr Ritter und Schäfer, sondern Heldengestalten des griechischen und römischen Alterthums; aber auch hier liegt nach wie vor der eigenste Reiz in der spannenden Porträtirung der modischen nächsten Umgebung. Es ist bezeichnend für die Beliebtheit und Tragweite dieser Romane, daß, da Julie d'Angennes, Mademoiselle de Rambouillet, im „Cyrus“ der Mademoiselle de Scudéry als Artenice abgebildet und verherrlicht war, Flechier, der berühmte Kanzelredner, sogar in deren Grabrede diesen Namen gebrauchte. Sinn für geschlossene Einheit ist in diesen Romanen ebenso wenig wie Sinn für Wahrscheinlichkeit der Situationen und Charaktere. Daher die unermeßliche Länge. Der Roman d'Urfé's umfaßt zwei Hauptgeschichten und überdies vierzig lose eingeflochtene Episoden. Es sind fünf Bände, von denen die beiden letzten erst nach dem Tode des Verfassers aus hinterlassenen Aufzeichnungen zusammengestellt wurden; jeder Band enthält zwölfhundert bis vierzehnhundert Seiten. Von ähnlichem Umfang sind die Romane Calpranède's. Faramond 1646 besteht aus zwölf, Cassandra 1647 aus zehn, Cleopatra 1648 aus zwölf Bänden. Mademoiselle Scudéry hat nicht weniger als fünfzig Bände geschrieben; jeder Band der zehnbändigen „Clélie, Histoire Romaine“ enthält sechshundert Seiten. Man sieht, wie wohlverdient die witzigen Stachelreden waren, mit welchen Boileau in seinem Dialoge „Les héros de roman“ (1665) diese Dinge verfolgte.

Kaum mochte irgend ein bekannter Schäferroman sein, der nicht sofort seinen Eingang in Deutschland fand. Am häufigsten übersetzt und bearbeitet wurden die „Schäfereien von der schönen Juliane“ von Montreux. Ebenso begegnen wir auch mehrfachen Uebersetzungen der Diana von Montemayor, der Ariana von Desmarets, der Arcadia Sidney's, des Ritter Ormund von Francisco Pona, des Prinzen Kalloandro von Marini, der Eromena von Biondi. (Vgl. Goedeke: Grundriß zur Geschichte der deutschen

Dichtung. Bd. 2, §. 175. Bd. 3, §. 192.) Die Uebersetzer sind nicht fingerfertige Fabrikanten, sondern zum Theil Männer aus den höchsten Ständen, wie Graf Hanns Ludwig von Kufstein, ein hoher östreichischer Staatsmann, und der Freiherr Johann Wilhelm von Stubenberg, Erbschenk in Steiermark, zum Theil geachtete Dichter, wie Philipp von Zesen und Harsdörffer.

Am beliebtesten aber wurde auch hier der galante französische Hofroman. Eben als die ersten Schrecken des dreißigjährigen Krieges am gräßlichsten wütheten, errichteten, wie Barthold in seinem schätzenswerthen Buche „die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanova's Memoiren“ (Berlin 1846) erzählt, neunundzwanzig deutsche Prinzen und Prinzessinnen und neunzehn hohe Herren und Damen nach dem Vorbilde von d'Urfé's Asträa und Seladon einen Schäferbund, welchen sie „Akademie der wahren Liebenden“ nannten; in einem Sendschreiben vom „Carrefour de Mercure am 10. März 1624“ ersuchten sie den Dichter, auch seinerseits unter dem hehren Namen Seladon's, den Keiner von ihnen anzunehmen gewagt habe, sich ihrem poetischen Spiel anschließen zu wollen. Der Dichter beantwortete aus Chateaumorand am 10. März 1625 die Huldigung der fürstlichen Schäfer mit sichtlicher Freude; er gelobte, ihnen nicht nur den vierten Band der Asträa, sondern auch alle ferneren Erzeugnisse seiner Muse zu widmen. Die erste deutsche Uebersetzung erschien bereits 1619. Zahlreiche Uebersetzungen dieser Art ziehen sich durch die ganze lange Kriegszeit. Calprenède und Mademoiselle Scudéry werden in Deutschland völlig heimisch. Die geschäftigsten Uebersetzer auch dieser Hofromane waren wieder besonders Zesen und Stubenberg.

Dies waren die Vorbilder, welchen man nachstrebte, als kurz nach dem westfälischen Frieden der deutsche Geist sich zu eigener Romanschöpfung aufraffte. Die Nachahmungen sind roher als die Vorbilder, wie die Bildung der Deutschen roher war als die Bildung der Italiener, Spanier und Franzosen.

Die meisten dieser Romane sind jetzt verschollen; ja selbst einige der berühmtesten sind nur noch in ganz vereinzelten Exemplaren

vorhanden. Um so dankenswerther sind die Inhaltsübersichten und Auszüge, welche L. Cholevius in seinem Buche „Die bedeutendsten deutschen Romane des siebzehnten Jahrhunderts“ (Leipzig 1866) gegeben hat. Auch Felix Bobertag's „Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland“ hat in den einschlägigen Partieen Verdienstliches geleistet.

Im Jahre 1644 erschien die „Dianea“ von Dietrich von dem Werder, im Jahre 1645 „Die adriatische Rosemunde“ von Philipp von Zesen. Die Dianea ist im Wesentlichen nur eine Bearbeitung des gleichnamigen italienischen Romans von Loredano, welcher 1634 von Harsdörffer übersetzt war; Werder's Verdienst ist darauf beschränkt, daß er dem fremden Gedicht durch einige Anspielungen auf die Helden und Ereignisse des dreißigjährigen Krieges gesteigerten Reiz gab. Zesen's Buch nennt sogar Thomasius, der in seinen Kunsturtheilen sonst wenig wählerisch ist, eine einfältige Liebesgeschichte.

Bestimmend für die gesammte Richtung wurden Andreas Heinrich Bucholtz, geboren am 25. November 1607 zu Schöningen bei Halberstadt und am 20. Mai 1671 als Superintendent in Braunschweig gestorben, und Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, am 4. October 1633 geboren, gestorben am 27. März 1714. Bucholtz schrieb: „Des christlichen teutschen Großfürsten Hercules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte“, und „Der christlichen königlichen Fürsten Herculiscus und Herculadisla, auch ihrer hochfürstlichen Gesellschaft anmuthige Wundergeschichte“. Beide Romane erschienen zu Braunschweig, der erstgenannte 1659, der zweite 1665. Die Romane des Herzogs Anton Ulrich sind: „Die durchleuchtige Syrerin Aramena. Nürnberg 1669 bis 1673. 5 Bände“, und „Octavia, Römische Geschichte, 1677. 6 Bände“. Diese Romane sind vielfach aufgelegt und in späteren Ausgaben von den Verfassern ansehnlich vermehrt worden. Bucholtz hat Ungeheuerlichkeiten der Erfindung, die den vielgeschmähten Amadisromanen, denen er entgegentreten wollte, wahrlich nicht nachstehen; und wo wir Töne des leidenschaftlichen Herzens fordern, begegnet

uns in roher Sprache und ermüdender Breite nur eine salbungsvolle Erbauung, die, um mit Bucholtz selbst zu sprechen, nicht allein des Lesers weltwallendes, sondern zugleich auch sein geisthimmlisches Gemüth erquicken und ihn auf der Bahn der rechtschaffenen Gottseligkeit erhalten soll. Anton Ulrich, phantasielos zum Erschrecken, verliert sich nicht minder in die abgeschmackteste Lehrhaftigkeit. Birken, der Vorredner, legt den innersten Kern bloß, wenn er sagt: „Diese Geschichtgedichte und Gedichtgeschichten vermählen den Nutzen mit der Belustigung, tragen güldene Aepfel in silbernen Schalen auf und versüßen die bittere Aloe der Wahrheit mit dem Honig der angedichteten Umstände; sie sind Gärten, in welchen auf den Geschichtsstämmen die Früchte der Staats- und Tugendlehren mitten unter den Blumenbeeten angenehmer Gedichte herfürwachsen und zeitigen, ja sie sind rechte Hof- und Adelsschulen, die das Gemüth, den Verstand und die Sitten recht adelig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen.“ Was diese Dichter ihren französischen Urbildern abgesehen hatten, war im Grunde nur das prickelnde Versteckspiel mit den bald offeneren, bald verblümteren Anspielungen auf die Tagesereignisse. Bucholtz brachte in seinen Roman, welcher im dritten Jahrhundert nach Christus spielte, „mit Veränderung etlicher weniger Umstände“ den ganzen dreißigjährigen Krieg. Und der Herzog Anton Ulrich hatte überdies noch den Vortheil, daß ihm als Fürsten gar manche geheime Hofgeschichten bekannt waren, deren Enträthselung für die neugierige Menge viel Verlockendes hatte. Schon in der durchleuchtigen Syrerin Aramena, deren Handlung in die Zeit der biblischen Patriarchen verlegt war, waren solche Bezüge zahlreich eingeflochten; der Roman von der Octavia aber, welcher die römische Geschichte von Claudius bis Vespasian erzählt, hatte in diesen einzig und allein seinen Schwerpunkt. Die aufregendste, weil deutbarste, Episode war die Geschichte der Prinzessin von Celle. Selbst ein Mann wie Leibniz machte sich mit der Enthüllung dieser Geheimnisse viel zu schaffen.

Es blieb dieselbe ungeheuerliche Compositionslosigkeit und derselbe ungeheuerliche Aufwand von Helden, Schlachten, Metzeleien, Abenteuern

und Entführungen, aber es war doch eine sichtliche Vertiefung des Gehalts, als sich allmählich eine Gattung von Romanen herausbildete, die, ganz der geistlosen Polyhistorie der herrschenden Wissenschaft entsprechend, das Hauptgewicht auf die Zusammenstoppelung gelehrten Notizenkrams legte.

Die mit Recht berühmteste Spitze aller dieser Romane ist Caspar von Lohenstein's „Arminius und Thusnelda". Der vollständige Titel lautet: „Daniel Casper's von Lohenstein großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit nebst seiner durchlauchtigsten Thußnelda, in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlicher Nachfolge, in zwei Theilen vorgestellet und mit annehmlichen Kupfern geziert. Leipzig 1689 bis 1690." Der Schluß, erst nach Lohenstein's Tode geschrieben, stammt von einem Leipziger Prediger Christian Wagner.

Man muß sich die Mühe nehmen, diese beiden Folianten, von denen der eine aus 1430, der andere aus 1646 zweispaltigen Seiten besteht, wenn nicht zu lesen, so doch wenigstens zu durchblättern; sonst kann man sich von der Möglichkeit eines solchen Unternehmens keine Vorstellung machen. Es war rühmlich und erfreulich, daß Lohenstein inmitten der abscheulichsten Fremdländerei die Deutschen wieder an den Werth des Vaterlandes und der alten Heldengeschichte mahnte; aber die Mittel, welche er wählte, waren lächerlich und abgeschmackt. Er meinte es durch die gute Absicht seines Romans entschuldigt und gefordert, die Deutschen in alle geschichtlich bekannten Welthändel einzumischen, so daß, „dafern man diese Heldengeschichte für die Richtschnur der historischen Wahrheit halten müßte, Niemand zweifeln dürfte, daß die Römer, insonderheit aber Cäsar, Pompejus, Antonius, Augustus, nicht weniger die Griechen, vornehmlich Alexander der Große, imgleichen der sieghafte Hannibal, die Amazonen, Samniter, Lusitanier und fast die ganze Welt nichts Wichtiges ohne der Deutschen Rath und Hülfe ausgeführt hätten und also die Dienste der tapferen Deutschen gleichsam allenthalben das Postament gewesen wären, auf welchem die berühmtesten

Europäer, Asiaten und Afrikaner aus mittelmäßigen Zwergen zu ungeheuern Riesen erwuchsen". Und diese Tollheit der Erfindung wird noch übertroffen durch die Tollheit der Ausführung. Ueberall die modische Galanterie in der Charakterzeichnung. Es ist die beißendste Kritik, was der Verfasser der dem Roman beigegebenen Anmerkungen (Kap. 1) seinerseits als ernsthaftes Lob sagt, „daß Ariovist, Arminius, Thusnelda, Marbod, wenn sie ihre eigene Geschichte in diesem Buch suchen sollten, in höchlichste Verwunderung gerathen würden, daß ihre dicke Barbarei zu einem Muster aller nach heutiger Weltart eingerichteter Sitten durch den Ovidius unserer Zeiten verwandelt worden". Sodann auch hier wieder die beliebten Anspielungen auf die nächste Gegenwart und Umgebung; ein besonderes Register ist beigefügt, dieselben in das nöthige Licht zu setzen. Und zuletzt und hauptsächlich prahlsüchtige und weitschweifige Schaustellung unermeßlicher Belesenheit. Der Vorbericht sagt: „Das Absehen dieser Arbeit wird der kluge Leser leicht wahrnehmen können, daß der Verfasser dadurch der Welt einen guten Dienst zu leisten getrachtet, weil er vornehmlich angemerket, daß insgemein junge Standespersonen allzuzeitlich einen Ekel vor ernsthaften Büchern bekommen und lieber die mit vielen Eitelkeiten und trockenen Worten angefüllten Liebesbücher als den La Motte oder den spanischen Saavedra, da doch diese Bücher ihre Gelehrsamkeit und ihren Nutzen haben, zu lesen pflegen. Dahero unser Lohenstein auf den Gedanken gerathen, ob man nicht unter dem Zucker solcher Liebesbeschreibungen auch eine Würze nützlicher Kenntnisse und ernsthafter Staatssachen miteinmischen und also die zärtlichen Gemüther gleichsam spielend und unvermerkt oder sonder Zwang auf den Weg der Tugend leiten und hingegen einen Ekel vor anderen unnützen Büchern erwecken könnte." Die Schlußanmerkungen zum zweiten Theil (Kap. 1) fügen hinzu, „daß, gleichwie der grundgelehrte Lohenstein eine lebendige Bibliothek gewesen, also auch dieses Buch ein rechter Kern und Auszug seiner ganzen leblosen Bibliothek mit allem Recht heiße."

Neben Lohenstein's Roman wurde am beliebtesten Heinrich Anselm von Ziegler's „Asiatische Banise oder das blutig — doch

muthige Pegu, alles in historischer und mit dem Mantel einer annehmlichen Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend. Leipzig 1689". Der Ausgabe von 1721 ist ein zweiter Theil von J. G. Hamann beigefügt. Der Leser hatte hier in verhältnißmäßig gedrängter Form Alles beisammen, was man von einem Roman verlangte, einen tugendhaften und unglücklichen Prinzen, eine noch tugendhaftere und noch unglücklichere Prinzessin, Tyrannen und Bösewichter, Schlachten, Entführungen, den fremden romantischen Boden „der barbarischen Asiater", Heirathen, Begräbnisse, Krönungen und überdies noch die höchst befriedigende Versicherung, daß der Inhalt „mehrentheils aus wahrhaftigen Begebenheiten bestehe, welche sich zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bei der grausamen Veränderung des Königreichs Pegu und in den angrenzenden Reichen zugetragen".

Zuletzt gerieth diese Art der Romandichtung folgerichtig in die Hände der flachsten Vielschreiber. Die Einen, wie August Bohse, der unter dem Namen Talander, und Christian Hunold, der unter dem Namen Menantes schrieb, halten sich besonders an Schlüpfrigkeiten und satirische Skandalgeschichten, die Anderen, wie Eberhard Werner Happel und Joachim Meier, an polyhistorischen Kleinkram. Einer der berühmtesten Romane Happel's heißt: „Der insularische Mandorell, ist eine geographisch-historische und politische Beschreibung aller und jeder Insulen auf dem ganzen Erdboden, vorgestellet in einer anmüthigen und wohlerfundenen Liebes- und Heldengeschichte, wobei auch sonsten allerhand schöne Discurse und Materien, insonderheit der Ursprung der sogenannten Romanen gründlich und in einer guten deutschen Redensart an- und ausgeführt werden. Alles genommen aus den bewährtesten so neuen als alten Scribenten, aufgesetzet von Eberhardo Guernero Happelio. 1682." Die Vorrede des Romans beginnt mit den überaus dichterischen Worten: „Von den Insuln insgemein ist zu merken, daß das Wort Insul von dem lateinischen Wort Insula herrührt, zu teutsch aber eigentlich einen Werder oder Eiland bedeutet." Aehnlich in trockenen Einzelheiten verliert sich: „Der akademische Roman, worinnen das Studentenleben vorgebildet wird in einer schönen Liebesgeschichte. 1690."

Außerdem lieferte Happel, der übrigens als kompilirender Geschichtschreiber nicht ohne Verdienste war, noch eine stattliche Reihe geschichtlicher Romane, in denen z. B. vorgetragen wird, „was sich in den Jahren 1685 bis 1693 hin und wider in Europa Merk- und Denkwürdiges ereignet hat“. Joachim Meier aus Perleberg, Gymnasiallehrer in Göttingen, schrieb 1690 nach Anleitung eines kleinen französischen Romans, „Les amours de Catulle“, „Die durchlauchtige Römerin Lesbia, d. i. alle Gedichte des berühmten lateinischen Poeten Catullus in einer anmuthigen Liebesgeschichte“, und 1707 „Die Römerin Delia, d. i. alle Gedichte des Poeten Tibullus und zum Theil des Horatius in einem curieusen Roman vorgestellet“.

Schon Bodmer nennt diese Romane mit einem glücklichen Ausdruck „Excerptenpoesie“; Eichendorff nennt sie vielleicht noch treffender „tollgewordene Realencyklopädien“. Die Zeitgenossen aber hatten das Gefühl, durch sie ein Höchstes erreicht zu haben. Der Vorbericht zu Lohenstein's Arminius rühmt ausdrücklich, „daß die Deutschen nunmehr anderen Völkern in der Kunstliebe, wo nicht es zuvorzuthun, so doch die Wage halten können, also daß sie der ausländischen Uebersetzungen jetzt ebensowenig als des über diese Uebersetzungen geführten Hohnes bedürfen“. Thomasius meint in dem Widmungsschreiben seiner Schrift über „die Wissenschaft, das Verborgene des Herzens zu erkennen“, Lohenstein könne sechs Virgiliis auf den Kopf treten. Und selbst jene schöne Seele, deren Bildungs- und Leidensgeschichte Goethe im sechsten Buche von Wilhelm Meisters Lehrjahren unsterblich gemacht hat, entzückte sich noch an den wunderbaren Begebenheiten und an der andächtigen Liebe des deutschen Hercules und der römischen Octavia.

Kein Wunder daher, daß diese Romanliteratur in schreckhaftester Ueppigkeit aufwucherte. J. J. Schwabe, der bekannte Gottschedianer, besaß nicht weniger als sechzehnhundertundsiebenundachtzig Bände deutscher Romane aus den Jahren 1523 bis 1783; unter diesen gehörte die Mehrzahl dem siebzehnten Jahrhundert an. Goedeke: Grundriß Bd. 3, § 192.

In ihren Hauptwerken unendlich dichterischer und geschichtlich merkwürdiger ist jene zweite Romangruppe, welche im Gegensatz zum gelehrten Kunstroman als Volksroman zu bezeichnen ist.

Dieser Volksroman schloß sich zunächst an die Nachahmung der spanischen Schelmenromane; aber er hatte Kraft und Beweglichkeit genug, auch in der Nachahmung selbstschöpferisch und eigenartig zu bleiben.

Begonnen war diese Dichtart 1553 durch Don Diego Hurtado's de Mendoza berühmten Roman Lazarillo de Tormes; vierzig Jahre später folgte das vollendetste Muster derselben, Don Guzmann de Alfarache von Mateo Aleman. Es bildete sich in Spanien ein eigener reicher Literaturzweig; die Helden sind Schelme und abenteuernde Landstreicher, aber von gesundem und tüchtigem Kern, durch Glück und Klugheit sich in buntwechselnden Schicksalen von den untersten Ständen zu Rang und Reichthum emporarbeitend. Frisch, spannend, unmittelbar dem Volksleben zugewendet, wirkten diese sogenannten Schelmenromane auch wieder befruchtend auf die Volksphantasie zurück und wurden in allen Literaturen die Quelle neuer und eigenthümlicher Volksbücher. Auch in Deutschland waren diese Romane um so schneller eingedrungen, je lebendiger durch die politischen Verhältnisse damals noch der Verkehr namentlich Süddeutschlands mit Spanien war. Die Einführung des französischen Hofromans und des spanischen Schelmenromans ist fast gleichzeitig. Schon um 1600 wurden die meisten Schriften Guevara's von Aegidius Albertini, dem Sekretär des Herzogs Maximilian von Baiern, mit vielen Abänderungen und Zusätzen übersetzt. In verschiedenen Uebersetzungen, von 1615 bis 1670, erschienen Mateo Aleman's Schelmenromane unter dem Titel „Der Landstörtzer Gusman von Alfarache“; und 1626 „Die Landstörtzerin Justina Ditzin Picara genandt, erstlich durch Herrn Lic. Franciscum de Ubeda von Toledo in Spanischer Sprach beschrieben, nochmals von Baretzo Baretzi in Italianisch transferirt und nun zum letzten Mal auch in unsere hochteutsche Sprach versetzt“. Im Jahre 1621 erschienen zu Köthen zweiundzwanzig Kapitel von „Don Kichote de la

Mantscha"; später wurde dieser Anfang zu einer Gesamtübersetzung ergänzt.

Johann Michael Moscherosch, selbst aus spanischem Blute stammend, geboren am 5. März 1601 zu Wilstädt in der Nähe von Straßburg, unter verschiedenen deutschen Fürsten und Herren hohe Staatsämter verwaltend, gestorben 1669 zu Worms, war der Erste, welcher durch Anlehnung an diese spanische Schelmenromane den Weg zu einem eigenen deutschen Volksroman bahnte. Sein berühmtes Buch „Wunderliche und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewalt", welches zuerst 1642 zu Straßburg und dann schnell hintereinander in den verschiedensten Ausgaben, Nachdrucken und Fortsetzungen erschien, ist den 1635 erschienenen Traumgesichten Quevedo's theils entnommen, theils nachgebildet.

Moscherosch ist noch vorwiegend Satiriker, und zwar nicht einmal ein sehr hochstehender. Die Gesinnung verletzt durch schneidende und versöhnungslose Bitterkeit, die Darstellung durch einen unerträglichen Wust von lateinischen Versen, fremdländischen Phrasen und den üblichen Zierrathen der à la mode-Gelehrsamkeit, welche er haßt und verspottet und der er doch geschmacklos huldigt. Aber das Zielzeigende in ihm ist, daß seine lehrhafte Satire überall hinüberwächst in die Novelle und Erzählung, deren Stoffe aus frischer Lebensbeobachtung der nächsten Gegenwart und Wirklichkeit geschöpft sind. Es ist die schuldige Anerkennung seiner gelungensten Leistung, daß man vorzugsweise immer seiner Schilderung des Soldatenlebens gedenkt. Die gestaltende Kraft ist hier erstarkt durch die tiefste Empörung des Herzens. Es ist eine Schilderung von grauenvoller Naturwahrheit. Achim von Arnim hat in seinem Wintergarten dieses Vorbild benützt, jedoch es nicht erreicht.

Kurz darauf aber kam ein mächtigerer Genius, welcher diese Anregungen fruchtbarer und umfassender ausgestaltete.

Es ist der Verfasser des Simplicissimus. Der Simplicissimus ist der erste große deutsche Roman, der heute noch lesbar und lesenswerth ist.

Der zweihundert Jahre lang verborgen gebliebene Name des Autors wurde, wie Goedeke angiebt, zuerst durch Heinrich Kurz in

Schindler's Zeitschrift „Der Spiegel“ 1837 bekannt gemacht; er lautet Hanns Jacob Christoffel von Grimmelshausen. Spielende Buchstabenumstellung war eine allgemeinverbreitete Liebhaberei des Zeitalters. Wie Moscherosch den Namen Sittewald offenbar aus dem Namen seines Geburtsorts Wilstaedt bildete, so lassen sich die verschiedenen Masken, unter welchen Grimmelshausen in diesem Roman und in seinen übrigen Schriften auftrat, Samuel Greifnson von Hirschfeld, German Schleifheim von Sulsfort, Philarchus Grossus von Trommenheim, Signeur Meßmahl, Michael Regulin von Sehmstorff, Erich Stainfels von Grufensholm, Simon Leugfrisch von Hartenfels, Israel Fromschmit von Hugenfels, Melchior Sternfels von Fuchshaim, alle ohne Ausnahme, mit geringen orthographischen Ungenauigkeiten auf jenen ächten und beglaubigten Vor- und Zunamen zurückführen.

Grimmelshausen war zu Gelnhausen am Anfang des Krieges geboren, um 1625. Schon als zehnjähriger Knabe gerieth er in das wilde Soldatenleben und diente bis zum Jahre 1643 bald unter hessisch-protestantischer, bald unter kaiserlich-katholischer Fahne. Um das Jahr 1665 wurde er bischöflich Straßburg'scher Amtsschultheiß zu Renchen im badischen Oberland; daher der Ortsname „Rheinnec, Cernhein, Hercinen“, mit welchem zuweilen seine Vorreden und Widmungen unterschrieben sind. In Renchen ist er, wie das Kirchenbuch nachweist, am 17. August 1676 gestorben. Als Katholik; wahrscheinlich aber war er ursprünglich Protestant, seine religiöse Gesinnung ist eine durchaus freie und die Einwirkungen protestantischer Bildung sind in ihm überall sichtbar.

Mit dem einen Fuße stand Grimmelshausen auch seinerseits noch im vornehmen und gelehrten Roman. Es sind die Geschichten von Joseph und Musai 1667, von Dietwald und Amelinde 1669, von Proximus und Lympida 1672. Wie Bucholtz und Anton Ulrich zieht er gegen die Grillen des Amadis zu Felde, und gleicht auch darin jenen Zeitgenossen, daß er seine Stoffe aus dem Alterthum holt und durch gespreizte Sprache und prunkenden Gelehrten-

kram nicht selten langweilig wird. Diese Romane sind längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen.

Frisch, neu, eigenthümlich, ganz er selbst ist Grimmelshausen nur im Simplicissimus und dessen Fortsetzungen.

Oft hat man zur Erklärung dieses merkwürdigen Buches auf das Vorbild des Eulenspiegels gewiesen. Dies ist entschieden falsch; die Grundlage ist spanisch. Der Verfasser hat sowohl vor wie nach dem Simplicissimus eine Reihe von Schriften geschrieben, welche in ihrer ganzen Art und Form offen und eingeständlich spanischen Mustern nachgebildet sind. „Der fliegende Wandersmann nach dem Mond 1659“, „Die Traumgesichte von Dir und Mir 1660“, „Schwarz und Weiß oder der satirische Pilgram 1666“, nicht minder als: „Die verkehrte Welt 1673“ bewegen sich mit Vorliebe in jenen allegorisirenden Traumgesichten, welche damals in der spanischen Satire allgemein üblich und in die deutsche Literatur bereits von Moscherosch eingeführt waren. Der Simplicissimus zeigt nicht nur in seiner ganzen Anlage seine unmittelbare Abkunft aus dem spanischen Schelmenroman; ganze Theile am Schluß des fünften Buches sind sogar wörtlich aus Guevara übersetzt. Dennoch hat die Hindeutung auf Eulenspiegel eine gewisse Berechtigung. Obgleich durch fremde Einwirkung angeregt, ist der Simplicissimus ein durch und durch deutscher Volksroman. Der Held ist nicht wie seine spanischen Vorältern, der verschmitzte, weltkluge, nach Glück und Glanz jagende Schelm, der aus der Thorheit der Anderen seinen Vortheil zieht, sondern der ehrliche, gutherzige, schalkhafte, deutsche Michel, dessen unbefangene Einfalt von Hause aus durch den Namen Simplicius Simplicissimus als unterscheidendes Merkmal hervorgehoben und gekennzeichnet wird. Und die geschilderten Erlebnisse, Persönlichkeiten und Zustände, aufgetragen auf den düsteren und wilden Hintergrund des dreißigjährigen Krieges, geben dem Roman eine so durchaus selbständige Bedeutung, daß er, mit dem eigensten Herzblut getränkt, die Gewalt tiefster Ursprünglichkeit übt.

Im Jahre 1669 erschien die erste Ausgabe unter dem Titel: „Der abentheuerliche Simplicissimus Teutsch, das ist: Die Beschreibung

des Lebens, eines seltsamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchshaim, wie, wo und welcher gestalt er nemlich in diese Welt kommen, was er darinn gesehen, gelernet, erfahren und außgestanden, auch warumb er solche wieder freiwillig quittirt. Ueberauß lustig, und männiglich nutzlich zu lesen. An Tag geben von German Schleifheim von Sulsfort. Mompelgart, Johann Fillion, 1669". Noch in demselben Jahre folgte eine neue Ausgabe unter dem Titel: „Neu eingerichteter und vielverbesserter abentheurlicher Simplicissimus". Der Roman bestand ursprünglich aus fünf Büchern; aber noch im Jahre 1669 erschien ein sechstes Buch als Continuatio, das als Erstling der deutschen Robinsonaden Wichtigkeit hat. Mit Unrecht hat man an der Aechtheit dieses Schlusses gezweifelt. Grimmelshausen bekennt sich in der Vorrede zum zweiten Theil des Simplicianischen Vogelnestes ausdrücklich als dessen Verfasser.

Vergebens würden wir versuchen, die gewaltige Stofffülle in einzelne knappe Umrißlinien einzufangen. Ergreifender ist nie die bunte Abenteuerlichkeit der Söldnerbanden, die Verwilderung, die wüste Sittenfäulniß, die Lebensöde und die Noth und der Schrecken jenes entsetzlichen Krieges geschildert worden, ergreifender nie der tiefe Herzensgram und das rührende Sehnen nach friedvoller Weltabgeschiedenheit, das sich damals aller Besten bemächtigt hatte. Es scheint ein Genrebild zu sein, und es ist ein geschichtlicher Roman im großen historischen Stil. Freilich sind auch hier überall die schmerzlichen Spuren jener rohen Verbauerung, an welcher ganz Deutschland am Ende des Krieges krankte; mit sichtlichem Behagen verweilt die Schilderung oft und gern im niedrigsten Schmutz unerhörter Zoten und Flegeleien; es fehlt aller und jeder Sinn für Maß und Schönheit. Aber der innerste Kern ist gesund. Es zeigt sich das volle Gefühl und die glücklichste Kraft für Lebendigkeit und Naturwahrheit der Charaktergestaltung, für gründliche und überzeugende Motivirung der Uebergänge und Steigerungen; wenigstens in den vier ersten Büchern, in denen der Held auf dem festen Boden des Wirklichen und Erlebten steht. Oft sogar überkommt uns der Hauch der ächtesten und unverlierbarsten Poesie, wie vor allem in

der schönen Waldidylle des Jugendlebens, in dem herrlichen Liede des Einsiedler's „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall“ und in vielen einzelnen Stellen, in denen die Satire sich zu mild versöhnendem Humor erhebt. Die Sprache ist rein, fließend, ächt volksthümlich. Wir stehen nicht an, den Simplicissimus trotz all seiner Rohheit und Formlosigkeit unter die schätzbarsten Besitzthümer unserer Literatur zu zählen. An Kunst bleibt er hinter den spanischen Schelmenromanen und dem späteren Gil Blas zurück; an Ernst und Tiefe der Gesinnung, an Großartigkeit der geschichtlichen Verhältnisse überragt er sie himmelhoch.

Noch viele Schriften sind von Grimmelshausen vorhanden; den Simplicissimus aber hat er nie wieder erreicht. Einige derselben schließen sich unmittelbar an jenes Hauptwerk an und bringen einzelne Nebengestalten zu weiterer Ausführung. Es sind: 1) Trutz Simplex oder Ausführliche und wunderseltzame Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche, Wie sie anfangs eine Rittmeisterin, hernach eine Hauptmännin, ferner eine Leutenantin, bald eine Marketenderin, Mußquetirerin und letzlich eine Zigeunerin abgegeben, Meisterlich agiret und ausbündig vorgestellet: Ebenso lustig, annehmlich und nutzlich zu betrachten als Simplicissimus selbst, Alles miteinander von der Courasche eigener Person dem weit- und breitbekannten Simplicissimo zum Verdruß und Widerwillen, dem Autori in die Feder dictirt, der sich vor dißmal nennet Philarchus Grossus von Trommenheim auf Griffsberg. Gedruckt in Utopia bei Felix Stratiot. 2) Der seltzame Springinsfeld u. s. w. 1670. 3) Das Wunderbarliche Vogelnest u. s. w. 1672. 4) Rathstübel Plutonis. 1672. Andere Schriften sind lehrhafte Erzählungen, wie „Der Bärenhäuter“ und „Der stolze Melcher“. Und noch andere treten ganz offen in die Form der Abhandlung hinüber, wie „Der deutsche Michel“, „Der Ewigwährende Kalender“, „Der zweiköpfige Ratio status“ und „Warum er nicht katholisch werden könne“.

Auch diese simplicianischen Schriften sind, wie der Simplicissimus selbst, aus den spanischen Schelmenromanen hervorgegangen.

Das Grundmotiv von der Geschichte des wunderbarlichen Vogelnestes, daß das Vogelnest unsichtbar macht und nun der ungesehen Sehende Anlaß zu den mannichfachsten satirischen Sittenschilderungen gewinnt, erinnert unabweisbar an den im Jahre 1641 erschienenen hinkenden Teufel von Luis Velez de Guevara, welcher später auch von Lesage benützt ward. Dagegen sind jene kleineren lehrhaften Abhandlungen und Erzählungen, welche in ihrem Inhalt Betrachtungen über die Gebrechen des Vaterlandes, über die verderbliche Vorliebe für Frankreich, über Sprachmengerei, über Aberglauben und andere Anliegen des Tages enthalten, in der Form durchaus selbständig. Hebel, der große Volksschriftsteller, hat nicht verschmäht, einige dieser Motive in sein Schatzkästlein aufzunehmen.

Seit dieser Zeit war der Gegensatz zwischen dem gelehrten Kunstroman und dem Volksroman fest und scharf ausgeprägt. Und Grimmelshausen war so sehr das anerkannte Muster der volksthümlichen Richtung, daß sich alle ähnliche Bestrebungen bewußt und bestimmt an ihn anlehnen, freilich ohne ihm gleichzukommen.

Ungesucht sondern sich diese zahlreichen Nachahmungen in zwei Gruppen. Da über die Gestaltungskraft fester Thatsächlichkeit, wie sie im Simplicissimus ist, kein Zweiter gebot, legen die einen Nachahmer den Grundton einseitig auf das Phantastisch-Abenteuerliche, die anderen ebenso einseitig auf das Lehrhaft-Satirische.

Jene erste Gruppe, die phantastisch-abenteuerliche, verliert sich sogleich in die unsäglichste Plattheit. Eines der bekanntesten Bücher dieser Art ist „Der güldene Hund oder Ausführliche Erzählung, wie es dem sogenannten Cavalier aus Böhmen, welcher nicht, wie Etliche mit Unwahrheit vorgegeben, wegen gräulicher Gotteslästerung, sondern durch Zauberei in einen Hund verwandelt worden, bishero ergangen und wie er wieder seine vorige menschliche Gestalt überkommen: so nützlich und lustig zu lesen als des Apuleji goldener Esel oder Samuel Greifensohns Simplicius Simplicissimus, erstlich in pohlnischer Sprache beschrieben, anitzo aber denen böhmischen Landsleuten zu Ehren verteutschet von Cosmo Pierio Bohemo. 1675.“ Ein böhmischer Edelmann ist in einen Hund verzaubert; es werden die

Schicksale, die er bei verschiedenen Herren erlebt, geschildert und in diese Schilderungen sind einige satirische Seitenblicke verflochten. Noch platter ist der französische Gyges von Terpo Mirifano. Die meisten anderen Nachahmungen dieser Art verschmähen zwar die Wunder und fabelhaften Verwandlungen, haschen aber dafür nur um so mehr nach den ungeheuerlichsten Abenteuerlichkeiten. Dahin gehören: Simplicianischer Jan Perus 1672, der Simplicianische Weltkukker 1678, deß französischen Kriegs-Simplicissimi hochverwunderlicher Lebenslauf 1682, der politische possierliche und doch manierliche simplicianische Hasenkopf von Erasmo Grillando 1683, Ungarischer oder dacianischer Simplicissimus 1683, der türckische Vagant 1683, der überaus kurtzweilige und abentheuerliche Malcolmo von Liebendau von Simplicio Simplicissimo 1686. Jetzt sind diese Bücher auch in reichhaltigen Bibliotheken selten. Wer des einen oder des anderen habhaft wird, überzeugt sich, daß alles Geschichtliche, in welchem der Simplicissimus seine unvergängliche Größe hatte, hier völlig zurückgedrängt ist. Die Simpliciade wird aufschneiderische und lügenhafte Reisebeschreibung. Der tiefere Sinn, der diesen Nichtigkeiten zu Grunde liegt, ist der Drang, sich durch solche Fabeleien über Druck und Noth der jammervollen Wirklichkeit hinwegzutäuschen.

Es war daher ein schönes Zeugniß für die unzerstörbare Gesundheit des deutschen Geistes, daß schon jetzt diese sinnlose Entartung der Simpliciaden auf's derbste gezüchtigt wurde. Im Jahre 1696 erschien zu Gotha (angeblich St. Malo) ein kleiner Roman unter dem Titel: „Schelmuffsky, Curiose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Land.“ Noch im selben Jahre erschien eine erweiterte Umarbeitung. Der Name des Verfassers war lange unbekannt, bis Friedrich Zarncke (der übrigens auf E. Weller's Index Pseudonymorum verweist) im neunten Bande der Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften den Leipziger Studenten Christian Reuter, geboren 1665 im Anhaltischen, als Autor erwies. Reuter, auch Verfasser satirischer Lustspiele, ist zweifellos ein ächtes humoristisches Talent. Leider scheint sein Charakter dem Talent nicht entsprochen zu haben; denn sein Dichten

ist früh verstummt und er selber verschollen. In dem Roman wird die aberteuersüchtige Aufschneiderei, zugleich auch der Wunsch Ungebildeter „galant“ und „polit“ zu erscheinen, verspottet. Schelmuffsky war eine alte Hamburger Volksfigur, die schon 1631 in Dethlev Dreyer's handschriftlicher Chronik erwähnt wird. Schelmuffsky ist immer ein gut brav Kerl gewesen und hat Zeit seines Lebens kein Geprahle oder Aufschneidens gemacht; damit aber nun alle Welt hören soll, daß er nicht stets hinter dem Ofen gesessen und seiner Frau Mutter die gebratenen Aepfel aus der Röhre genascht, so will er doch nun auch seine manchmal sehr gefährliche Reise und seine ritterlichen Thaten zu Wasser und zu Lande, wie auch seine wunderliche Geburt und Gefangenschaft in einer solchen Beschreibung an das Tageslicht geben, deßgleichen noch niemals in öffentlichem Druck soll gefunden sein. Und nun erzählt der „gut brav Kerl“ von seinen Abenteuern mit seinem gräflichen Reisegefährten und seiner Liebsten Charmanten, von seinem Tanz mit der Frau Großmogul, von Padua, das eine halbe Stunde von Rom liegt, und von Rom, das aus lauter Schilf und Rohr gebaut ist und wo alle Bauersleute Butter und Käse in Dreckschüten feilhaben, daß beim Sapperment und der Tebelhol̈mer Alle vor Bewunderung das Maul aufsperren, und in der That auch heut noch kein Leser den Schwank ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

Nüchterner, aber verständiger ist die zweite Gruppe, die satirisch-lehrhafte. Sie ist vornehmlich durch Christian Weise, den bekannten Schulrector von Zittau, vertreten.

Christian Weise, geboren am 30. April 1642 zu Zittau, gestorben am 21. October 1708, schrieb, zum Theil noch als Leipziger Student, vier kleine Romane: 1) Die drei Hauptverderber in Deutschland, von Siegmund Gleichviele. 1671. 2) Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt, durch Catharinum Civilem. 1672. 3) Die drei klügsten Leute in der ganzen Welt, durch Catharinum Civilem. 1675. 4) Der politische Näscher, von R. I. O. 1676. Die erste kleine Schrift ist entschieden den Traumgesichten Moscherosch's

nachgebildet. Die drei folgenden Schriften sind lose aneinandergereihte Zeit- und Sittenbilder, die zwar, wie die Vorrede zu den drei ärgsten Erznarren ausdrücklich hervorhebt, alle Verbindung mit dem Simplicissimus „oder sonst einem ledernen Saalbader“ ablehnen, dennoch aber durchaus innerhalb derselben volksthümlichen Richtung stehen.

Die Gegenstände sind eng und dürftig. Vor dem öffentlichen Leben und Denken, welches dem Simplicissimus einen so bedeutenden Hintergrund giebt, zieht sich der bescheidene Schulmann scheu zurück. In der Vorrede zu den drei Erznarren heißt es: „Ueber Fürsten und Herren haben Andere genug geklaget und geschrieben; hier finden diese Leute ihren Text, die entweder nicht viel vornehmer sind als ich oder die zum wenigsten leiden müssen, daß ich mich vor ihnen nicht entsetze.“ Und ähnlich sagt die Vorrede zum politischen Näscher: „Es sind Privatmenschen, welche hier einen Text nach dem andern bekommen; werden nun des weltberühmten Erasmi Rotterdami Sachen nicht verworfen, gesetzt daß er auf die höchsten Fürsten und Potentaten bisweilen sehr stachlicht ist, wer wollte mich verdammen, wenn ich auch mit solchen Gedichten in die Campagne werfe, deren sich einer oder der andere unter den gemeinen Leuten wider mein Wissen annehmen möchte.“ Ueberall die offen ausgesprochene Absicht der unmittelbarsten Lehrhaftigkeit. Die Vorrede zu den drei ärgsten Erznarren vergleicht den Roman mit einer zierlichen Apothekerbüchse; die Tugend soll durch fromme List „der kitzlichen und neubegierigen Welt beigebracht werden.“ Und die Vorrede zum politischen Näscher sagt: „Wie könnte ich meinem Nächsten besser dienen, als daß ich ihn gleichsam zwinge, auch mitten im Müssiggang etwas zu lernen. Er meint, über etliche Possen zu lachen, und sieht, was ein Mensch bedarf, wenn er nicht will zum Gelächter werden. Er denket Zucker zu lecken und schlucket die Arzenei mit in die Seele hinein; er suchet einen Komödianten und kommt aus einer philosophischen Schule zurück.“

Es ist nicht die tiefe, wahrhaft menschliche Sittlichkeit, auf welche der Satiriker ausgeht, sondern die gemeine Weltklugheit oder, um

mit der Vorrede zum politischen Näscher zu sprechen, die Lehre, „wie der Mensch sein Privatglück erhalten und alle besorglichen Unfälle klüglich vermeiden könne“. Man nannte diese Klugheitslehre im damaligen Sprachgebrauch „Politik“; erst Bodmer und Gottsched nennen einen lebensgewandten Menschen nicht mehr „politisch“, sondern „polite“. Kunstwerke sind auf diesem Standpunkt nicht zu erwarten. Doch die „lustigen Begebenheiten“ sind frisch erzählt, und die Charakteristik erinnert oft an den Ton der alten Schwankbücher, besonders des Eulenspiegel. Das Grundmotiv der drei ärgsten Erznarren, daß ein reicher Erbe durch eine Testamentsklausel beauftragt wird, die größten Narren zu suchen, ist für die Aneinanderreihung kleiner Sitten- und Lebensbilder ein so ergiebiges, daß noch 1798 Ludwig Tieck in seiner Erzählung „Ein Tagebuch“ dasselbe wieder aufgriff, freilich ohne die Quelle zu nennen.

Auch Weise's satirische Romane, namentlich die drei Erznarren und der politische Näscher, riefen vielfache Nachahmungen hervor. Goedeke's Grundriß Bd. 3, § 194 führt mehr als dreißig solche romanhafte Satiren auf, zum Theil mit den absonderlichsten Titeln. Die Königl. Bibliothek zu Dresden besitzt die meisten derselben. Johann Riemer z. B. schrieb: „Der politische und lustige Passagier, worinnen allerhand Begebenheiten, lustige Exempel und andere seltsame Dinge, welche bei denen allzugemeinen Reisen der Teutschen in fremde Länder, sonders in Frankreich sich täglich zutragen, mit vielen moralen Lehren allen curieusen Gemüthern zu Lust und Ergötzung vorgestellet.“ Von demselben Verfasser sind: „Der politische Feuermäuerkehrer, die politische Colica, der politische Grillenfänger, die politische Narrenkappe, worinnen die wunderliche und oftmals ungereimte Ehrsucht der heutigen Welt mit allerlei närrischen, jedoch wahrhaftigen Begebenheiten zusammengesuchet und vernünftigen Gemüthern zur Bewunderung und Belustigung vorgestellet.“ Diese Schriften sind ohne Ausnahme roh, langweilig, platt moralisirend. Weise selbst beklagt sich in der Vorrede zu seinen „Reifen Gedanken“, daß, nachdem er den politischen Näscher herausgegeben, „alle Tractätchen den Namen politisch erhalten hätten, als ob der kurze Mantel

dieses Worts alle Schwachheit bedecken könne". Und übereinstimmend sagt Thomasius im ersten Heft der Monatsgespräche von 1688, daß man ihn hoffentlich nicht im Verdacht haben werde, „die Narrenspossen und Scurrilitäten, die als Nachäffung des politischen Näschers eines gescheuten und gelehrten Mannes unter den Titeln des politischen Feuermäuerkehrers, des politischen Hasenkopfes, der politischen Trödelfrau und dergleichen geschrieben werden, unter die Zahl der guten Bücher zu rechnen".

Gleichwohl ist diese Gruppe geschichtlich eingreifender als die phantastische. So dürftig und gehaltlos Weise und seine Nachahmer sind, sie bekunden unzweideutig die erfreuliche Thatsache, daß nach der Verwilderung des dreißigjährigen Krieges der Mensch endlich wieder auf neue Grundlagen seines sittlichen Denkens und Verhaltens sinnt. Es ist nur eine andere Spiegelung desselben Geistes, welcher in Thomasius wirkte.

Die Bedeutung steigert sich, wenn wir die tiefen Spuren verfolgen, welche diese an sich so geringfügigen Erscheinungen in den Gemüthern zurückließen. Die Simpliciaden öffneten den Weg für die Robinsonaden, Christian Weise und seine Nachahmer öffneten den Weg für die moralischen Wochenschriften.

Das Drama.

Gryphius. Lohenstein. Christian Weise. Die Haupt- und Staatsaktionen.

Viel trauriger als um den deutschen Roman stand es am Ende des siebzehnten Jahrhunderts um das deutsche Drama. Im Roman sind wenigstens die Anfänge glücklichen Aufstrebens; man kann die Hoffnung schöpfen, daß dereinst dieses erniedrigte Geschlecht noch aus allen Schlacken geläutert hervorgehen wird. Im Drama herrscht die haltloseste Entartung. Wer das Bild jenes Zeitalters

allein den dramatischen Zuständen entlehnen wollte, dem müßte es wie ein unerklärbares Wunder erscheinen, daß die spätere Geschichte dennoch das Zeugniß einer so glänzenden Wiedergeburt ist.

Im Wesentlichen ist in der dramatischen Literatur derselbe Gegensatz der gelehrten Renaissance und der widerstrebenden Volksthümlichkeit wie im Roman. Aber das Renaissancedrama, auch seinerseits auf die unmittelbare Empfänglichkeit der Massen angewiesen, kam niemals über ein künstliches Scheinleben hinaus; und dem Volksdrama fehlte ein anführender und schöpferischer Genius, wie der Volksroman im Dichter des Simplicissimus hatte. Es ist eine alte, durch die Natur der betreffenden Kunstarten bedingte Erfahrung, daß der Roman zu einer erträglichen Ausbildung noch in Zeitaltern gelangen kann, welche dem Drama bereits alle Lebensluft abschneiden.

Andreas Gryphius und Lohenstein sind die bedeutendsten Vertreter des Renaissancedramas; auch Hallmann und Haugwitz sind daneben zu nennen. Lohenstein, der die Tragödie ausschließlich gepflegt hat, ließ seine Stücke in den Jahren 1661 bis 1673 erscheinen; den erst nach seinem Tode gedruckten, an Maßlosigkeit Alles überbietenden Ibrahim Bassa hatte er schon 1650, in seinem fünfzehnten Jahre gedichtet. Etwas früher fällt die Thätigkeit des Andreas Gryphius (1616 bis 1664). Das grenzenlose Elend des letzten Jahrzehntes des großen Krieges war der Boden, auf dem seine Trauerspiele erwuchsen. „Leo der Armenier“, „Katharine von Georgien“, „Cardenio und Celinde“ entstammen dieser Zeit; 1649 trieb ihn das tragische Schicksal Karl's von England zu dem höchst merkwürdigen Versuch eines zeitgenössischen Trauerspiels: „Ermordete Majestät“. In späteren ruhigeren Jahren wandte sich Gryphius dann auch heiterer Dichtung zu; er dichtete Gesang- und Scherzspiele, und ließ 1663 die beiden lebenskräftigen Lustspiele „Horribilicribrifax“ und „Absurda comica oder Herr Peter Squentz“ erscheinen.

Der Eindruck der Tragödien dieser Dichter ist ein höchst unerquicklicher, obgleich namentlich Gryphius zuweilen Töne ächter Leidenschaft anschlägt. Opitz, welcher doch Senecas Trojanerinnen

und Sophokles' Antigone übersetzt hatte, setzt im fünften Kapitel seines Buches von der Poeterei das Wesen der Tragödie sehr naiv in die Bestimmung, daß sie von königlichen Willen, Todtschlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vatermorden handle; im deutschen Renaissancedrama des siebzehnten Jahrhunderts ist dieser Begriff zur entsetzlichen Wirklichkeit geworden. Gryphius, von der allgemeinen Noth und eigenem Mißgeschick herb verdüstert, sagt sehr bedeutsam, daß, nachdem das Vaterland sich in seine eigene Asche verscharrt habe, er die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge in seinen Trauerspielen vorzustellen sich befleiße; und auch in den Stücken der anderen Dichter ist dieselbe Lust am Grausamen und Gräßlichen, an Mord, Blutschande und Aufstachelung aller niedrigen Empfindungen, wie sie nur einem Geschlecht eigen sein kann, das durch lange Kriegsgreuel alles feinere Gefühl verloren hat. Jedoch das kunstgeschichtlich Wichtigste ist, daß auch hier durchaus dieselbe Formrichtung herrscht wie im gleichzeitigen Kunstroman. Man weist meist zur Erklärung dieser Richtung auf den niederländischen Dramatiker Vondel, und allerdings hat sich Gryphius vorzugsweise an diesen angeschlossen; aber man darf nicht übersehen, daß Vondel selbst wieder zu den Dramatikern der französischen Plejade, namentlich zu Jodelle, im engsten Bezug steht. Lohenstein, noch entschiedener als Gryphius der sogenannten zweiten schlesischen Schule angehörig, unterscheidet sich nur dadurch, daß er auf diesen Stamm zugleich den Schwulst des Marinischen Dialogs pfropft. So ist auch Hallmann (c. 1640 bis 1704) von den Italienern, auch von Guarini abhängig, und besonders die Effekte der italienischen Oper haben es ihm angethan und heischen Nachahmung. Der Bruch mit dem alten Volksstück, welchen Opitz begonnen hatte, ist vollendet. Gemessenheit und Ruhe der Handlung, welche oft in die langweiligste Handlungslosigkeit ausartet; Festhalten an fürstlichen und heldenhaften Personen, Einführung der berüchtigten drei Einheiten, welche sich allerdings zunächst meist noch auf strenge Einheit der Zeit beschränkt; Einführung der Reihen oder Chöre, und sogar schon Einführung des Alexandriners.

Das Lustspiel allerdings war frischer, zugreifender, der Gegenwart und Wirklichkeit anschließender. Gryphius kennt offenbar die Lustspiele Shakespeare's, und hat im Lustspiel auch den Muth und die Kraft derber und packender Lokalfärbung. Seine „Absurda Comica oder Herr Peter Squentz“ ist den Handwerkerscenen des Sommernachtstraumes nachgebildet. Aber die Schranke des Renaissancedrama's wird gleichwohl durch diese realistischen Eingriffe nicht durchbrochen; auch das italienische und französische Lustspiel hatte die derbe Volksmäßigkeit nicht aufgegeben. Das unverbrüchliche Kennzeichen des nach Plautus und Terenz geformten Lustspiels ist das Gattungsmäßige und Maskenhafte der Charakterzeichnung; und dieses wird selbst von Gryphius, noch mehr aber von den anderen gleichzeitigen Renaissancedichtern, auf's sorgsamste gewahrt.

So fiel der französische Classicismus, als er in Corneille, Racine und Molière seinen Höhepunkt erreichte, in Deutschland auf längst geebneten Boden. G. Greflinger übersetzte schon 1650 Corneille's Cid, und F. Ch. Bressand in Braunschweig in den Jahren 1691 bis 1696 fast alle hervorragendsten Werke von Corneille, Racine und Pradon.

Jedoch dieser französirenden Richtung steht auch hier mit scharfbetonter Gegensätzlichkeit wieder derselbe Christian Weise gegenüber, dessen volksthümlicher Grundzug sich bereits im Volksroman bethätigt und bewährt hatte.

Christian Weise hat, wie Palm in seiner lehrreichen Abhandlung über Weise und in seinen „Beiträgen“ (Breslau 1854. 1877) dargethan hat, nicht weniger als vierundfünfzig Stücke geschrieben. Er ist ohne eigentliche dramatische Begabung, wie er dies auch selbst in der Vorrede seines Buches „Lust und Nutz der spielenden Jugend“ (1690) offenherzig eingesteht. Weder seine Trauerspiele noch seine Lustspiele überwinden die dramatisirte Erzählung; Erfindung und Dialog leiden an unsäglicher Plattheit. Die Trauerspiele jagen nach den gräßlichsten Hinrichtungsscenen und nach schulmeisterlicher moralisirender Nutzanwendung, ohne sich doch die lästerlichsten Derbheiten zu verargen; die Lustspiele suchen das Ergötzen in Zoten, in althergebrachten

Pickelhäringsspäßen und flegelhaften Prügelscenen. Aber man sieht deutlich, daß Weise, im Gegensatz zur kalten Künstelei der verzopften Renaissance, auf die alten Volksdramen geachtet hatte. Weise's Stücke rücken ihre Stoffe und Formen in die traute Nähe der bekannten und heimischen Wirklichkeit, richten sich nach den Zwecken der Aufführung, welche freilich nur der löblichen Schuljugend anheimfiel, setzen dem Alexandriner und der steifen Regelmäßigkeit der französirenden Dramen Frische und Natürlichkeit der Rede und Streben nach Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit der Composition entgegen. Die „Einheiten“ der französischen Bühne haben für ihn nicht Geltung; das gleichförmige, vornehme Hochdeutsch will er nur fürstliche Personen reden lassen und verlangt sonst eine charakteristisch abgestufte Sprache; ermüdend lange Auseinandersetzungen und Erzählungen auf der Bühne verwirft er und fordert einen lebhaften, vorwärtsstrebenden Dialog. So ist Christian Weise, der Dramatiker, nicht nach dem, was er geleistet, sondern nach dem, was er gewollt hat, zu beurtheilen. In diesem Sinne aber ist er in der That der Vorläufer nicht bloß Gellert's, sondern selbst Lessing's. Daraus erklärt sich, warum Gottsched ihn so bitter verfolgte und warum Lessing, der diese innere Verwandtschaft herausfühlte, ihn im Eifer streitenden Widerspruchs zuweilen arg überschätzte. Als Karl Lessing, den der Ruhm seines berühmten Bruders zu kindischer Nachahmung reizte, dem großen Kritiker mittheilte, daß er Masaniello zum Helden einer Tragödie zu machen beabsichtigte, antwortete ihm dieser (14. Juli 1773): „Weißt Du denn auch, daß Du schon einen dramatischen Vorgänger hast? Und einen dramatischen Vorgänger in Deutschland? Es ist kein Geringerer als Christian Weise, dessen Trauerspiel von dem neapolitanischen Hauptrebellen Masaniello Du in seinem Zittauischen Theater finden wirst. Wenn Du es noch nicht gelesen hast, so lies es ja. Es hat ganz den freien Shakespeareschen Gang, den ich Dir sehr zur Nachahmung empfehlen würde. Auch wirst Du, des pedantischen Frostes ungeachtet, der darin herrscht, hin und wieder Funken von Shakespeareschem Genie finden.“

Ohne Kraft und Ursprünglichkeit, wie beide Richtungen waren,

konnte sich weder das gelehrte noch das mehr volksthümliche Drama der Bühne bemächtigen.

Hallmann stellt in der Vorrede zu seinen Trauer-, Freuden- und Schäferspielen „diejenigen Schauspiele, so von Ehrliebenden und Gelehrten“ herrühren, denen, „die von plebejischen und herumschweifenden Personen an den Tag gegeben werden“, schroff gegenüber. Es war das Schlimmste geschehen, was der dramatischen Kunst und Literatur geschehen kann; Literatur und Bühne fielen in unnatürlicher Trennung feindlich auseinander.

Zwar sagt Gryphius in der lateinischen Zuschrift seines Trauerspiels Papinianus, daß sowohl sein Leo Armenius wie auch seine Catharina und Felicitas in Breslau auf die Schaubühne gekommen seien, und ebenso haben wir Nachrichten von Aufführungen Lohenstein'scher und Hallmann'scher Stücke; aber sicherlich waren diese Aufführungen nur sehr vereinzelt (vgl. Koberstein. Zweiter Band, S. 282. 259). Wie hätten diese handlungslosen Tiraden Spannung und Theilnahme erwecken können? Mit gleicher Sicherheit ist zu behaupten, daß auch Bressand's Uebersetzungen am Ende des Jahrhunderts entweder gar nicht oder doch nur unter sehr ausnahmsweisen Verhältnissen zur Darstellung kamen; geschichtlich steht fest, daß Corneille's Sertorius in Salzdahlum nicht durch Schauspieler, sondern durch den Hof gespielt wurde. Nicht minder aber waren auch Weise und seine Gesinnungsgenossen für die wirkliche Bühne verloren. Diese Stücke waren einzig auf Schulzwecke berechnet. Nach der jedesmaligen Anzahl der Schüler richtete sich die Anzahl der in die Composition zu verflechtenden Rollen. Konnte der gewissenhafte Rector, welcher seinen Schülern durch ihr öffentliches Auftreten „Hardiesse“ beibringen wollte, das für den einen Actus geschriebene Stück, wie er selbst sagt, niemals wieder für einen anderen Schulactus gebrauchen, wie hätten die wandernden Truppen, in ihrer Mitgliederzahl unendlich beschränkter, sich derselben bedienen können?

In dieser unnatürlichen Trennung verwilderte und verkümmerte das Drama. Noch mehr aber verwilderte und verkümmerte die Bühne.

Als Leibniz in der europäischen Wissenschaft als ein Stern erster Größe glänzte, war die deutsche Bühne nichts als eine erbärmliche Gauklerbude.

Noch am Anfang des Krieges war die Bühne in allen deutschen Ländern vorzugsweise in den Händen der sogenannten englischen Komödianten gewesen. Es ist unzweifelhaft, daß in ihnen noch immer die Erinnerung an Shakespeare und dessen Zeitgenossen wach war. In den Berichten, welche A. Cohn in „Shakespeare in Germany“ (1865. Kap. 4) zusammengestellt hat, werden oft genannt: Der Jude von Venedig, Viel Lärmen um Nichts, Der Sturm, Othello. Ueberdies wissen wir, daß die Engländer, welche 1626 am Hofe zu Dresden spielten, neben Stücken wie „Hamann und Esther, den verlorenen Sohn, den Doctor Faust“, auch „Romeo und Julietta, Julius Cäsar, Hamlet, Lear“ in ihrem Repertoir führten (vgl. Fürstenau: Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe der Kurfürsten von Sachsen. Dresden 1861. S. 96 ff.). Und auch nach dem Kriege war diese Richtung herrschend geblieben. Die englischen Komödianten, welche im März 1660 zu Dresden auftraten, spielten das Possenspiel von Pyramus und Thisbe, die Tragikomödie vom König Lear mit seinen zwei Töchtern, die Tragikomödie vom Mohren von Venedig; zu derselben Zeit wurde Shakespeare's „Was Ihr wollt“, unter dem Titel „Tugend- und Liebesstreit, ein Freudenspiel“, mehrfach in Braunschweig gegeben (vgl. Geschichte des Theaters zu Braunschweig von A. Glaser. 1861, S. 21.). „Die Zähmung der Widerspenstigen“ war allbeliebt und ging sogar in Schulkomödien über; vgl. Reinhold Köhler: „Kunst über alle Künste, ein bös Weib gut zu machen“ (Berlin 1864). Aber allerdings sind diese Bearbeitungen, so weit wir sie kennen, meist ganz entsetzlich verpöbelt und zum grausen „Mordspektakel“ oder zu den rohsten Hannswurstiaden entwürdigt, so daß es nicht Wunder nimmt, wenn der Name Shakespeare's dabei gänzlich untergegangen war; in einem Aufsatz der Acta Eruditorum von 1695, von F. B. Carpzow geschrieben, wird Shakespeare zwar unter den besten Dichtern genannt, aber nur unter der vorsichtigen Anführung

des Zeugnisses von William Temple. Sein rohestes Stück, der „Titus Andronikus“, ist in barbarisch verunstalteter Form in die Sammlung „Engelischer Comedien und Tragedien“ 1620 aufgenommen worden. Ueber diese Sammlung, die 1624 in neuer Auflage erschien, und der noch verschiedene andere folgten, hat Julius Tittmann im dreizehnten Band der „Deutschen Dichter des sechszehnten Jahrhunderts“ 1880 gute Nachricht gegeben. Neben den greuelvollen Hauptdramen finden sich auch die burlesken „Pickelhäringsspiele“ und die mit Gesang verbundenen „Aufzüge“, die als Intermezzo's dienten. Doch stammt durchaus nicht das ganze Repertoire der englischen Komödianten aus England. Besonders in den späteren Sammlungen findet sich vieles, was nach spanischen und französischen Mustern gearbeitet ist. Aber auch dies ist nach derselben verpöbelten englischen Form zugeschnitten. Eduard Devrient hat im ersten Bande seiner trefflichen „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ gründlich dargelegt, wie irrig es war, wenn man annehmen zu dürfen meinte, als sei der „Polyeuct“, welcher 1669 von Leipziger Studenten aufgeführt wurde, in der That das ächte und unverfälschte Werk von Corneille gewesen. Jene Bearbeitung des Polyeuct, vom Vorsteher der Leipziger theatralischen Studentengesellschaft, Christophorus Kormart, gefertigt, ist nicht blos, wie der Titel sagt, „mit sich dazu fügenden neuen Erfindungen vermehrt“, sondern von Grund aus umgewandelt. Die Einheit des Orts hat dem buntesten Scenenwechsel weichen müssen; der Alexandriner ist in Prosa aufgelöst; die steife Vornehmheit der Corneilleschen Gestalten ist kräftiger, aber auch unendlich roher und gemeiner geworden; die Martern und Hinrichtungen, welche der französische Dichter mit kunstvoller Zurückhaltung nur andeutend hinter die Bühne verlegt, werden hier mit grellster Absichtlichkeit den nach schaudervollen Erregungen lüsternen Zuschauern ausführlich vor Augen gestellt. Deshalb hat auch Gottsched, der sich doch, von seinem Standpunkt aus, dieser angeblich ersten Einführung Corneille's hätte freuen müssen, im sechsten Bande der Kritischen Beiträge S. 385 ff. jenen Vorgänger mit verdienter Mißachtung abgewiesen.

Zuletzt aber wurden alle Bande gesprengt. Wie die Dichter der Schauspieler entrathen zu können glaubten, so die Schauspieler der Dichter. Besonders durch Magister Velten, den wirksamsten und erfahrensten Schauspielerprincipal seiner Zeit, wucherte das wildeste Stegreifspiel zu verderblichster Blüthe auf. Gewöhnlich wurde zuerst ein ernstes Stück, die sogenannte Hauptaktion, gegeben, dann eine Posse. Ungeachtet neuerer höchst dankenswerther Forschungen ist das Wesen dieser Hauptaktionen noch immer nicht völlig aufgehellt; englische und, wie nach dem unverdächtigen Zeugniß Lessing's in der Dramaturgie und nach der gleichzeitigen Richtung der volksthümlichen Romanliteratur anzunehmen ist, auch spanische Muster mochten einwirken; im Wesentlichen aber waren die Bedingungen für die „Haupt- und Staatsaktion“ im deutschen „politisch-gelehrten Drama“ des siebzehnten Jahrhunderts schon gegeben. Die biblischen Geschichten, die Moderomane, die Historienbücher, selbst die neuesten Staatsbegebenheiten wurden für flüchtige Scenarien ausgebeutet; und die Ausführung wurde der augenblicklichsten Eingebung der Laune und des blindesten Ungefährs überlassen. „Politische Vorgänge, erstaunliche Großthaten berühmter oder fabelhafter Helden und Könige, die blutigsten Gräuel neben der geziertesten Schönrednerei der Prinzen und Prinzessinnen und den impertinentesten Schwänken der Possenreißer, Zauberstückchen und Verwandlungen, Träume und Erscheinungen, Himmel und Hölle in der abenteuerlichsten Verknüpfung mit feierlich allegorisch-didaktischen Gestalten, Zwischenspielen, Balleten, Chören, Arien, Illuminationen und Feuerwerken“, das waren, wie Devrient kundig schildert, die Bestandtheile dieser Hauptaktion. Und diese Verwilderung wurde mit jedem Tage immer ungeheuerlicher. Allerdings schien es einige Zeit, als solle eine Wendung zum Besseren eintreten. Unter Kurfürst Georg II. war 1664 zu Dresden ein „Komödienhaus“ gegründet und am 27. Januar 1667 eingeweiht worden. Seit dieser Zeit gab es in Dresden festangestellte Schauspieler, welche „churfürstliche Comödianten“ hießen. Im Herbst 1685 hatte man die Leitung derselben dem Magister Velten übergeben; Velten strebte fortan rastlos nach

feinerem Geschmack und natürlicherer Charakterdarstellung, besonders durch Anlehnung an Molière. Ueber seine Thätigkeit ist neuerdings (1887) durch Carl Heine Zuverlässiges festgestellt worden. Waren schon, wie aus der „Schaubühne Englischer und Französischer Comödianten“, welche 1670 in Frankfurt erschien, zu ersehen ist, früherhin Molièresche Stücke in Gebrauch der wandernden Truppen gewesen, wenn auch noch in sehr platter und weitschweifiger Sprache, so suchte Velten, erschreckt durch die Ausartungen des einst von ihm selbst eingeführten Stegreifspiels, diese Anregungen wirksam fortzubilden. In den Carnevalsvorstellungen, welche 1690 in Torgau stattfanden, wurden von ihm der bürgerliche Edelmann, die Komödie von Mascarilius (L'étourdi), die glückselige Eifersucht (le cocu imaginaire), der gezwungene Arzt, Don Juan oder des Don Pedro Todtengastmahl, die Männerschule und sogar der Misanthrop unter dem Titel „der Verdrießliche“ aufgeführt. Im Ganzen hat Velten zehn Molière'sche Stücke zur Aufführung gebracht; außerdem auch den „Lügner“ von Corneille. Selbst in der Tragödie wurden einzelne ernstere Versuche gemacht; Corneille's „Tod des Pompejus“ und „Rodogune“ wurden aufgeführt; durch holländische Vermittlung kamen Calderon's „Tochter der Luft“, „das Leben ein Traum“, „Eifersucht das größte Scheusal“, unter veränderten Titeln auf das Repertoire. Und auch vor der tragischen Behandlung der neuesten Ereignisse scheute Velten nicht zurück; er brachte den „Wallenstein“ von Haugwitz auf die Bühne. Aber leider waren diese Bestrebungen durchaus erfolglos. Sie blieben auf einen einzelnen Ort eingeschränkt; Nacheiferungen von Seiten anderer Principale werden nirgends gemeldet. Und auch bei Velten selbst erscheinen neben Corneille, Calderon und Molière nach wie vor mit ungeschmälertem Ansehen die alten Hauptaktionen von dem großen Rechtsgelehrten Papiniano, vom Ritter St. Georg, von der Genoveva, von Ulyß und Penelope, von der Aspasia, von Alexanders Liebeskrieg, und die alten Hannswurstiaden von Trappolino, vom verzauberten Pickelhering, vom Graf Schornsteinfeger, von den drei barmherzigen Schwestern, vom Blasebalg, Cacerlacu u. s. w. Zu allem Unglück wurde überdies,

als im September 1691 der kunstliebende Kurfürst Johann Georg III. gestorben war, das Dresdener Hoftheater schnell aufgelöst. So verfiel das Schicksal der dramatischen Kunst wieder ganz ausschließlich der Rohheit der Massen. Velten zog nach Hamburg und starb kurz darauf. Velten's Wittwe aber kannte, wie alle anderen wandernden Truppen, keinen höheren Zweck mehr, als durch unsinnige Pomphaftigkeit der äußeren Ausstattung, durch peinigende Todesschauer und vor Allem durch zotenhafte Possenreißerei die groben Nerven des Pöbels zu reizen. Die Hauptaktion nahm, um auf das Staatmachende der Ausstattung hinzuweisen, den marktschreierischen Titel der Haupt- und Staatsaktion an. Wüster als je zuvor tummelte sich wieder auf den Brettern das geistloseste Stegreifspiel, das höchstens durch aufgeschriebene Dirigirbücher geregelt wurde. Auch in ernsten Stoffen gewann der Hannswurst immer mehr die Oberhand. In welcher platten, schmutzigen und schamlosen Weise der Hannswurst sein Handwerk ausübte, lehrt die zu ihrer Zeit vielbewunderte „Ollapotrida des durchgetriebenen Fuchsmundi“ von dem berühmten Wiener Komiker Stranitzky. Lady Montague, welche auf ihrer Durchreise nach Konstantinopel in Wien einer Darstellung des Amphitryo beiwohnte, berichtet in einem Briefe vom 14. September 1716, daß hier in Gegenwart des Hofes und der Vornehmsten Späße und Witzworte fielen, welche sogar der niedrigste englische Pöbel, — und man weiß, was englischer Pöbel ist, — von einem Marktcharlatan nicht dulden würde.

Angesichts solchen Jammers begreift man, wie Gottsched einen so raschen und tiefen Einfluß gewann. Es war das epochemachende Verdienst Gottsched's, daß er die gewaltsame Trennung von Buchdrama und Bühnendrama aufhob, das Buchdrama auf die Bühne zurückführte und, die rohen Haupt- und Staatsaktionen und die Hannswurstiaden verdrängend, das verwilderte Bühnenwesen wieder in die Zucht idealer Dichtung brachte. Sein Irrthum lag nur darin, daß er, der allgemeinen Strömung der Renaissance einseitig folgend, seine Muster einzig und allein in den Dramatikern des

französischen Classicismus suchte, welche in ihrer gekünstelten Regelmäßigkeit und Allgemeinheit den schärfer individualisirenden germanischen Volksgeist auf die Dauer nicht befriedigen konnten.

Die Lyrik.

Die Pegnitzschäfer und Hoffmann von Hoffmannswaldau. Canitz. Besser. König. Chr. Weise. Günther. Geistliche Dichter. Volkslied.

Opitz hatte richtig gesehen, als er in seinem Buch von der Poeterei voraussagte, daß sobald „kein deutscher Dichter sich eines vollkommen heroischen Werkes unterstehen werde“. Flemming und Hoffmann von Hoffmannswaldau versuchten erzählende Gedichte vom großen deutschen Krieg; sie erlahmten unter der Wucht der Aufgabe; Georg Greflingers Gedicht über denselben gewaltigen Gegenstand ist unbedeutend und kann kaum mitzählen. Auch die Muse eines Tasso und Camoens verlangt eine ganz andere Gunst des geschichtlichen Bodens, als sie damals das verkümmerte Deutschland bot.

Selbst was als Lyrik auftrat, war mit geringen Ausnahmen ebenso nichtig wie das gleichzeitige Drama. Völliger Mangel an Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung; ausschließliches Haschen nach vermeintlichen Feinheiten der Form, das überdies, zum Theil den schlechtesten Vorbildern nachstrebend, in die abscheulichste Geschmacklosigkeit ausartet.

Wenigstens gilt dies von der gelehrten Kunstdichtung. Denn auch in die Lyrik ist der Gegensatz gelehrter und volksthümlicher Richtung gedrungen.

Die drei großen Entwicklungsstufen, welche die verfallende Renaissance des siebzehnten Jahrhunderts durchläuft, sind in der lyrischen Kunstdichtung fast noch schärfer unterscheidbar als im Roman und Drama. Opitz und die erste schlesische Schule spiegelt, freilich sehr unzulänglich, das tiefgreifende Streben, die neulateinische

Dichtung auf gleicher Formengrundlage durch eine heimisch vaterländische zu ersetzen; es war von Italien aus durch Malherbe, Daniel Heinsius und Dryden gleichmäßig in alle Literaturen gedrungen. Der Lyrik der manierirten Marinisten entsprechen, wie in Frankreich Balzac und Voiture, so in Deutschland die Pegnitzschäfer, Hoffmannswaldau, und die gesammte sogenannte zweite schlesische Schule. Der französische Classicismus Boileau's wird durch Canitz und seine nächsten Nachfolger vertreten.

Man hat wohl versucht, die Pegnitzschäfer und die zweite schlesische Schule als einen Fortschritt an innerer Poesie, als eine berechtigte Auflehnung der Leidenschaft und Sinnlichkeit gegen die kahle Nüchternheit der Opitzianer zu betrachten. Wer dergestalt spricht, hat nie eines dieser Gedichte gelesen. Der Schmutz und die freche Unnatur, welche hier den Grundton ausmacht, ist nicht Leidenschaft und gesunde Sinnlichkeit; es ist dieselbe lüsterne Gier, mit welcher heute die halbbarbarischen slavischen Völker die Hefe der allermodernsten französischen Blasirtheit verschlingen. Diese Dichter waren im Leben meist sehr achtbare Männer; aber sie waren so durchaus innerlich hohl und allen Gehaltes bar, daß sie der brausenden Strömung, welche aus der Entartung des noch immer tonangebenden Italien herüberfluthete, widerstandslos folgten und, was dort noch den Witz und den Schliff eleganter Weltbildung hatte, zu unerträglichster Plumpheit verzerrten. Fast noch widerlicher ist die Form. Wer hätte auch nur Bruchstücke von Marini, Achillini und Preti oder deren spanischen und französischen Nachahmern gelesen und wäre nicht auf's empfindlichste gepeinigt worden von den faden Verskünsteleien, den ausschweifenden Beiwörtern und jenen gewaltsamen und spitzfindigen Gegensätzen und Gleichnissen, welche die Italiener Concetti nennen? Welcher Eindruck also in einer ungefügen und unausgebildeten Sprache und in frostigen Schulübungen, denen aller und jeder Kunstverstand fehlt? Das Entsetzlichste ist ein Pedant, welcher den leichtfertigen Lebemann spielt.

Kurz nachdem Boileau in Frankreich den Marinismus gestürzt hatte, fand diese reinere Richtung auch in Deutschland den erfolg=

reichsten Eingang. Wie die Dinge standen, war diese Einführung des französischen Classicismus, welche sich in gewissem Sinn mit Recht eine Rückkehr zu den Grundsätzen der ersten schlesischen Schule nennen konnte, eine Erlösung.

Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz, ein edler und bedeutender preußischer Staatsmann, 1654 zu Berlin geboren, war der Erste, welcher das neue Banner entfaltete. In seiner dichterischen Form ist er durchaus aus Boileau hervorgegangen; es ist nur eine andere Wendung desselben Thatbestandes, wenn ihn Friedrich der Große den deutschen Pope nennt. Wie Boileau selbst, so bewegt sich auch Canitz meist in Gelegenheitsgedichten, Oden und Satiren; nüchtern und trocken verständig, immer aber in reiner Gesinnung, und zuweilen sogar, wie besonders in der Klagode auf den Tod seiner Frau, mit einem Anflug wirklicher Poesie. Er starb schon 1699; seine erst im folgenden Jahre herausgegebenen Gedichte erlebten noch bis 1772 neue Auflagen. Ihm am nächsten steht sein Schüler Benjamin Neukirch.

Aber auch Boileau wurde in Deutschland nur der Anlaß neuer Entartung.

Das Höfische, welches in Boileau lag, wurde zu widerlichster Kriecherei verzerrt. Man muß den dichterischen Werth Boileau's, Corneille's und Racine's mit der Niedrigkeit ihrer deutschen Nachahmer vergleichen, um den Unterschied zwischen der ersten Glanzzeit des emporkommenden Königthums in Frankreich und dem kleinstaatlichen Absolutismus Deutschlands in all seiner verhängnißvollen Härte zu empfinden.

Besonders waren Johann von Besser (1654 bis 1729) und Johann Ulrich von König (1688 bis 1744) solche niedrige und widrige Bedientennaturen, welche, aus dürftiger und abenteuerlicher Herkunft zu dem heißersehnten Adelstitel und zur schwindelnden Höhe wohlerfahrener Ceremonienmeister sich hinaufschmeichelnd, mit dummdreister Selbstgefälligkeit gar kein Hehl daraus machen, aus welcher unlauteren Quelle ihre Reimereien entspringen. Besser sagt in der Vorrede zu seinen von König im Jahre 1738 herausgegebenen

Schriften: „Ich habe von Natur zur Poesie Neigung gehabt und mit der Zeit erfahren, wie Unrecht man thut, Kinder wovon abzuhalten, wozu sie Lust haben; maßen die Dichtkunst, obgleich man mich ebenfalls in der Jugend daran hindern wollen, zu meinem Glück nicht allein viel beigetragen, sondern mir auch die meisten Einkünfte gebracht hat, sintemalen mir allein S. Majestät von Preußen viele Tausende dafür geschenkt haben“. Und Ulrich König, der würdige Genosse, berichtet dieses schamlose Bekenntniß Besser's nicht nur mit völligster Anerkennung und Uebereinstimmung, sondern er überbietet es sogar, indem er seine Lebensbeschreibung Besser's ohne Scheu mit den Worten eröffnet: „Die Poesie hat nicht selten manchem ihrer Lieblinge die Bahn zu seinem Fortkommen erleichtert. Ein recht aufgeweckter Kopf, den sie ihrer Gaben in einem reichen Maße würdigt, weiß durch Vermittlung seiner Kunst seine übrigen Geschicklichkeiten an den Tag zu legen, bei Höheren Zutritt und folglich den Weg zu seiner Beförderung zu finden.“

Der Gedankenkreis dieser Menschen ist ausschließlich auf Hoffestlichkeiten beschränkt.

Besser meint in der „Lobschrift an Ihro Königl. Majestät von Pohlen über die vielen und herrlichen Festivitäten, die bei dem Beilager Sr. Hoheit des Königl. Prinzen vorgegangen“, daß „die Fürsten als die Statthalter Gottes schlechterdings verpflichtet seien, Gott ihrem Oberherrn in der Magnificenz nachzufolgen, wofern sie diesem ihrem Vorbild gleichförmig werden und nicht durch eine Unähnlichkeit mit ihm den Titel, den sie führen, verleugnen und widerlegen wollen“.

Und doch ist Besser nur ein Schatten gegen seinen Schüler und Nachfolger König. Dieser steht nicht an, den Staatsminister Brühl unter die größten Männer aller Zeiten zu stellen. Von seinem fürstlichen Herrn aber sagt er im „Heldenlob Friedrich August's“:

„Kaum hast Du Dich vermählt, so heißt ein Zug nach Ehren
Dich nach Italien zum zweiten Male kehren,
Die Welschen mußten da beschämt vor Dir gestehen,

Daß selbst ihr altes Reich dergleichen nie gesehen,
Und glaubten, weil sie Dich so höchst vollkommen fanden,
Daß alle Helden Roms in Dir, Held, auferstanden."

König's Gedicht „August im Lager", das die Zusammenkunft des Königs von Polen und des Königs von Preußen im Lager von Radewitz in breitester Umständlichkeit und in hochtrabenden Alexandrinern beschreibt, dünkt sich ein Epos im höchsten Stil zu sein; der Dichter betont ausdrücklich, daß „er sich der Erdichtung nur auf's allerbehutsamste bedient habe, da ohnedem zu besorgen sei, es werde die Beschreibung, die er hier mittheile, weil sie viele Seltsamkeiten in sich beschließe, dereinst den Nachkommen, so wahrhaft sie auch sei, gleichwohl fabelhaft genug erscheinen". Eine kleine Probe:

„Der Ritter edle Schaar vom weißen Adlerorden,
Die über dreißig stark damals gezählet worden,
Sie wurden hingeführt, die von der Kriegesart,
Von unserm Feldmarschall, dem tapfern Wackerbarth,
Die aber ihren Dienst dem Hof und Staat erwiesen,
Vom Oberkammerherrn, dem wohlgesinnten Friesen.
Der Ordensadler blitzt mit manchem Demantstein,
Ihr Brustband schließt das Wort mit güldnen Strahlen ein:
Den Glauben, das Gesetz, den König zu verfechten.
Das blaue breite Band hängt links ab zu der Rechten,
Der Aufschlag ihres Rocks ist weder lang noch breit,
Der Degengurt gestickt als wie ihr Ordenskleid."

Albern und abgeschmackt! Unwillkürlich denkt man an jenes Wort desselben Gedichts, mit welchem der Dichter vom Haar einer allegorischen Figur rühmt, es sei „hinterwärts von einem Band umwunden und unausreißlich fest in einen Zopf gebunden".

Leider aber ist es traurige Wahrheit, wenn Bruno Bauer in seiner „Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts" sagt: „Auch in unserer Zeit giebt es noch officielle Gedichte, aber sie bleiben Gedichte der Person, die sie verfertigt hat, sie werden nicht Volksgut und ihre Verfasser denken selbst nicht daran, daß sie klassisch werden könnten. Was aber diese Hofdichter sangen, war der richtige Ausdruck des Bewußtseins der Masse, klang

tausendfältig in ihr wieder und war der klassische Ausdruck der Zeit. Es wurde als meisterhaft und richtig in ganz Deutschland bewundert."

Um so wohlthuender ist es, daß auch in der Lyrik die Nachklänge einer frischeren und volksthümlicheren Richtung noch nicht völlig erstorben sind. Freilich lastete der Druck der Verhältnisse auch auf ihnen; zu voller Schönheit und nachhaltiger Kraft konnten sie sich nicht entwickeln. An Flemming's frische und natürliche Weise erinnert noch einigermaßen Georg Greflinger († 1677), der in der Lyrik seine hauptsächliche Bedeutung hat. Besonders aber ist es auch hier, wie im Roman und Drama, Christian Weise, der der gelehrten Kunstdichtung und ihrer „poetischen Trichter, Aerarien und Collectaneen" spottet. Er hat diese Forderungen in den „Nothwendigen Gedanken der grünenden Jugend" 1675, vorzüglich aber in den „Curieusen Gedanken von den deutschen Versen, 1691 bis 1693" ausgesprochen. Es ist eine Freude zu sehen, wie er überall auf das „Naturelle und Ungezwungene" dringt; „alldieweil doch die Poeterei gleichsam in der Natur stecket", und „wo der ganze Mensch und ein rechter Ernst nicht dabei ist, da wird das Werk allemal unkräftig sein", und „was nicht von Hertzen kommt, das geht auch nicht wieder zu Hertzen". (Nothw. Ged. S. 396. Cur. Ged. Th. 2, S. 21.) Ja, es ist ein überraschender Sinn für das Ursprüngliche und Volksliedmäßige, wenn er nicht blos auf die besten Kirchenlieder hinweist, sondern zugleich ausdrücklich erklärt, daß er die „alten einfältigen Kneipenlieder" den neuen künstlichen Gedichten vorziehe, denn in dieser Einfalt liege etwas, „welches Manchem in seinem Lorbeerkranz" verborgen sei. Einzelne seiner eigenen Lieder, die hauptsächlich in den Sammlungen, „Ueberflüssige Gedanken" 1668 bis 1674, „Nothwendige Gedanken" 1675 und „Reife Gedanken" 1682 erschienen, haben daher viel herzgewinnende Munterkeit und sind zum Theil wirklich in's Volk übergegangen. Meist fügte er ihnen Melodien zu; „denn die Lieder verlieren ihr halbes Leben, wenn sie den echten Ton verlieren". Aber ein wirksames Gegengewicht konnten doch auch sie nicht bieten; es fehlte Weise zu sehr die Vorstellung

von dem eigenartigen Wesen der poetischen Produktion gegenüber der prosaischen. Und indem er, seiner Grundansicht nach, in der Dichtung nur das Mittel sieht, „den Leuten zu dienen, seine und andere Affecte zu vergnügen und endlich zu eigener und fremder Belustigung in den Nebenstunden etwas aufsetzen zu lernen“, verfällt er oft in jene Abart platter Natürlichkeit, von welcher ein Epigramm Wernicke's treffend sagt, daß Weise's Dichtung einem Fluß gleiche, in dessen Schlamm sich der güldene Sand nur schwierig erkennen lasse.

In gleichem Sinn wirkte Daniel Morhof, der berühmte Polyhistor (1639 bis 1691). Nicht durch seine Gedichte, welche ganz entsetzlich prosaisch sind, sondern durch die kritischen Urtheile seines „Unterrichts von der deutschen Sprache und Poesie, 1682“ und durch seinen „Polyhistor sive de notitia rerum et auctorum commentarii, 1688“. Morhof ist der Erste, welcher wieder mit Liebe die deutschen mittelalterlichen Dichter und den längst verschollenen Hanns Sachs zu Ehren bringt, so wie er auch der Erste ist, welcher Flemming an dichterischem Werth weit über Opitz stellt, „weil in Flemming ein unvergleichlicher Geist denke, der mehr auf sich selbst als auf fremder Nachahmung beruhe“.

Aber in der Kunst gilt nur die That. Und unerwartet und überraschend steht sogar eine volle und ächte Dichternatur vor uns. Es ist Christian Günther.

Christian Günther, geboren am 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien, gestorben am 15. März 1723 zu Jena, gehört durchaus in diese volksthümliche Richtung. Zwar ist er niemals mit Weise und dessen Schülern in unmittelbarer Berührung gewesen, denn als er in Leipzig sich der Lehre und Gunst Burkhard Mencke's erfreute, hatte er bereits seine Eigenthümlichkeit voll ausgeprägt; aber gleich Christian Weise ist er einer der Wenigen, welche die Blüthe der Lyrik, das eigentliche Lied, erstreben und es zum Theil glänzend erreichen. Auch er leidet an den Gebrechen seiner Zeit und seines Naturells. In einigen Gedichten rühmt er, nach dem Vorgang von Canitz, im Gegensatz zu „der Wälschen hohen Grillen“

die Muster Boileau's, Racine's und Molière's, und weiß deren Anregungen doch nicht anders zu verwerthen als zu Gelegenheitsreimereien, mit welchen er sich sein Brot erwarb, und zu Satiren, denen sowohl der versöhnende Humor wie der sittliche Ingrimm, welcher in aller satirischen Dichtung so oft an die Stelle des Humors tritt, von Grund aus abgeht. Und weil er seine weiche leidenschaftliche ausschweifende Natur nicht zu zähmen verstand, zerrann ihm, wie sich Goethe im siebenten Buch von Dichtung und Wahrheit ausdrückt, wie sein Leben, so auch sein Dichten. Es liegt in ihm unsäglich viel Rohheit und Ungeschmack. Gleichwohl bleibt das günstige Gesammturtheil, welches Goethe über Günther gefällt hat, durchaus unantastbar. Es erklingt in ihm der volle Grundton eines offenen Gemüths, tiefste Seelenstimmung, die unwiderstehliche Gewalt des wirklich Erlebten. In seinen Liebes- und Trinkliedern, in den Ergießungen schmerzvoller Zerknirschung an seinen hartherzigen Vater, der ihn verstieß und niemals den Reuigen wieder aufnahm, ist eine Innigkeit und Wahrheit, die zum Herzen sprechen wird, so lange menschliche Herzen schlagen. Otto Roquette hat in seiner dankenswerthen Schrift über das „Leben und Dichten Joh. Christian Günther's. Stuttgart 1860" manche dieser Lieder und Gedichte von ihren Breiten und Rohheiten gesäubert; es ist das Gold echtester und unverlierbarster Poesie zurückgeblieben. Welcher andere Dichter dieses Zeitalters würde dieselbe Probe bestehen? Und Günther wurde von seinen Zeitgenossen nicht verkannt. Ludwig Fulda, der neuerdings in Kürschner's „deutscher Nationalliteratur" seine Gedichte wieder herausgegeben, hat es zusammengestellt, wie günstig das Urtheil über Günther's Poesie bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gelautet hat und wie eifrig er bis dahin gelesen wurde. Erst der große Aufschwung der lyrischen Dichtung seit Klopstock ließ ihn in den Schatten treten, bis Goethe in „Dichtung und Wahrheit" wieder auf ihn hinwies.

Daneben hatte auch die geistliche Poesie noch einige wahrhafte Talente aufzuweisen, die freilich meist sich selbst durch allzu massenhafte Produktion schadeten, aber doch manches tief empfundene Lied

noch hervorbrachten. Benjamin Schmolck (1672 bis 1737) verdient unter den in altlutherischer Weise fortfahrenden Dichtern immerhin eine rühmliche Erwähnung, und die neuen, durch den Pietismus aufgeschlossenen Gedanken und Empfindungen wurden durch Gottfried Arnold, den wir schon früher als Historiker genannt haben, mit Kraft und Feuer verkündigt.

Auch ist die Thatsache nicht zu vergessen, daß zu derselben Zeit, da Besser und König ihre elenden Verse schmieden, noch gar manches frische Volkslied aus dem deutschen Volksgemüth quillt. Noch heute wird mit immer neuer Lust das unvergänglich schöne Lied von „Prinz Eugen, dem edlen Ritter“ gesungen, das von einem Brandenburgischen Krieger gedichtet ist, „der unter dem Fürsten von Dessau im Heere des Eugenius diente, bei Hochstädt den Sieg erringen und 1706 die Schanzen von Turin erstürmen half“.

Bald aber verstummte diese Liederdichtung völlig. Die Aufklärung, so wichtig und segensreich, wurde der naturwüchsigen Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung zunächst verderblich. Baco hat gesagt, die halbe Philosophie führe von Gott ab, die ganze führe zu Gott zurück. Wahrer und treffender kann gesagt werden, die halbe Bildung zerstört die Naivetät des Seins und Denkens, die ganze Bildung verjüngt, läutert und vertieft sie. Die Lyrik Günther's fand ihre Verjüngung und Verklärung erst in der Lyrik Goethe's.

---

2. Die Musik, insbesondere die Oper.

Heinrich Schütz und die italienische Oper. Die deutsche Oper in Hamburg.

Inmitten des verheerenden Krieges war die Musik das stille Asyl gewesen, in welches sich die Idealität des deutschen Gemüths aus trostloser Gegenwart gerettet hatte. Und so war es auch nach dem Frieden. Die Musik, namentlich als Trägerin des geistlichen und weltlichen Liedes, war die wahrhaft volksthümliche Kunst. Es

ist das Zeugniß eines Zeitgenossen, wenn Leibniz einmal sagt, die unglaubliche Wichtigkeit der Musik könnten nur Diejenigen verkennen, welche nicht wüßten, mit welch innigem Entzücken selbst das niedrigste Volk durch sie erfüllt werde und wie es keinen Handwerker und keine Kinderwärterin gebe, die nicht durch Gesang sich Arbeit und Mühe würzen.

So fest jedoch bereits die deutsche Musik stand, so kunstreich insbesondere der alte evangelische Kirchengesang war, so war doch auch hier die Uebermacht und der Vorsprung Italiens zu gewaltig, als daß sich Deutschland dem italienischen Einfluß entzogen hätte. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts gehörte die italienische Oper bereits zu den unumgänglichsten Hofvergnügungen.

Weil aber die Musik im Volk tiefere Wurzel hatte als die gleichzeitige Kunst und Dichtung, entspann sich sogleich der regste Wetteifer. Es gab eine Zeit ernsten Ringens und Kämpfens, das Heimische und Fremde mit einander zu vermitteln. Endlich wurde die Versöhnung erreicht. Und zwar schneller und in gewissem Sinn tiefer und großartiger als in allen anderen Künsten.

Der erste Versuch, auf italienischer Grundlage eine deutsche Oper zu componiren, ging von Heinrich Schütz aus.

Heinrich Schütz war im Jahre 1585 zu Köstritz im Vogtland geboren. Mit Unterstützung des Landgrafen Moriz von Hessen-Kassel war er 1609 nach Venedig gegangen, um unter Gabrieli die Geheimnisse der italienischen Musik sich zu eigen zu machen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1615, mit Bewilligung des Hofes von Kassel, von Kurfürst Johann Georg I. als Kapellmeister nach Dresden berufen. In Dresden richtete er die Kapelle durchaus nach italienischer Weise ein, sorgte für italienische Instrumente, Sänger und Musiker, und war durch seine zahlreichen und mannichfaltigen Compositionen emsig bemüht, der deutschen Musik ein Reformator zu werden. Schütz hat mit Ausnahme einer längeren Zwischenzeit, in der die Bedrängnisse des dreißigjährigen Krieges das Dresdener Kunstleben völlig ertödtet hatten, stets Dresden angehört. Hier starb er im Jahre 1672.

Es wird in der Geschichte der Musik für immer unvergessen bleiben, was für bedeutende und fruchtbare Neuerungen und Bereicherungen Schütz auch seinerseits unmittelbar in die Kirchenmusik selbst brachte. Er durchbrach die Schranken der geltenden einfachen Liedform und eroberte durch seine geistlichen Concerte und Motetten die italienischen Formen des Recitativs, die später gerade durch Deutsche eine so mächtige Entfaltung erfahren sollten. Aber seine eigentliche Bedeutung liegt doch in der Begründung der deutsch-italienischen Oper.

Auch in Italien war die Oper noch jungen Ursprungs. Es erscheint seltsam und doch ist es geschichtliche Thatsache, daß die Oper ein echtes Kind der Renaissance ist. Sie war aus den Versuchen entstanden, die Art und Gestalt der antiken Tragödienaufführungen wiederherzustellen; daher in der Wahl der Texte die Vorliebe für Stoffe der alten Mythologie und Geschichte, und in der musikalischen Form vorerst die Beschränkung auf das Recitativ, welchem sich dann, dem Chor der antiken Tragödie entsprechend, musikalisch ausgeführtere Gesänge als Steigerung der lyrischen Empfindung anschlossen. In diesem Sinn ward von Ottavio Rinuccini im Jahre 1594 die erste Oper „Daphne" gedichtet und von Peri componirt. Aber es ist bedeutsam, daß trotz dieses hehren Ursprungs der Oper doch auch schon in Italien im ersten Beginn der Keim der Entartung lag. Die wirksame Verbindung von Musik und Poesie, welcher sich, der Ueberlieferung der antiken Tragödie gemäß, der Tanz anreihte, machte diese neue Erfindung bald zu einem der wichtigsten und beliebtesten Theile aller Hoffestlichkeiten. Ein anderes Werk von Rinuccini und Peri, Eurydice, wurde 1600 am Florentinischen Hof bei der Vermählung Heinrich's IV. von Frankreich mit Maria von Medici aufgeführt. Bald wird das ursprünglich Hohe und Gesunde von dem wüstesten Sinnentaumel der prächtigen Costüme, Maschinerien und Decorationen überwuchert.

Schütz hielt sich noch durchaus an das Reine und Einfache. Seine Composition der im fürstlichen Auftrag von Martin Opitz übertragenen Daphne Rinuccini's ist die erste deutsche Oper. Sie

wurde am 13. April 1627 bei der Vermählung der Prinzessin Sophie Eleonore, der Schwester des späteren Kurfürsten Johann Georg's II., mit dem Landgrafen Georg II. von Hessen=Darmstadt auf dem Schloß Hartenfels in Torgau im Tafelsaal in Gegenwart des hohen Paares und vieler fürstlicher Gäste von der kurfürstlichen Kapelle aufgeführt. Die Musik ist verloren. Sicher war sie nach Maßgabe der ersten italienischen Vorgänger noch ohne eigentliche Arien, Duette und größere Musikstücke, sich lediglich auf recitativische Wechselgesänge und kleine liedmäßige Solosätze und Schlußchöre beschränkend.

Kaum aber hatte sich nach dem westfälischen Frieden das höfische Wesen bestimmter und glanzvoller ausgebildet, da strebte man allen Entartungen der Italiener nach. Man meinte, zu diesem Behuf unmittelbar an der Quelle selbst schöpfen zu müssen. Die volksthümlich deutsche Musik sollte gänzlich verdrängt werden. In Dresden wird 1650 noch ein deutsches Singspiel „Paris und Helena“ von David Schirmer, und 1653 eine deutsche Uebersetzung aus dem Italienischen: „Der getreue Schäfer“ gegeben; schon im Jahre 1662 aber erscheint Text und Musik italienisch in „Il Paride, Drama musicale“, in Musik gesetzt von Giovanni Buontempi, Kapellmeister des Kurfürsten Johann Georg II. Ueberall wurden glänzende Opernhäuser mit prächtigen und sinnreichen Maschinerien errichtet, überall wurden italienische Componisten, Sänger und Musiker gerufen; und wurde ausnahmsweise einmal ein Deutscher verwendet, so mußte er doch durch lange Studien in Italien zum Italiener geworden sein. Der erste Anstoß ging von Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen aus; er errichtete 1685 zu Dresden eine besondere italienische Oper, deren Hauptzierde die vom Kurfürsten aus Venedig entführte Sängerin Margherita Salicola war. Während 1687 in Dresden Velten mit zweihundert Thalern den höchsten Gehalt hatte, den damals ein deutscher Schauspieler erreichen konnte, erreichten zu derselben Zeit die einzelnen Gehalte italienischer Sänger und Sängerinnen bereits die Höhe von fünfzehnhundert Thalern. Am Hof zu Wien wurde dieses Beispiel noch überboten.

Kaiser Leopold I. und sein Nachfolger Joseph I. pflegten die italienische Oper mit leidenschaftlicher Vorliebe; unter Karl VI. wurden in Wien Opern aufgeführt, deren jede sechzigtausend Gulden kostete. Die kaiserliche Kapelle und die Kammermusik, aus mehr als hundertundzwanzig Mitgliedern bestehend, erforderte jährlich einen Aufwand von zweimalhunderttausend Gulden; mancher Virtuose erhielt bereits vier- bis sechstausend Gulden jährlich. Bald folgten in dieser Liebhaberei die Kurfürsten von Baiern und der Pfalz und die Herzöge von Würtemberg, bald sogar die geistlichen Fürsten und alle kleinsten Höfe. Der Herzog Ulrich Anton von Braunschweig setzte seinen höchsten Stolz darauf, seine italienische Oper zur ersten in Deutschland zu erheben.

Der musikalische Kunstwerth dieser Opern war gering. Winterfeld berichtet im zweiten Theil seines 1852 erschienenen vortrefflichen Buches: „Zur Geschichte heiliger Tonkunst", von der allegorischen Festoper, welche am 15. October 1673 bei der Vermählung des Kaisers Leopold's I. mit Claudia Felicitas, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl, aufgeführt wurde. Die Dichtung war von Nicolo Minati, die Composition von Antonio Draghi, Decoration, Maschinerie und Erfindung der Costüme von Ludovico Burnarini, die Anordnung der Tänze und Gefechte von Santo Ventura und Agostino Santini; nur ein einziger Deutscher war bei dieser Aufführung betheiligt, Johann Heinrich Schmelzer, welcher die Tanzmusik gesetzt hatte. Diese Oper führte den Titel: „Das ewige Feuer der Vestalinnen". Der Text war eine sinnlose, durch allerlei persönliche Bezüge und Anspielungen sogar anstößige Allegorie. Alles ging nur auf die ausschweifendste Pracht der Bühnenverzierung, auf festliche Aufzüge und Ballette, auf berauschende Augenlust. Der Vorhof des Vestatempels dehnte sich in unübersehliche Länge aus, das Innere war ein seltsames Gemisch künstlicher Gartenanlagen mit beschnittenen Hecken und gold- und edelsteinglänzenden Nischen; Genien, über ihren Häuptern Flammenbüschel schwingend, sorgten für den Reiz eines kunstvollen Feuerwerks. Und ganz ähnlich war 1687 das Festspiel: „Die triumphirende lateinische Monarchie" zur Ver-

herrlichung der Geburt Joseph's I. Allegorische und mythologische Gestalten, die großen Gesetzgeber, Könige und Helden des Alterthums, schwirrten bunt durcheinander, dem Erzhause Oestreich ewige Herrschaft verheißend; bald ist der Schauplatz in Wien, bald in Babylon und Rom, bald in den elysäischen Feldern. So sinnlos auch die heutige Decorationsoper mit wüstem Schaugepräng wirthschaftet, so reicht sie doch schwerlich an den Glanz damaliger Opernpracht. Lady Montague schreibt am 14. September 1716 aus Wien, daß sie der Aufführung einer Oper Alcina beigewohnt habe, deren Ausstattung an Decorationen und Costümen dem Kaiser, dem allgemeinen Gerücht nach, dreißigtausend Pfund Sterling gekostet habe. Aber für die Musik war der frostige Ernst dieser handlungslosen Allegorien, der nur zuweilen durch die plumpen Späße Harlekins unterbrochen wurde, ohne alle fortbildende Lebenskraft. In den wenigen Beispielen dieser Opernmusik, welche handschriftlich auf uns gekommen sind, ist nach dem Urtheil Winterfeld's nichts anderes zu finden als eine Reihe von Gesängen im Stil ein- und mehrstimmiger Madrigale, durch trockene Recitative verbunden; und wo in den Chören die Behandlung einen höheren Schwung nimmt, gleicht sie den freien geistlichen Bitt- und Lobgesängen. Alle einzelnen Bestandtheile stehen einheitslos nebeneinander, ohne gemeinsame beseelende Grundstimmung.

Um so wichtiger war es, daß die Oper auch in die bürgerlichen Kreise drang.

Es wucherten hier dieselben Entartungen; aber der unendliche Vortheil war, daß der musikalische Theil in den Händen deutscher Musiker blieb, welche in der Schule der italienischen Vorbilder zu eigener Schöpfung heranreiften.

Nürnberg, Augsburg, Leipzig, Breslau erbauten besondere Opernhäuser. Bis nach Kopenhagen und Stockholm wanderten deutsche Operngesellschaften. Am eingreifendsten aber wurde Hamburg.

In Hamburg hatte im Jahre 1677 eine Gesellschaft begüterter Bürger, an deren Spitze der Senator Gerhard Schott stand, am

Gänsemarkt ein in seiner Art höchst prächtiges Schauspielhaus errichten lassen, das am 2. Januar 1678 eröffnet wurde. Barthold Feind nennt es in seinen „Deutschen Gedichten“ (S. 484) „die Pracht des deutschen Reichs, den Schmuck der politen Welt“; ein Lobspruch, welcher freilich bedeutend zusammenschrumpft, wenn man erfährt, daß es nur dreizehnhundert Zuschauer faßte.

Geffken hat im dritten Bande der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ einen sehr dankenswerthen Einblick in Anfang und Fortgang dieses ältesten deutschen Opernwesens gegeben. Noch eingehender ist die vortreffliche Schrift E. O. Lindner's: „Die erste stehende deutsche Oper. Berlin 1855“. Ursprünglich war die Hamburger Oper in offenbarer Nachwirkung der mittelalterlichen Mysterien von geistlichen Stoffen ausgegangen; die erste Oper, welche zur Aufführung kam, war: „Der geschaffene, gefallene und wieder aufgerichtete Mensch“, gedichtet von Christian Richter, componirt von Theile. Aber sogleich nach Errichtung des neuen Schauspielhauses hatte die Hamburger Geistlichkeit gegen die Bühne Einspruch erhoben; seit 1688 wurden daher die biblischen Geschichten immer seltener und verschwanden seit 1692 völlig. Barthold Feind bezeichnet es, mit Berufung auf eine gleichlautende Aeußerung St. Evremond's, in seinen „Gedanken von der Opera“, die er seinen Gedichten als Einleitung vorausschickte, als ein öffentliches Aergerniß, „heilige Sachen auf dem Schauplatz der höchsten und prächtigsten Eitelkeiten zu profaniren“. Fast schien es, als werde die Wegwerfung dieser altehrbaren bürgerlichen Sitte die Anfänge der ersten eigenartig deutschen Oper im Keim ersticken. In den Texten, welche bald in dem schwülstig-allegorischen Stil Lohenstein's und Hoffmannswaldau's, bald nach holländischen, französischen, italienischen und spanischen Stücken bearbeitet waren, griff alle jene unselige Rohheit und Verwirrung Platz, welche die gleichzeitigen Haupt- und Staatsactionen zum traurigsten Zeitabschnitt der deutschen Bühnengeschichte machte. Seit 1697, d. h. seit dem Jason von Siegmund Cousser, wurden bisweilen ganze Opern französisch und italienisch gegeben; in den Textbüchern stand dann neben dem Urtext die deutsche

Uebersetzung. Einige Opern von Feind haben sogar schon in dem Titel die doppelte Sprache, wie z. B. Masagniello furioso oder die Neapolitanische Fischerempörung, La costanza sforzata, die bezwungene Beständigkeit, L'amore ammalato, die krankende Liebe. Auch geschieht es, daß in derselben Oper hochdeutsch, plattdeutsch, französisch und italienisch bunt durcheinander gesungen wird. Endlich durfte auch, wie Hunold in den „Theatralischen Gedichten" und Feind in den „Deutschen Gedichten" zürnend beklagen, der lustige Spaßmacher nicht fehlen; in der Ariadne von Postel erscheint er als Theseus' Diener Pamphilius unter der Gestalt eines Scheerenschleifers, in Keiser's Adonis als lustiger Hirt Gelon, der sein Klimperzeug (Spinet) von Schaafsknechten sich hereintragen läßt. Wir gewinnen ein Bild von der herrschenden Plattheit, wenn wir hören, daß im „gestürzten und wiedererhöhten Nebukadnezar" Nebukadnezar in der Verwandlung eines wilden Thieres erschien, mit Adlerfedern und Klauen bewachsen und „mit anderen Thieren melodisch brummend". Es gab Opern wie „Die Klugheit der Obrigkeit in der Anordnung des Bierbrauens", „die Hamburger Schlachtzeit", „Die Kunst zu schmarotzen", „Fröhlicher Brüder Sauflust". Auch in der bürgerlichen Oper wurde die Sinnenergötzung durch Decoration und Ballet, Aufzüge, Illuminationen und Glorien als Hauptsache betrachtet. Eine Decoration, welche in der „Zerstörung der Stadt Jerusalem" den Tempel Salomonis darstellte, hatte allein fünfzehntausend Thaler gekostet. Ist es sogleich in der ersten Oper von dem gefallenen und wiederaufgerichteten Menschen ein Beweis höchst stattlich ausgebildeter Maschinenkünste, wenn die Scheidung des Chaos in die vier Elemente und die Schaffung des ersten Menschenpaares dargestellt wird, und kommen in den zwei Theilen des „Glücklichen und unglücklichen Cara Mustapha oder die Belagerung von Wien" nicht weniger als achtundvierzig in der Einleitung genau beschriebene Verwandlungen vor, so verlangt Neumeister in seiner Schrift von der „Allerneusten Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" (Hamburg 1707, S. 406), die brutale Thatsache zur brutalen Theorie erhebend, von einer „Hauptopera" ausdrücklich,

„daß das Theater zum längsten in einer halben Stunde eine neue Veränderung habe, damit die Zuschauer immer mit etwas Anderem mögen divertirt werden“. Aehnlich spricht Ulrich König, welcher damals in Hamburg als Operndichter lebte, in der Vorrede seiner theatralischen Gedichte. Dazu die unerläßlichen Ballets, die oft so sinnlos gehandhabt werden, daß selbst die Bauern, welche in Bethlehem den Schatz bezahlen, in wohlgeregeltem Tanz sich herumdrehen. Kurz, wir erleben auch hier jenen abgeschmackten Taumel, welchen Wieland in seinem Aufsatz „Ueber einige ältere deutsche Singspiele“ im vierten Band des „Merkur“ vortrefflich geschildert hat, wenn er diese Oper „eine Art von Raritätenkasten“ nennt, „worin Alles, was im Himmel, auf Erden und unter der Erde zu sehen ist, in schönster Unordnung vor den Augen der Zuschauer vorbeizog, wo alles Natürliche durch Wunderwerke geschah, wo die Sinnen immer auf Unkosten des Menschenverstandes belustigt und das Wahrscheinliche, Anständige und Schickliche so sorgfältig vermieden wurden, als ob es mit dem Wesen der Oper nicht bestehen könnte“. Gottsched hatte wahrlich Recht, in seinem Kampf gegen den Hannswurst und die Sinnlosigkeit der Haupt- und Staatsaktionen den Kampf gegen die Sinnlosigkeit der Oper miteinzuschließen.

Indeß glücklicherweise waren die Componisten, an dem Ernst der alten Musik festhaltend, besser als die Dichter und das Publikum. Jene fruchtbare Entwicklung, welche von Heinrich Schütz ruhmreich begonnen, dann aber durch das gewaltsame Eindringen der italienischen Oper jäh unterbrochen war, wurde von ihnen aufgenommen und erfolgreich weiter gebildet.

Theile, der Componist jener Oper vom erschaffenen, gefallenen und wiederaufgerichteten Menschen, war ein unmittelbarer Schüler von Schütz. An ihn reihen sich in regstem Wetteifer Francke, Strunck, Förtsch, Conradi, Bronner, Cousser, Keiser, Stephani, Mattheson, Händel, Schiefferdecker, Grünwald, Haubner, Heinichen, Telemann. Mit Ausnahme des Franzosen Lully, dessen Acis und Galatea (1689) und Achill und Polyxena (1692) aufgeführt wurden, ist in Hamburg kein fremder Componist auf die Bretter gekommen. Die meisten

anderen städtischen Bühnen folgten diesem Beispiel; wohl weniger aus vaterländischem Stolz, als aus Mangel an italienischen Sängern und Musikern. Die guten Früchte blieben nicht aus. Seit dieser Zeit begann Deutschland in der Musik ein anführendes Volk zu werden. Reinhold Keiser, um 1673 in der Nähe von Leipzig geboren, ein leichtes und glückliches Naturgenie, das nicht weniger als hundertundzwanzig Opern schrieb, hatte eine unerschöpfliche Fülle schöner musikalischer Gedanken, die nicht blos über alle angesehensten nord- und mitteldeutschen Theater zogen, sondern sogar, was damals unerhört war, in Paris den nachhaltigsten Beifall fanden. „Wenn man in der Geschichte der deutschen Musik“, sagt Chrysander im Leben Händel's, „bei Keiser anlangt, so überkömmt Einen plötzlich das Gefühl des Frühlings; seine Töne sind gestaltet wie die ersten Blüthen der neuerwachenden Natur, ebenso zierlich, klein und behende, ebenso verwelklich und von derselben untadelichen Schönheit.“ Ganz dasselbe sagt Lindner, wenn er Keiser den ersten deutschen dramatischen Tonsetzer nennt, welcher eine charakteristische Abspiegelung des Gemüthslebens gab. Keiser vor Allem ist daher derjenige, welchem die Hamburger Oper nicht nur ihren damaligen Ruhm, sondern ihre bedeutungsvolle Stellung in der Geschichte der Musik verdankt. Man nannte ihn „le premier homme du monde, die Ehre Deutschlands“. Er war besonders begünstigt durch das Glück, daß in den Jahren 1700 bis 1709 in Hamburg Demoiselle Conradi, eine Dresdenerin, als eine Sängerin glänzte, die mit allen Italienerinnen in die Schranke treten konnte; Mattheson stellt sie an die Seite Faustina's und bemerkt dabei, daß, wie die Faustina einen Hasse, so die Conradi einen Keiser gemacht habe. Und schon regte sich die große Kraft Händel's. Er war im Sommer 1703 nach Hamburg gekommen. Am 8. Januar 1705 wurde seine erste dreiaktige Oper „Almira“ aufgeführt; nach Chrysander's Urtheil im idealen Aufschwung, im Streben nach reiner Wirkung und in der Beherrschung der Instrumente bereits alle Vorgänger überragend, aber in der Form sich noch unsicher an Keiser und Scarlati anlehnend. Sie wurde neunzehn- bis zwanzigmal ohne Unterbrechung hintereinander

gegeben und ist wohl auch später mehrfach wieder hervorgesucht worden. Der gute Eindruck der ersten Oper wurde verstärkt durch die zweite Oper „Nero", welche am 25. Februar desselben Jahres folgte, deren Partitur aber ebenso wie die Partitur der in das Jahr 1706 fallenden dritten Oper „Florindo und Daphne" verloren ist.

Jetzt sind alle diese zahlreichen Opern rettungslos vergessen. Selbst die Opern Händel's, so weit sie noch vorhanden sind, haben nur noch geschichtliche Merkwürdigkeit. Sie konnten mit der gleichzeitigen raschen Entwicklung der Italiener nicht gleichen Schritt halten. Mit dem dritten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Alleinherrschaft der italienischen Oper feste Thatsache; auch die Hamburger Oper fiel ihr zum Opfer.

Doch die Nachwirkungen dieser Bestrebungen waren nichtsdestoweniger nach allen Seiten hin umgestaltend.

Auf Grund dieses regen Opernlebens hatte sich in Hamburg viel Sinn und Liebe für Musik überhaupt entzündet. Die ersten Künstler auf allen Instrumenten, die trefflichsten Sänger hatten sich hier zusammengefunden und wurden in hohen Ehren gehalten. Mattheson erzählt in der „Ehrenpforte" (S. 20) mit Stolz, daß, als der Cantor Christoph Bernhard in Hamburg ankam, „ihm die Vornehmsten der Stadt mit sechs Kutschen bis Bergedorf zwo Meilen entgegenfuhren". Die musikalische Gesellschaft Hamburgs, „das große Collegium musicum", galt als der höchste musikalische Richterstuhl Deutschlands. Jeder deutsche Musiker hielt es für eine Ehrensache, seine Composition oder sein Virtuosenthum dort vorzuführen.

Besonders tief und nachhaltig aber waren die Rückwirkungen auf die Kirchenmusik. Betrachtete man, wie Neumeister in der „Allerneusten Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" sich ausdrückt, die Oper als „das galanteste Stück der Poesie, in welchem die göttliche Musik ihre Vortrefflichkeit am besten sehen lasse", so suchte man nun auch ganz folgerichtig den erwachten Sinn des Dramatischen auf den geistlichen Kunstgesang zu übertragen. War sogar in Italien die Oper die Mutter des Oratoriums, so war derselbe Uebergang in Deutschland um so natürlicher, da ja hier die

ersten volksthümlichen Opernmotive von Anbeginn an ausschließlich religiöse gewesen waren. Keiser, Mattheson, Telemann machen, ein Jeder in seiner Weise, diesen Uebergang in das Kirchlich-Dramatische. Händel's Passion nach dem neunzehnten Capitel des Evangeliums Johannis fällt in die Fasten des Jahres 1704.

Hier stehen wir vor den Anfängen einer neuen großartigen Entwicklung. Was die Dichtung erst unter schweren Irrungen erreichte und was die bildende Kunst bis auf den heutigen Tag nur in einzelnen hervorragenden Meistern erreicht hat, die lebendige Verschmelzung des durch die Hoheit der Renaissance gekräftigten und geläuterten Formgefühls mit dem ursprünglich Eigenen und Volksthümlichen, das wurde von der Musik bereits zu einer Zeit erreicht, da Dichtung und bildende Kunst noch im tiefsten Verderben lagen.

Freilich sind auch diese ersten Oratorien nur erst knospende Keime. Sie können ihren weltlichen Ursprnng noch nicht verleugnen und haften störend an opernhaften Formen und Gewöhnungen; auch Händel kommt trotz des emsigsten Bemühens nach dem Erhabenen vorerst nur selten über eine gewisse unbeholfene Feierlichkeit hinaus. Desto gewaltiger aber wurde die nächste Folgezeit. An ihrer Spitze steht Sebastian Bach und die reife Blüthezeit Händel's.

---

3. Die bildende Kunst.

J. Sandrart. Nering. A. Schlüter. Der französische Rococostil.

Ueber das Mittelmäßige zu schweigen, ziemt dem Redner, nicht aber dem Geschichtschreiber. Dieser Mahnung, welche Lanzi einmal in seiner Geschichte der italienischen Malerei ausspricht, muß man doppelt und dreifach gedenken, wenn man einen Blick auf die bildende deutsche Kunst von der Mitte des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wirft. Die deutsche Kunst dieses Zeitalters ist ein stetes und unaufhaltsames Sinken und Verfallen, ohne einen Keim dereinstiger Verjüngung und Wiedererhebung.

Jene hemmenden Umstände, welche auf der Dichtung lasteten, lasteten auch auf der bildenden Kunst. Und sie wirkten hier um so ertödtender, da die bildende Kunst, ausschließlich auf körperlich sichtbare und darum verhältnißmäßig arme Darstellungsformen angewiesen, noch mehr als die Dichtung, welcher der Reichthum und die Tiefe des Worts zu Gebot steht, nur in solchen Zeiten erblühen kann, welche eine Weltanschauung nicht erst zu erobern haben, sondern sie der künstlerischen Verkörperung bereits in festausgeprägten und allgemein anerkannten Vorstellungen als ein auch die Massen und die Gesammtbildung durchdringendes und begeisterndes instinktives Gemeingefühl entgegentragen.

Selbst während des langen verheerenden Krieges hatte es in Deutschland nicht an einzelnen bedeutenden Talenten gemangelt, welche bewiesen, daß von der alten Kunstfertigkeit auch den Nachgeborenen noch emsiges Streben und rege Empfänglichkeit geblieben war. Joachim von Sandrart (1606 bis 1688), ein Schüler des Niederländers Gerard Honthorst, steht ungefähr auf derselben Stufe anspruchsvollen entarteten Wollens und Könnens, auf welcher wir in den Niederlanden der italienisirenden Vorgänger Rubens', einen Frans Floris, Carel van Mander, Martin de Vos und Otto Vaenius finden, denen er in seiner „teutschen Akademie" in innerer Sinnesverwandtschaft das rückhaltloseste Lob zollt; aber in einzelnen seiner Bilder, wie namentlich in seiner Amsterdamer Schützengesellschaft, stellt er sich dicht in die Nähe eines van der Helst. Matthäus Merian (1593 bis 1650), der berühmte Kupferstecher, hat in seinen Landschaften sowohl wie in seinen biblischen und geschichtlichen Illustrationen einen so tüchtigen Sinn für gesunde Naturwirklichkeit, einen so raschen Blick für das Malerische und eine so meisterhafte Behandlung der Massen, besonders in der Vertheilung von Licht und Schatten, daß wir in der gleichzeitigen Geschichte der deutschen Kunst und Dichtung vergebens nach einem Genossen fragen, der sich eine gleiche Rührigkeit und Frische zu wahren gewußt hätte. Wenzel Hollar (1607 bis 1677) hat in seinen Radirungen nach den besten Werken der Italiener, Deutschen und Niederländer eine so zarte

Nadel und eine so feine Nachempfindung, und ist in seinen eigenen Zeichnungen so naturwahr und sicher, daß er mit Recht unter den besten Meistern genannt wird. Aber auf die Dauer hatte die Kunst der allgemeinen Verkümmerung nicht widerstehen können. Man darf nur Merian und Hollar mit Kilian's Bildnißstichen und mit späteren Malern und Stechern vergleichen, um den traurigen Eindruck zu gewinnen, wie die Kunst von Jahr zu Jahr immer mehr einer nur handwerksmäßigen Geschicklichkeit Platz macht, bis sie zuletzt endlich ganz versinkt.

Die Niederländer, die Spanier, zum Theil auch die Franzosen in den gewaltigen Landschaftsmalereien Poussin's und Claude Lorrain's, waren zu einem neuen großartigen Aufschwung gekommen, welcher die unentrinnbare Macht der Renaissance als eine zwar nothwendige und läuternde Vorschule und Durchgangsstufe anerkannte, aber sich doch in tiefster Volksthümlichkeit und in zwingender religiöser und nationaler Begeisterung durchaus frisch, neu und eigenartig entfaltete. Deutschland aber hatte den Sinn und den Stolz dieser Volksthümlichkeit verloren und verrannte sich, so weit von Kunst noch die Rede war, in den fadesten Eklekticismus, der, wie alle ideenlose Kunst, auch die Technik zu fast völligem Unvermögen herabdrückte.

Wir erkennen die Kunstansichten, welche unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland maßgebend waren, am anschaulichsten und vollständigsten, wenn wir Joachim von Sandrart's „Teutsche Akademie der edlen Bau-, Bild- und Mahlerei-Künste“ befragen. Der erste Theil erschien 1675, der zweite 1679. Die bildende Kunst wird als ebenso unbedingt lehrbar betrachtet, wie in den gleichzeitigen Dichtlehren die Dichtung. Einzig der akademische Unterricht ist, wie es im einundzwanzigsten Kapitel des zweiten Theils heißt, „der rechte und wahrhafte Weg zu endlicher Vollkommenheit“; und die nachzuahmenden Muster sind ihm besonders die späteren Italiener. Es ist der Standpunkt der Pegnitzschäfer und der zweiten schlesischen Schule.

Es überrascht daher nicht, daß auch fernerhin der Gang der Dichtung und der Gang der bildenden Kunst, mit geringen Ab-

weichungen, fast durchaus parallel verläuft. Verfielen sogar jene bevorzugteren Länder, Italien, Spanien und die Niederlande, die sich gerade jüngst noch eines so frischen und selbständigen Kunstlebens erfreut hatten, auch ihrerseits gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts rettungslos der übergreifenden Macht der französischen Geschmacksrichtung, wie hätte Deutschland dieser unwiderstehlichen Allgewalt widerstehen können? Deutschland, dessen Kunst völlig entwurzelt war und das in Mode, Sitte, Denkart und Politik mit kleinlichster Geschäftigkeit dem blendenden Vorbild Ludwig's XIV. nachjagte?

Gerade als die in ihrer Form nüchtern regelrechte und in ihrem Gehalt einseitig höfische Richtung der Canitz, Besser und König emporkam, machte sich namentlich auch in der Baukunst ein Stil geltend, der genau von denselben Empfindungen und Formgesetzen bedingt und getragen ward. Freilich sind gewaltige und kostspielige Bauten in ihrer Wirkung mächtiger als dürftige und ungelenke Verse.

Besonders Berlin wurde um diese Zeit durch die entschlossenen Unternehmungen des großen Kurfürsten und durch die Prachtliebe Friedrichs I., Königs von Preußen, eine der wichtigsten Stätten der deutschen Baugeschichte. Als der hervorragendste und durchgreifendste Begründer dieser neuen französirenden Baurichtung ist daher vor Allen Johann Arnold Nering zu nennen. Er leitete seit 1675 alle öffentlichen Bauten Berlins, führte eine Anzahl von Palästen aus, das sogenannte Haus der Herzogin im Schloßbau, das Gebäude des Marstalls (die jetzige Kunstakademie), den Palast des Feldmarschalls Derfflinger am Kölnischen Fischmarkt, das sogenannte Fürstenhaus in der Kurstraße, entwarf 1685 den ersten Entwurf des Zeughauses und erbaute 1692 bis 1695 die Lange Brücke, welche vom Schloßplatz nach der jetzigen Königsstraße führt.

Niemand wird diesen bedeutenden und eindrucksvollen Bauwerken in ihren edlen Verhältnissen und ihrer einfach großen Massenwirkung die aufrichtigste Anerkennung versagen. Die Achtung für den Künstler wächst, wenn wir die ursprüngliche Anlage des Zeughauses auf dem

sechsten Blatt in J. B. Bröbes' „Prospect der Paläste und Lustschlösser Sr. Königl. Majestät in Preußen. Augsburg 1733“ betrachten; wir ersehen daraus, daß der größte Theil der zopfigen und störenden Schnörkel und Verkröpfungen, welche die einfache Gesammtgliederung fremdartig stören, erst auf Rechnung des französischen Ingenieurs Johann de Bodt, welcher nach Nering's Tod den Bau beendete, zu stellen sind. Diese Bauten verhalten sich zu dem italienischen Barockstil genau in derselben Weise wie Boileau und Canitz zu den Ausschweifungen Marini's und der zweiten schlesischen Schule. Doch können sich allerdings auch hier die Erbübel des französischen Classicismus, die prosaische Nüchternheit und der höfische Zwang, ebensowenig verleugnen als in Frankreich selbst. Wer wird über diesen französirenden Bauten die gesunde Poesie und Lebensfülle der italienischen Hochrenaissance vergessen? Und noch verrätherischer zeigt sich diese dürre Verstandesprosa und die höfische Laune, wenn es sich nicht blos um einzelne Bauten, sondern um ganze Städteanlagen handelt. Grundregel wird die steife Geradlinigkeit. Der malerische Reiz städtischer Straßen verschwindet, die Häuser sollen wie ein Garderegiment in Reih und Glied und in individualitätsloser Uniform aufmarschiren. In dieser langweiligen Einförmigkeit erbaute Nering die Berliner Friedrichs- und Dorotheenstadt; alle ohne Nering's Zuthun erbauten Häuser mußten auf obrigkeitlichen Befehl wieder abgebrochen werden.

Gleichzeitig erhebt sich diese Richtung in ganz Deutschland.

Die alten Ritter und Klosterherren hatten sich in wilder romantischer Gegend, auf Bergspitzen und im stillen Waldversteck angesiedelt; jetzt gilt die öde Ebene als besonders preiswürdig und wünschenswerth. Man will mit eigener Hand ein Paradies zaubern, wie Versailles aus gleicher Oede entstanden war. Im Widerspruch gegen alle natürlichen Bedingungen und geschichtlichen Ueberlieferungen erstehen eine Reihe eigenwillig erkünstelter Residenzen. Die Gründung von Karlsruh, der Neubau von Mannheim, die neuen Stadttheile Darmstadts sollen zeigen, wie ein einziger souveräner Wille Alles regelt und leitet. Statt des Künstlerischen und Geschichtlichen sind

das Ausschlaggebende die absonderlichsten und unzweckmäßigsten fürstlichen Grillen.

Jedoch war dieser Zeit noch ein reicher und ächter Kunstgenius beschieden, welcher wieder auf die Anforderungen reiner Schönheit zurückging, eben als in Frankreich der Classicismus in das Rococo zu verwildern drohte.

Wie ein einsamer gewaltiger Bergkegel ragt der geniale Andreas Schlüter aus der ihn rings umgebenden flachen Niederung.

Am 20. Mai 1664 war er zu Hamburg geboren; der Sohn eines Bildhauers. Seine Jugendjahre hatte er unter der stattlichen Renaissancewelt Danzigs verlebt und darauf hatte er auf längeren Studienreisen seinen Schönheitssinn nach dem Muster der besten Italiener gebildet. Seine erste Thätigkeit entfaltete er in Warschau. Im Jahre 1694 wurde er nach Berlin berufen.

Das Schloß in Berlin, Schlüter's größtes Werk, wurde im Sommer 1699 begonnen. Es kann sich nicht mit der Macht und Schönheit der guten italienischen Renaissance, selbst nicht mit der phantasievollen Fülle des Heidelberger Schlosses vergleichen; aber immer wird das Berliner Schloß eines der schönsten und würdevollsten Königsschlösser der Welt bleiben. Das Verdienst des Künstlers ist um so größer, je schwieriger und verwickelter die Bedingungen waren, unter welchen ihm seine Aufgabe übertragen wurde. Als der Kurfürst zugleich mit dem Plan, sich die Königskrone auf's Haupt zu setzen, den Gedanken eines neuzuerrichtenden königlichen Palastes faßte, wollte er die bereits vorhandenen Bauten benutzt wissen. Der älteste Theil des Schlosses war 1442 vom Kurfürst Friedrich II. gegründet worden; an den Grundkern hatten sich seitdem, je nach dem Bedürfniß, die verschiedenartigsten Anbauten angesetzt. Aus diesem bunten und zufälligen Nebeneinander großer und kleiner, hoher und niedriger, alter und neuer Bestandtheile widersprechender Stilarten sollte das neue Bauwerk zu großartiger, fest einheitlicher Gesammtwirkung erstehen. Die erhaltenen Aufrisse (vgl. z. B. Beger Thesaurus Brandeb. III, 2, 3) bekunden, mit welch überraschender Meisterschaft Schlüter diese Schwierigkeiten bewältigt hat.

Unglücklicherweise wurde der Bau nicht ganz nach diesem großartigen Plan des Künstlers durchgeführt. Der Wille des Königs, eine ununterbrochen fortlaufende und zusammenhängende Reihe großer Prachtsäle zu gewinnen, bedingte auch durchgreifende Veränderungen im Außenbau. Und im Jahre 1707 mußte Schlüter, weil ihm die ohne seine Schuld technisch verfehlte Anlage eines Thurmbaues an der dem Zeughaus zugekehrten Ecke des Schlosses zusammenstürzte, die Fortführung seinem schlauen und neidischen Gegner, dem Baumeister Eosander von Göthe überlassen; diesem gehört die Seite an der Schloßfreiheit und der Entwurf der erst von Friedrich Wilhelm IV. ausgeführten Kuppel. Aber im Wesentlichen ist die Grundidee Schlüter's trotzalledem zur Geltung gekommen. Die nach dem Lustgarten zugewendete Seite mit Ausnahme des an der Schloßfreiheit gelegenen Theiles, die gesammte Front am Schloßplatz, die Anlage des an der Wendeltreppe gelegenen inneren Schloßhofes mit seinen übereinanderstehenden Säulen- und Bogengliederungen und die drei großen wahrhaft königlichen Portale sind das Werk Schlüter's. Und so Manches sich auch im Einzelnen besonders in den Verkröpfungen und Fensterüberdachungen mit Recht tadeln läßt, so waltet doch überall das sicherste Zurückgehen auf die italienische Frührenaissance, innerlich nothwendiges und organisches Leben, und bei der reichsten Gliederung klares und wirksames Zusammenhalten der Massen, großartig imponirende Hoheit.

Und dieser Schloßbau war, wie Bröbes „Ansichten“ bezeugen, im innigsten Zusammenhang gedacht mit einer großartigen Prachtbauanlage des gesammten Schloßplatzes; an der Spree breite Quaistraßen, die sich gegen die Lange Brücke halbkreisförmig vorbeugen; gegenüber dem Schloß ein mächtiges Marstallgebäude; an der Stelle der sogenannten Stechbahn ein gewaltiger Dom, an Michel Angelo's Entwurf zur Peterskirche erinnernd.

Auch in der Plastik bewährte Schlüter dasselbe tüchtige Streben nach den fast vergessenen Mustern der guten Italiener. Es ist unverkennbar, daß hier noch mehr als in der Baukunst Michel Angelo auf ihn einwirkte. Seine berühmtesten Bildwerke sind die plastische

Ausschmückung des Berliner Zeughauses und die Statue des großen Kurfürsten auf der Langen Brücke. Man muß den Figuren am Zeughaus vorwerfen, daß sie nicht frei sind von jener leidenschaftlichen Uebertreibung und malerischen Manierirtheit, die auch der Flecken Michel Angelo's war; dies gilt schon von den Giebelgruppen, noch mehr aber von den kolossalen Masken der sterbenden Krieger im Innern des Hofes, welche in ihrer Sucht nach dem Gräßlichen sehr bedenklich an Pujet erinnern. Wie sinnig und klar aber entfaltet sich der Grundgedanke der Gesammtcomposition, der Ruhm und die Noth des Krieges, wie bewunderungswürdig ist die Naturwahrheit und Durchbildung aller Einzelheiten! Und was für ein gewaltiges Werk einfachster Großheit und reinster Monumentalität ist vor Allem (1703) die kolossale Reiterstatue des großen Kurfürsten! Fest und sicher, in römischer Imperatorentracht sitzt die machtvolle Heldengestalt auf dem stark ausschreitenden Schlachtroß. Der Blick ist stolz und kühn vorwärts gerichtet, das Haupt von reichen und majestätischen Locken umwallt, in der Rechten ruht der Herrscherstab. Der Ausdruck der bewußten und doch schlichten Kraft und Hoheit ist unübertrefflich; es liegt in dieser ruhigen Würde etwas wahrhaft Antikes. Offenbar haben die Reiterstatue Marc Aurel's auf dem Capitol und die mächtigen Reiterstatuen der italienischen Frührenaissance eingewirkt. Nur die vier Eckfiguren des granitnen Untersatzes, gefesselte Sklaven, erinnern sowohl durch die knechtische Betonung der fürstlichen Allgewalt wie durch das unruhige Auseinandergehen der Linien an das Zeitalter Ludwig's XIV.

Leider aber stand Schlüter ganz vereinzelt. Die Reibungen zwischen Schlüter und Eosander von Göthe waren allerdings hauptsächlich durch die abenteuernde und ränkevolle Persönlichkeit Eosander's herbeigeführt; doch ist nicht zu verkennen, daß es zugleich der feindliche Zusammenstoß künstlerischer Gegensätze, der Kampf des emporkommenden modischen Rococo gegen eine vermeintlich veraltete Richtung war. Das schlechtere Neue siegte, wie es durch die Uebermacht französischer Politik und Mode in der gesammten Kunstgeschichte gesiegt hat. Schlüter fiel in Ungnade und sah sich in Berlin fast

gänzlich zur Unthätigkeit verdammt. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's I. war für ihn vollends alle Aussicht in Berlin geschwunden. Er ging 1713 nach Petersburg. Peter der Große betraute ihn mit vielen Aufträgen; aber Schlüter starb bereits in den ersten Monaten des Jahres 1714.

Von nun an war die Herrschaft des französirenden Stils entschieden. Johann Friedrich von Cosander, von deutschen Aeltern in Schweden geboren und deshalb gewöhnlich mit dem Beinamen „Göthe", d. h. der Gothländer, benannt, seit 1692 als Militär und als Baumeister in Brandenburg'schen Diensten, bezeichnete diese Wendung durch seine Fortsetzung des Berliner Schloßbaus, durch den Umbau der Schlösser in Charlottenburg und Schönhausen und durch die Errichtung des älteren Monbijoupavillons.

In den anderen deutschen Ländern hatte das Rococo gar nicht einmal solchen Kampf zu bestehen. Wer kennt die deutschen Residenzen und die fürstlichen Lustschlösser jener Zeit, wer kennt das noch in seiner ursprünglichen Form erhaltene Opernhaus in Bayreuth (1717), und weiß nicht, daß die vorherrschende Physiognomie derselben durchaus der französische Barock- und Rococostil ist?

Am genialsten und großartigsten erglänzte diese neue Geschmacksrichtung in Dresden, wo August der Starke in verschwenderischer Prachtliebe mit dem französischen Hof zu wetteifern suchte.

Das Palais im Großen Garten, welches 1680 unter Johann Georg III. von dem Oberlandbaumeister Kräger gebaut wurde, ist noch in dem gehaltenen Palaststil Ludwig's XIV., der im Jahre 1711 unter der unmittelbaren Einwirkung des Königs von dem genialen Daniel Pöppelmann erbaute Zwinger dagegen, welcher der Vorhof eines beabsichtigten großen Königspalastes sein sollte, ist eine bewunderungswürdige Dithyrambe des Rococostils, an kecker und doch in ihrer Art maßvoller Laune selbst in Frankreich nicht Ihresgleichen findend. Es folgte, theilweise von demselben Künstler, 1715 bis 1729 das Japanische Palais und kurz darauf, bereits mit der entschiedensten Hinneigung zum chinesischen Zopf, das Lustschloß von Pillnitz.

Plastik und Malerei erlagen demselben übermächtigen Zuge. Hier und dort einzelne Porträtstatuen, die insgesammt an der malerischen Stillosigkeit der französischen Vorbilder leiden. Am liebsten aber ist die Plastik beschäftigt, fürstliche Schlösser und Gärten mit lüsternen Gruppen zu schmücken, deren Motive meist den schlüpfrigen Erzählungen von Ovid's Metamorphosen entlehnt sind. Die Malerei hört fast auf, eine deutsche Kunst zu sein und verliert die allergewöhnlichste handwerksmäßige Unterlage. Wer auf fürstlichen und adeligen Schlössern die alten Ahnenbildnisse oder in städtischen Rathhäusern die Rathsherrenbildnisse nach ihrer Zeitfolge betrachtet, gewahrt deutlich, wie diese von Jahr zu Jahr in der Auffassung ausdrucksloser und in der Behandlung immer schwächer und stümperhafter werden. Wo Plastik und Malerei ausnahmsweise einmal den Versuch machen, zu freier Erfindung fortzuschreiten, da verfallen sie, ebenso wie in Frankreich, in kaltes und gleißendes Allegorieenwesen. Weil man nicht naiv ist, will man geistreich sein. Von der Blässe einseitiger Verstandesbildung angekränkelt, denkt der Künstler nicht in sinnlichen Formen und Gestalten, sondern in allgemeinen Begriffen, und will mehr Gedankenmäßiges sagen als die Natur und die Grenze der bildnerischen und malerischen Darstellung zuläßt.

Wie natürlich also, daß nach wenigen Jahrzehnten die Leitung sämmtlicher deutscher Kunstakademieen unter den Händen französischer Künstler stand.

Und doch war diese entartete Geschmacksrichtung nur die eine Seite des Uebels. Schlimmer war, daß die bildende Kunst überhaupt alle selbständige Lebendigkeit und Triebkraft verlor.

In der Dichtung und in der Musik hatten diese Wandlungen der Renaissance ein starkes volksthümliches Gegengewicht. Man konnte hoffen, daß sich aus diesen Gegensätzen eine höhere Einheit entwickle; und in der That ist diese, in der einen Kunst früher, in der anderen später, sowohl in der Dichtung wie in der Musik in herrlichster Entfaltung eingetreten. Doch in der bildenden Kunst war die Volksthümlichkeit mit Stumpf und Stil ausgerottet.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatte in ganz Europa die Kunst aufgehört, lebendige Volkssache zu sein. Auch Spanien und die Niederlande, welche die letzten Blüthen eigenartig volksthümlicher Kunst getrieben hatten, verfielen. Das Emporkommen fürstlicher Allgewalt, welche sich zunächst nur als despotischer Polizeistaat äußerte, hatte die Frische und Freiheit des Volkslebens in ihrer innersten Wurzel erstickt. Und wenn es in Kunstkreisen ebenso wie in den Kreisen der Frommen und Rechtgläubigen üblich geworden ist, die Aufklärung verächtlich als Aufkläricht zu brandmarken, so hat diese Mißstimmung allerdings ihre volle Berechtigung. Die beginnende Aufklärung zersetzte die alten Anschauungen, Gewohnheiten und Empfindungen, ohne der formenverlangenden Phantasie eine neue sinnliche Handhabe zu bieten. Ein neues Aufblühen der Kunst war nicht möglich, bevor nicht die neuen Ideen auch ihrerseits wieder unangreifbares Gemeingut, feste Thatsache und schönheitsvolle Wirklichkeit geworden waren.

Die deutsche Renaissance war ein volksthümliches Nebeneinander der eindringenden italienischen Formen und der bestehenden Gothik gewesen. Sandrart aber zeigt, wie ganz und gar jetzt in Deutschland die heimische Gothik von der „neuen römischen Art“ verdrängt war; die Teutsche Akademie nennt im zweiten Capitel des ersten Theils die Gothik vornehm eine plumpe und schnöde Unform, „welche sich in Wälschland mehr denn tausend Millionen Flüche auf den Nacken gebürdet habe“. Und sicher ist es nur leidenschaftliche Parteibefangenheit, wenn A. Reichensperger, im Vorwort zu den von V. Statz herausgegebenen Mittelalterlichen Bauwerken Merian's, noch in Merian eine bestimmt ausgesprochene Vorliebe für die Gothik zu finden meint. Merian hat in seinen gothischen Prospecten keinen anderen Zweck als den der malerischen Topographie; die Details beweisen deutlich, daß er die Gothik nicht mehr versteht; in den landschaftlichen Hintergründen seiner eigenen Erfindungen wendet er immer nur Renaissancebauten an. Und je lebendiger allmählich die Aufklärungsideen durchbrachen, desto mehr glaubte man das gehaßte Mittelalter auch in seinen geschichtlichen und künstlerischen Ueberresten

und Denkmalen bekämpfen zu müssen. Wie in ganz Europa, so erhob sich namentlich auch in Deutschland jener traurige Vandalismus dünkelhafter Halbbildung, welcher, gebannt und verengt von der Uebermacht der herrschenden Renaissance, die ehrwürdigsten und schönsten mittelalterlichen Bauten, Bildwerke und Malereien erbarmungslos zu Grunde gehen ließ, ja sie absichtlich vernichtete oder wenigstens übertünchte. Das höfische Rococo aber hatte keine Gemeinschaft mit dem heimischen Volksleben. Es konnte zwar in den kleineren Kreisen des Kunstgewerbes, in Möbeln und Tapeten und in modischen Porzellangefäßen in die Volksphantasie dringen, aber auf das tiefere Kunstleben blieb es ohne Einfluß, weil es für den Privatbau und dessen Bedürfnisse ohne entsprechende Form war. Baukunst und Bauhandwerk fielen fremd auseinander. Immer mehr gewöhnte man sich, die Kunst nur als eine Sache des Luxus zu betrachten, nur als eine Sache der Reichen und Vornehmen; der Bürger und Bauer begnügt sich mit dem Nützlichen und Nothwendigen und verliert alles Gefühl für phantasievolle Zier und Erhebung. Der Bau des bürgerlichen Wohnhauses, ja selbst der Kirchenbau, verfällt kunstloser Kahlheit und Dürftigkeit.

Es ist eine der tiefsten Wunden, die dem Volksleben geschlagen wurden. Die Ursachen, welche nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa die frische Naturwüchsigkeit der bildenden Volksphantasie zerstörten, waren durch das ganze achtzehnte Jahrhundert ununterbrochen wirksam und sind zum Theil bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig verschwunden. Daher die auffallend traurige Thatsache, daß, als Dichtung und Musik bereits längst wieder zu höchster Blüthe erblüht waren, die bildende Kunst noch in den schwersten Banden gefangen lag, und daß, nachdem die Segnungen der neuen Bildung auch der bildenden Kunst zum Theil wieder neue Triebkraft und fröhliche Auferstehung gebracht haben, doch auch jetzt noch Kunst und Leben, zu beiderseitigem Schaden, nach wie vor sich fremd und oft sogar feindlich gegenüberstehen.

Zweiter Abschnitt. 1720—1740.

Erstes Kapitel.

Das Vordringen des Rationalismus.

1. Christian Wolff.

Es ist überaus leicht, mit dem Schein scharfsinnigster Ueberlegenheit umständlich nachzuweisen, daß Christian Wolff ohne philosophische Tiefe und Schöpferkraft ist. Aber es ist ungeschichtlich, wenn man mit diesem Beweise zugleich die Berechtigung des hohen Ansehens, in welchem Wolff bei seinen Zeitgenossen stand, geschwächt oder gar widerlegt meint.

In der Geschichte der allgemeinen Bildung, nicht in der Geschichte der Philosophie, liegt Wolff's Bedeutung. Mit Recht sagt Hegel, daß vor Allen Wolff der Lehrer der Deutschen genannt werden dürfe. Was von Thomasius angeregt und vorbereitet war, hatte in Wolff seine Erfüllung gefunden.

Bisher war in Deutschland das freie wissenschaftliche Denken nur das Bedürfniß und das Vorrecht einzelner hervorragender Geister gewesen, welche den Muth und die Kraft eigener Ueberzeugung hatten. Wolff hat das große und unsterbliche Verdienst,

daß er die Philosophie auch in die Massen einführte und zu einer allgemeinen und durchgreifenden öffentlichen Angelegenheit machte.

Wolff selbst war sich dieser geschichtlichen Stellung aufs deutlichste bewußt. In den „Ausführlichen Nachrichten von seinen Schriften“ (Zweite Aufl., 1733, S. 26) sagt er klar und absichtlich, daß er besonders darum deutsch schreibe, „damit auch Solche, die nicht studirt und lateinisch gelernt haben“, ihn zu lesen im Stande seien. Und er bezeichnet sich im eigentlichsten Sinn des Worts als Aufklärer, wenn er für einige seiner Hauptwerke Titelkupfer wählt, welche die Sonne darstellen, mit ihren Lichtstrahlen düstere Nebelwolken durchbrechend. Aber freilich war diese Sonne für Wolff ausschließlich der logisch operirende Verstand. Die Trockenheit, Nüchternheit und Beschränktheit, welche die Kehrseite der „Aufklärung“ des achtzehnten Jahrhunderts bilden, haben in Wolff ebenso ihren typischen Vertreter wie die Klarheit, Vorurtheilslosigkeit und Selbständigkeit, welche die Männer dieser Zeit auszeichnet.

Christian Wolff war am 24. Januar 1679 zu Breslau geboren, als der Sohn eines schlichten Gerbers, der, weil er selbst nicht seinen inneren Bildungsdrang hatte befriedigen können, den Sohn bereits vor der Geburt durch ein Gelübde für die gelehrte Laufbahn bestimmt hatte. Schon auf der Schule war, wie Wolff in seiner von H. Wuttke (Leipzig 1841) herausgegebenen Selbstbiographie erzählt, im regsamen Knaben lebhaft der Gedanke erwacht, „die Theologie auf unwidersprechliche Gewißheit zu bringen“. Darum hatte er in Jena und Leipzig die Philosophie ergriffen und dabei „als Nebenwerk“ aufs emsigste die Mathematik betrieben, „indem er durch das studium mathematicum den methodum recht zu erlernen intendirte“. Aus einem Brief, welchen Wolff am 4. April 1705 unter Vermittelung Otto Mencke's, des Herausgebers der Acta Eruditorum, an Leibniz schrieb, geht hervor, in wie ausgedehntem Umfang er alle Richtungen in sich aufnahm, welche damals Naturwissenschaft und Philosophie bewegten. Vgl. Briefwechsel zwischen Leibniz und Christian Wolff von C. J. Gerhard. Halle 1860.

Fast alle neueren Philosophen, Cartesius, Malebranche, Locke, Grotius und Pufendorf, hatte er in seinen Kreis gezogen; aber unverkennbar hatte Cartesius den meisten Einfluß auf ihn geübt. Die Abhandlungen De philosophia practica universali, de rotis dentatis und de loquela, welche Wolff bei seiner Habilitation in Leipzig im Jahre 1703 schrieb, so wie die gleichzeitigen Briefe an Leibniz stehen vorwiegend auf cartesischem Standpunkte. Und diese Anschauung wurde auch zunächst nicht wesentlich geändert, als ihm Leibniz im Jahre 1705 wiederholt Andeutungen und Erläuterungen über seine Lehre von der prästabilirten Harmonie gab. Wolff erklärte zwar in einem Brief vom 2. December desselben Jahres seine völlige Uebereinstimmung; wie aber hätte er in so wichtigem Anliegen einen so kurzen und trockenen Brief geschrieben, wäre ihm der volle Sinn und die unendliche Tragweite dieses kühnen Idealismus vollständig klar gewesen oder wirklich ins Herz gegangen?

Und über dieses rein äußerliche Verhältniß zu Leibniz ist Wolff niemals hinausgekommen. Seine Philosophie ist Eklekticismus, so heftig Wolff auch auffuhr, wenn ihm seine Gegner Eklekticismus vorwarfen.

Von Leibniz empfohlen, war Wolff gegen das Ende des Jahres 1706 als Professor der Mathematik nach Halle berufen worden. Wie sich aber bereits in Leipzig seine Vorlesungen auch auf Philosophie und Theologie erstreckt hatten, so las er auch hier seit 1709 neben Mathematik und Physik zugleich über Metaphysik, Logik und Moral; endlich widmete er sich, wie es von Anfang sein Wille gewesen, der Philosophie ganz ausschließlich. In diese erste Hallesche Zeit fallen daher alle seine bedeutendsten philosophischen Schriften. Es sind: 1) Vernünfftige Gedancken von den Kräfften des menschlichen Verstandes und ihrem richtigen Gebrauch in Erkänntniß der Wahrheit. 1712. 2) Ratio praelectionum Wolffianarum in Mathesi et philosophia universa. 1718. 3) Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele der Menschen, auch allen Dingen überhaupt. 1719. 4) Vernünfftige Gedancken von der Menschen Thun und Lassen zur Beförderung ihrer Glückseligkeit

1720. 5) Vernünfftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen, insonderheit dem gemeinen Wesen. 1721. Die späteren Schriften Wolff's, obgleich äußerst zahlreich und dickleibig, sind größtentheils nur weitere Ausführungen oder vielmehr unerträglich weitschweifige Wiederholungen, um nicht zu sagen Verflachungen.

Trotz der vermeintlich zwingenden Strenge und Folgerichtigkeit, welche Wolff so gern seiner mathematischen Behandlungsweise nachrühmte, ist die metaphysische Grundlage der Wolff'schen Philosophie doch nur ein klaffender Widerspruch. Wolff war zu verständig oder, wie die Idealisten sich ausdrücken, zu sehr Verstandesmensch, als daß er die unabweisbaren Ansprüche der sinnlichen Erfahrung hätte vor den Kopf stoßen mögen. Wer Wolff einen unbedingten Leibnizianer nennt, vergesse nicht, daß ihm grade der keimkräftigste Kern der Leibniz'schen Monadenlehre, die durchgängige innere Beseeltheit und Lebendigkeit auch der Körperwelt, fehlt. Allein andererseits wagte Wolff doch ebensowenig alle nothwendigen Folgerungen der Erfahrungswissenschaft anzuerkennen; die Selbständigkeit und Eigenmacht des Geistes sollte unbeeinflußt und ungeschmälert bleiben. Wenn Karl Biedermann in seinem vortrefflichen Buch über „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert" (Bd. 2, S. 425) nach Maßgabe einiger Stellen aus Wolff's „Vernünfftigen Gedancken über Gott und Welt" die Behauptung durchzuführen versucht, daß Wolff „nicht blos die sogenannten sinnlichen Vorstellungen und Empfindungen oder die äußerlichen Bewegungen der Gliedmaßen, sondern auch die innersten Regungen des menschlichen Geistes, die freien Schöpfungen der Phantasie ebensogut wie die Schlußfolgerungen des logischen Denkens, und die auf Allgemeingiltigkeit Anspruch machenden Ideen der Vernunft und nicht minder deren Ausdruck durch die Sprache, schlechterdings und ausnahmelos aus Veränderungen im Körper, aus den natürlichen Bewegungen der Nerven und Muskeln und aus den physiologischen Einrichtungen des Gehirns ohne Zuthun irgend eines davon unabhängigen, selbstthätigen geistigen Princips" erkläre so ist dabei nicht zu übersehen, daß nicht blos, wie Biedermann

meint, in späteren Deutungen und Nachträgen, welche als Zugeständnisse und Rückzüge betrachtet werden könnten, sondern wesentlich auch in demselben Buch der Wolff'schen Metaphysik selbst sich ebenso viele Stellen finden, welche (§ 820) umgekehrt die idealistische Lehre von den angeborenen Ideen und der Selbstentwickelung des Geistes aufs schärfste betonen, und die von Locke angenommene Aristotelische Lehre, als gleiche die Seele „einer wächsernen Tafel, die vor sich gantz glatt ist und bleibet, wenn nicht durch eine auswärtige Krafft Figuren darein gedrücket werden“, mit vollster Entschiedenheit abweisen. Die Wahrheit ist, daß bei Wolff Körperwelt und Geisteswelt durchaus unvermittelt in weiter Trennung sich gegenüberstehen. An die Stelle jenes wunderbaren Ineinander, welches Leibniz erstrebt hatte, ist wieder die alte Zweiheit getreten. Die Wechselwirkung von Leib und Seele ist das gleichgültige Nebeneinander des todten Parallelismus. Die Uebereinstimmung der Seele mit dem Leibe (§ 534) „zeiget weiter nichts, als daß zwei Dinge zugleich geschehen, das ist, daß eine Veränderung in der Seele zu eben der Zeit vorgehet, da eine gewisse Veränderung in dem Leibe geschiehet“, und „daß (§ 535) gewisse Bewegungen im Leibe erfolgen, wenn die Seele die gleichen Bewegungen verlanget“. Es gilt als Thatsache (§ 780), „daß alle Bewegungen in dem Leibe auf eben die Art sich äußern würden, wie jetzund geschiehet, wenn gleich keine Seele zugegen wäre, indem die Seele durch ihre Krafft nichts dazu beiträget; nur würden wir uns dessen, was in unserem Leibe geschiehet, nicht bewußt sein“. Und ebenso gilt als Thatsache (§ 819), „daß die Seele durch ihre ihr eigenthümliche Krafft die Empfindungen hervorbringet, und daß also die Seele die Bilder und Begriffe der körperlichen Dinge schon in sich selbst hat und sie nur gleichsam in einer mit dem Leib zusammenstimmenden Ordnung herauswickelt“. Um das an und für sich Unüberbrückbare nachträglich und künstlich zu überbrücken, wird daher zuletzt die Leibniz'sche Hypothese von der prästabilirten Harmonie (§ 765) zu Hilfe gerufen; aber so gewaltsam und äußerlich und so ganz nur als der Deus ex machina schlechter Tragödiendichter, daß es wahrlich nur eine herbe Satire

gegen sich selbst ist, wenn Wolff in den „Ausführlichen Nachrichten von seinen Schriften“ (§ 100) triumphirend ausruft, man könne seine ganze Metaphysik, auch in der Lehre von der Seele, ohne Aenderung beibehalten, man möge in Erklärung der Gemeinschaft der Seele und des Leibes ein System erwählen, welches man wolle, und wenn er sich dabei gegen Solche ereifert, „welche einen Vortheil zu finden vermeinen, wenn sie Andere überreden könnten, es fiele mit der vorherbestimmten Harmonie nicht allein seine Metaphysik, sondern seine ganze Philosophie über den Haufen“. Es ist daher sehr bezeichnend, daß es grade die Lehre von der prästabilirten Harmonie war, in welcher dann in der That die meisten Wolffianer einheitslos auseinandergingen.

Aus dieser inneren Zwiespältigkeit erklärt sich, wie mit unbestreitbarem Recht Wolff wiederholt auf das allerbestimmteste den Ruhm der Selbständigkeit für sich in Anspruch nehmen, und wie dennoch grade sein gründlichster Schüler, Bilfinger, mit demselben Recht die seitdem üblichgebliebene Bezeichnung als Leibnizisch-Wolffische Philosophie, als philosophia Leibnitio-Wolfiana, in Aufnahme bringen konnte.

Was also sichert gleichwohl der Wolff'schen Philosophie die epochemachende Bedeutung, dem aufstrebenden deutschen Geist eine helle und zielzeigende Leuchte gewesen zu sein?

Man nennt Wolff's Philosophie Verstandesphilosophie, und man pflegt mit diesem Wort einen mißachtenden Nebenbegriff zu verknüpfen. Es gehört wenig Scharfblick dazu, um zu sehen, daß Wolff zuweilen ganz entsetzlich platt, ja oft sogar lächerlich wird, wenn er auch die allereinfachsten und sonnenklarsten Dinge mit breitester Umständlichkeit unter die Lupe seiner mathematischen Beweisart stellt. Aber der vermeintliche Spottname ist ein wohlverdienter Ehrenname, insofern er zugleich besagt, daß Wolff sich zwar lediglich auf den Grund der Erfahrung stützt und sich darauf beschränkt, die Thatsachen derselben zu innerlich folgerichtigem Zusammenhang, d. h. zu denkender Erkenntniß zu erheben, daß er aber kein Dasein und kein Wissen als an und für sich giltige Wahrheit bestehen läßt,

ohne es sofort unbestechlich der Prüfung dieser denkenden Erkenntniß zu unterwerfen.

In den „Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes“ (I, 1) faßt Wolff die Philosophie als „die Wissenschaft des Möglichen, wie und warum oder inwiefern es möglich ist“; hiemit ist die Philosophie als der Kern und die Lebensseele aller Wissenschaft ausgesprochen. Die Philosophie hört auf, Magd zu sein; sie ist Herrscherin.

Leibniz hatte philosophirt, kühn und schöpferisch; aber nur sprunghaft und über einzelne Fragen, wenn auch über die ersten und höchsten. In Wolff erwacht zum ersten Mal in Deutschland der Begriff der Philosophie in jener tiefsten Bedeutung, daß über und außer ihr keine andere Erkenntniß sei.

Daher in Wolff das Bedürfniß eines vollständigen Systems, und die Nothwendigkeit, daß dieses System zu einer Kritik der Offenbarung überging, insoweit die Lehren der Offenbarung eine andere und höhere Erkenntniß als die Erkenntniß des menschlichen Denkens zu sein beanspruchten.

Es erweckt die höchste Achtung vor dem ernsten wissenschaftlichen Eifer des vielgeschmähten Mannes, wenn wir beobachten, wie Wolff nicht ruht und nicht rastet, in immer erneuerter Durcharbeitung eine Gliederung der Wissenschaft zu finden, welche nicht blos alle Theile derselben umfaßt, sondern sie in jener rein sachlichen Ordnung aufstellt, nach welcher naturgemäß das Nachfolgende immer aus dem Vorhergehenden entspringt. Seit Bacon von Verulam war ein ähnlicher Versuch nicht gemacht worden; man gewahrt unverkennbar die Nachwirkung Wolff's auch in jener berühmten Systematik der Wissenschaft, welche d'Alembert der Diderot'schen Encyklopädie vorausschickte. Und auch innerhalb der einzelnen Wissenschaften selbst wieder das Anstreben der strengsten Methode. Was Wolff in den „Ausführlichen Nachrichten“ von seiner Behandlung der Metaphysik als grundlegender Wissenschaft rühmt, daß „er Alles zusammen in eine solche Ordnung gebracht, wie eines durch das andere erkannt wird und solchergestalt aus der Grundwissenschaft ein Systema gemacht, da alle Lehren wie die Glieder in dem menschlichen Körper

miteinander zusammenhangen und bei ihrem verschiedenen Unterschiede dennoch zusammenconspiriren und immer eine um der anderen willen da ist“, das ist in allen seinen wissenschaftlichen Darstellungen ohne Ausnahme mit bewunderungswürdigster Unermüdlichkeit und meist mit dem glücklichsten Erfolg durchgeführt. Derjenige, welcher die Wolff'sche Philosophie stürzte, indem er zur Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens selbst fortschritt, hat diesen großartigen Bemühungen Wolff's ein Zeugniß gegeben, welches sehr lehrreich absticht gegen das spöttische Gerede heutiger Beurtheiler, die meistens Wolff nur aus zweiter und dritter Hand kennen. Immanuel Kant sagt in der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft „In der Ausführung des Plans, den die Kritik vorschreibt, d. i. im künftigen System der Metaphysik müssen wir dereinst der strengen Methode des berühmten Wolff, des größten unter allen dogmatischen Philosophen, folgen, der zuerst das Beispiel gab und durch dies Beispiel der Urheber des bisher noch nicht erloschenen Geistes der Gründlichkeit in Deutschland wurde, wie durch gesetzmäßige Feststellung der Principien, deutliche Bestimmung der Begriffe, versuchte Strenge der Beweise, Verhütung kühner Sprünge in Folgerungen, der sichere Gang einer Wissenschaft zu nehmen sei, der auch eben darum eine solche, als Metaphysik ist, in diesen Stand zu versetzen vorzüglich geschickt war, wenn es ihm beigefallen wäre, durch Kritik des Organs, nämlich der reinen Vernunft selbst, sich das Feld vorher zu bereiten; ein Mangel, der nicht sowohl ihm als vielmehr der dogmatischen Denkungsart seines Zeitalters beizumessen ist und darüber die Philosophen seiner sowohl als aller vorigen Zeiten einander nichts vorzuwerfen haben.“

Welche weite ungeahnten Aufgaben öffneten sich! Und wie kam Licht und logische Zucht in jene armselige Bildung, welche statt hehrer und lebendiger Wissenschaft bisher nur den elenden Wust todten Gelehrtenthums und abgestandener Theologie gehabt hatte!

Und noch weit allgemeiner und unmittelbarer umgestaltend wirkte die Stellung, welche Wolff zur Religion einnahm.

Vergleichen wir die mannichfachen Aeußerungen, welche Wolff in verschiedenen Schriften und zu verschiedenen Zeiten über Bibel und Offenbarung gethan, so sind gewisse Schwankungen und Widersprüche unbestreitbar. Dies ist der Grund, warum Wolff seinerseits immer seine völligste Uebereinstimmung mit der positiven Religion behaupten, und warum seine Gegner ihn doch als gefährlichen Religionsfeind verfolgen konnten. Ist Wolff auch nicht ganz davon freizusprechen, daß er späterhin manchem früheren Wagniß die schneidendste Spitze abbrach, so finden sich dieselben Schwankungen doch auch bereits in seinen frühsten Schriften. Wie in seinen metaphysischen, so zeigt sich auch in seinen religiösen Grundgedanken jene Halbheit und Unklarheit, welche den Forderungen der denkenden Einsicht Rede steht und sich doch unwillkürlich durch die Macht der Ueberlieferung gebunden fühlt.

Sicher war Wolff ein religiöses Gemüth. Sein ganzes Leben hindurch hat er festgehalten an den Gebräuchen schlichter Kirchlichkeit; nicht blos aus Gewohnheit oder berechnender Klugheit, sondern aus tiefstem Bedürfniß. Man hört den warmen Herzenston aufrichtiger Frömmigkeit, wenn er bei den verschiedensten Anlässen gegen Spinoza, Newton und Locke oder gegen „die abgeschmackte Freidenkerei der Engelländer“ und gegen den „einreißenden Deismus, Materialismus und Scepticismus der Franzosen“ eifert. Mit innigster Betrübniß sah er Menschen dieser Richtung in der Umgebung Friedrich's des Großen. In den Ausführlichen Nachrichten (S. 136) stellt Wolff als eine unüberspringbare Schranke der philosophischen Denkfreiheit die Bedingung hin, daß die Philosophie, wie sie nichts gegen die Tugend und gegen die Gesetze und Verfassungen des Staats lehren dürfe, so auch vor Allem die Religion lauter und unverfälscht erhalten müsse; wofern man nicht zu steten Zänkereien Anlaß geben und dadurch die Ruhe im gemeinen Wesen stören wolle. Die Philosophie müsse freilich das Recht haben, „Meinungen, dabei der Grund der Religion bestehet und darinnen die Gottesgelehrten selbst nicht miteinander einig sind“, unbefangen zu prüfen; aber „den Hauptsätzen der Religion“ dürfe sie nicht widersprechen. Wolff leugnet und ver-

neint daher die Offenbarung so wenig, daß er vielmehr (Ausführl. Nachrichten S. 9) durch seine Metaphysik „die rechten Waffen“ an die Hand gegeben zu haben glaubt, „damit die Atheisterei und Profanität bestritten werden könne“. Er scheut sogar einen leicht durchschaubaren Zirkelschluß nicht, wenn er in der angeführten Schrift (S. 310, vgl. die Vorrede zur Natürlichen Gottesgelahrtheit), sagt, die Philosophie handle nur von Gott, insoweit man ihn aus Gründen der Vernunft erkenne, und so dürfe man sich nicht befremden lassen, wenn man in Gottes Wort ein Mehreres finde; denn Gottes Wort müsse uns eben mehrere Erkenntniß von ihm gewähren, sonst wäre es nicht nöthig gewesen, daß sich Gott dem Menschen in seinem Wort geoffenbaret hätte. Ja, Wolff fährt fort: „Es ist genug, daß Dasjenige, was wir von Gott erwiesen haben, auch in seinem Worte stehet, und solchergestalt das Uebrige, was dort weiter zu finden, dem nicht zuwider sein kann, was wir von Gott erwiesen. Und eben dadurch wird ein Mensch, der Alles wohlbedächtig thut, angetrieben, Gott aus seinem Wort weiter kennen zu lernen, und wenn er ein Mehreres darinnen findet, die Schrift hoch zu achten. Also wird die Weltweisheit ein Wegweiser zu der Schrift und zeuget durch ihre Unvollkommenheit von der Hoheit der Schrift; welche Absicht wir insonderheit stets vor Augen gehabt.“

Allein welche gewaltige Kluft ist trotzalledem auch in religiöser Beziehung zwischen Wolff und Leibniz! Leibniz steht auf dem Boden der alten scholastischen Theologie, wenn er sich bestrebt, alle einzelnsten und besondersten Glaubenslehren durch die Gründe der Philosophie zu unterstützen. Wolff jedoch ist und bleibt der Vater des deutschen Rationalismus, auch wenn er diese Lehren als unerforschliche Geheimnisse immerhin auf sich beruhen läßt, ihre Vertheidigung der Theologie überweisend.

Eng und scharf abgemessen sind auch die Grenzen, in welche Wolff die Möglichkeit des Wunders und der Offenbarung einschließt!

Ueber die Wunder äußern die „Vernünfftigen Gedancken von Gott“ (1719) sich der Form nach nicht skeptisch, desto mehr aber

dem Inhalt nach. Es heißt hier (Th. 3, § 1039 und 1040): „Wenn sich Begebenheiten ereignen, die in dem Wesen und der Natur der Dinge keinen Grund haben, so geschieht es übernatürlich oder durch Wunderwerke, und also ist eine Welt, darinnen Alles durch Wunderwerke geschieht, blos ein Werk der Macht, nicht aber der Weisheit Gottes. Und dannenhero ist eine Welt, wo die Wunderwerke sehr sparsam sind, höher zu achten als wo sie häufig vorkommen. Man erkennet hieraus zugleich, daß zu Wunderwerken weniger göttliche Kraft erfordert wird als zu natürlichen Begebenheiten, denn Wunderwerke erfordern blos Gottes Macht und Erkenntniß eines Dinges, hingegen natürliche Begebenheiten erfordern Gottes Allwissenheit, dadurch er ein Jedes mit Allem in der Welt verknüpfet, seine Weisheit und seine Macht. Und dannenhero haben diejenigen Lehrer der Kirchen nicht unrichtige Gedanken gehabt, welche behauptet, die Wunder in der Natur, die sich darinnen täglich ereignen, das ist, die natürlichen Begebenheiten wären viel größer als die Wunderwerke, das ist, die übernatürlichen Begebenheiten.“ Der volle Sinn dieser Sätze erhellt, wenn man mit ihnen § 639 verbindet. Dieser lautet: „Wenn die geringste Begebenheit in der Welt geändert würde, so müßte künftighin immer etwas anders kommen, als jetzund kommen wird, daß der künftige Theil der Welt nicht mehr der bleiben würde, der zu dieser Welt gehört. Da nun ein Wunderwerk eine Begebenheit in der Welt ändert, so muß dadurch die ganze künftige Welt geändert werden, wenn nicht durch ein neues Wunderwerk die dadurch eingerissene Unordnung wieder gehoben und dadurch in den Stand gesetzt wird, wie es würde gewesen sein, wenn nicht das Wunderwerk geschehen wäre. Ob aber die Verrückung der Ordnung der Natur zur Verbesserung des Laufs der Natur dienen kann, ist eine Frage, die sich hier nicht entscheiden läßt.“ Die siebzehn Jahre später aber erschienene „Theologia naturalis“ wagt den entschiedenen Schritt, das, was vorher als Gottes kaum würdig erklärt worden ist, ihm auch ganz und gar abzusprechen; sie erklärt, daß Gott kraft seiner Allmacht die Gesetze der Natur, die er gegeben, zwar auch abändern könne, daß er aber,

als der schlechthin Vollkommene, keinen Grund finde, von dem abzugehen, was er einmal beschlossen.

Die Lehre von der Offenbarung wird von Wolff in den Vernünfftigen Gedancken (§ 1010) mit folgender denkwürdiger Betrachtung eingeleitet: „Wir finden, daß zu allen Zeiten und unter allen Völkern vorgegeben worden, als wenn Gott bald hier bald dort durch eine unmittelbare Offenbarung seinen Willen bekannt gemacht hätte; und da hierauf die ganze christliche Religion gebauet ist, so wird nicht undienlich sein, hier zu untersuchen, woraus man eine göttliche Offenbarung erkennen und von einem falschen Vorgeben unterscheiden solle, denn da eine göttliche Offenbarung, die in der Wahrheit bestehet, von einer leeren Einbildung und einem falschen Vorgeben unterschieden ist, so muß auch jene etwas an sich haben, was bei dieser letzten nicht anzutreffen.“ Die angestellte Untersuchung (§ 1011 bis 1019) führt sodann aus, daß Gott nichts offenbare, was wir durch die Vernunft erkennen können, aber auch nichts, was der Wahrheit der Vernunft und den aus der Vernunft entspringenden Sittengesetzen zuwiderlaufe; daß der Inhalt der Offenbarung von inneren Widersprüchen frei und für die Menschheit ein unentbehrlicher, aber nicht auf natürlichem Wege zu erringender Besitz sein müsse. Ja diese Untersuchung verlangt sogar, daß, da Gott nicht überflüssige Wunderwerke thun könne, weil sie gar zu viel Veränderliches nach sich ziehen, die Art der Offenbarung soviel als möglich die Kräfte der Natur und also auch die Regeln der Sprachkunst und Redekunst beibehalte, wie denn in der That auch die Gottesgelehrten sagten, daß sich Gott nach dem Zustand der Propheten in der Schreibart gerichtet habe. Ob nun die Offenbarung alten und neuen Testaments diesen Kriterien entspreche, das zu beurtheilen überläßt Wolff mit scheinbarer Resignation der Theologie.

Höchst bezeichnend spricht sich der Bruch mit der Theologie auch in der Sittenlehre aus. Die „Vernünfftigen Gedancken von der Menschen Thun und Lassen“ beginnen mit der offenen Kriegserklärung, wenn sie bereits § 3 und 5 sagen: „Was unseren sowohl

innerlichen als äußerlichen Zustand vollkommener machet, das ist gut; was beiden unvollkommener machet, das ist böse. Weil die freien Handlungen der Menschen durch ihren Erfolg gut oder böse werden, was aber aus ihnen erfolgt, nothwendig herauskommen muß und nicht ausbleiben kann, so sind sie an und für sich selbst gut oder böse und werden nicht erst durch Gottes Willen dazu gemacht. Wenn es derowegen gleich möglich wäre, daß kein Gott wäre und der gegenwärtige Zusammenhang der Dinge ohne ihn bestehen könnte, so würden die freien Handlungen der Menschen dennoch gute oder böse verbleiben.“ Und § 21 bis 23 lautet: „Und also irren Diejenigen, welche sich einbilden, ein Atheist werde alle Schandthaten und Laster begehen, wenn er nur von bürgerlichen Strafen frei ist; denn dieses trifft nur ein, wenn ein Atheist unverständig ist und die Beschaffenheit der freien Handlungen nicht recht einsieht. Daher bringet ihn nicht seine Atheisterei zum bösen Leben, sondern seine Unwissenheit von dem Guten und Bösen, aus welcher Quelle auch bei Anderen, die keine Atheisten sind, ein unordentliches Leben und unrichtiger Wandel entspringet. Wir wissen, daß wohl auch die Lehren der christlichen Wahrheiten von Leuten, die in Unwissenheit und Irrthum von dem Guten und Bösen stecken, auf Sünde gezogen werden. Es sei ferne, daß ich den Atheisten das Wort reden wollte! Ich kann doch aber auch nicht gegen die Wahrheit sein! Weil unsere freien Handlungen durch Dasjenige, was aus ihnen nothwendig erfolgt, gut oder böse werden, so wird zur Beurtheilung derselben eine Einsicht in den Zusammenhang der Dinge erfordert. Da nun die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge die Vernunft ist, so wird das Gute und Böse durch die Vernunft erkannt. Und demnach lehret uns die Vernunft, was wir thun und lassen sollen, das heißt, die Vernunft ist die Lehrmeisterin des Gesetzes der Natur.“ Ferner § 45: „Da nun der Mensch immer zu größeren Vollkommenheiten fortschreitet, wenn er sein Thun und Lassen nach dem Gesetze der Natur einrichtet, so wird durch Beobachtung des Gesetzes der Natur das höchste Gut oder die Seligkeit, deren man fähig ist, erhalten und ist dannenhero seine Erfüllung das Mittel,

wodurch wir das höchste Gut oder unsere Seligkeit, deren wir auf Erden fähig sind, erlangen.“

So entschieden war in Deutschland noch nie die Unabhängigkeit der Moral von der Theologie behauptet worden. Nicht ein Schüler der Leibniz’schen Philosophie spricht aus diesen Sätzen, sondern ein Schüler Bayle’s. Freilich sieht sich auch Wolff noch veranlaßt, § 47 die „nöthige Erinnerung“ beizufügen: „Ich rede hier als ein Weltweiser blos von derjenigen Seligkeit, die der Mensch durch natürliche Kräfte erreichen kann und eigne demnach keineswegs der Natur zu, was unsere Gottesgelehrten der Gnade zuzuschreiben pflegen. Unterdessen da die Gnade die Natur nicht unterdrücket, sondern ihr aufhilft, ingleichen da sie ihr nicht zuwider ist, sondern mit ihr zusammenstimmt (denn wie könnte widereinander sein, was von einem Gott herkommt, der vollkommen weise ist?), so werden Verständige, welche ohne Vorurtheile und Bitterkeit dem nachdenken, was ich von der irdischen Seligkeit des Menschen gesagt habe, zur Genüge sehen, daß die Weltweisheit mit den Lehren der Gottesweisheit wohl zusammenstimmet und daß durch meine Lehren der Unterschied der Natur und der Gnade und der Vorzug der Gnade vor der Natur am allerdeutlichsten und gründlichsten gezeiget werden kann.“

Nach langen und schweren Irrfahrten war der Mensch endlich wieder zu sich selbst zurückgekehrt.

Ein neues Zeitalter war angebrochen. Es war der Wahlspruch des neuentfalteten Banners, wenn Wolff in der Vorrede der Vernünfftigen Gedancken von Gott und Welt, seines metaphysischen Hauptwerks, sagte: „Wer die gegenwärtigen unglückseligen Zeiten erwäget, der siehet, wie sie aus Mangel des Verstandes und der Tugend herkommen. Da ich von Jugend auf eine große Neigung gegen das menschliche Geschlecht bei mir gespürt, so daß ich Alle glückselig machen wollte, wenn es bei mir stände, habe ich mir auch niemals etwas angelegener sein lassen, als alle meine Kräfte dahin anzuwenden, daß Verstand und Tugend unter den Menschen zunehmen möchten, und, nachdem ich vortreffliche Muster des un-

gearteten Geschlechts nicht ohne empfindliche Schmerzen kennen lernen, bin ich in diesem Eifer noch mehr angefeuert worden, ja ich werde davon nicht ablassen, so lange sich ein Blutstropfen in mir reget. Aus diesem Triebe kommen auch gegenwärtige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt, an das Tageslicht, und sollen nun in einer unverrückten Reihe nach und nach mit anderen begleitet werden, welche die Erkenntniß der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts und der wunderbaren Werke Gottes in der Natur vor Augen legen."

Mit dem Gewicht der neuen Gedanken verband sich eine Sprache, welche den Zauber überraschendster Neuheit hatte. Die Sprache Wolff's ist breit und phantasielos, aber, wenn wir sie mit der Sprachmengerei und Schwerfälligkeit eines Thomasius und Leibniz vergleichen, äußerst rein, eindringlich und leichtbeweglich. Es bewährte sich das glückliche Formtalent des schlesischen Naturells. Wolff ist der Schöpfer unserer philosophischen Sprache. Viele Begriffsbestimmungen und Wortbildungen, welche geschichtliche Unkenntniß gewöhnlich erst Kant zuschreibt, gehören der Erfindung Wolff's an.

Bald war Wolff der gesuchteste akademische Lehrer, und bald auch der gefeiertste Schriftsteller Deutschlands.

Zeichen und Wunder hätten geschehen müssen, wenn angesichts so tiefgreifender Ereignisse nicht der theologische Haß in vollster Glut entflammt wäre.

Der Kampf, welcher lange Jahre zwischen Wolff und der theologischen Herrschsucht tobte, war der Kampf zwischen dem alten und neuen Zeitalter. Die Literaturgeschichte hat daher allen Grund, auf diesen Kampf achtsam einzugehen.

Stellen wir uns auf den Standpunkt der Theologen! Schon Leibniz war trotz seiner wohlgemeinten Versöhnungsversuche zwischen Glauben und Wissen mit Fug verketzert worden; denn der beweisende Glaube ist nicht mehr der kindliche, schlicht vertrauende Glaube, dem jeder Zweifel fremd ist. Und war es wohl ganz ungerechtfertigt, wenn man meinte, die Lehre von den Monaden und

der prästabilirten Harmonie führe, bewußt oder unbewußt, zur Leugnung der menschlichen Freiheit, zur Selbständigkeit des Leibes, zur Vorstellung einer schöpfungslosen Ewigkeit der Welt? Es war jetzt daß erste Mal, daß die Leibniz'sche Philosophie auch vom Katheder herab verkündigt wurde. Und hatte Wolff zwar die Zufälligkeit der Welt und damit die Schöpfung bestimmter als Leibniz hervorgehoben, so wurden von ihm doch andererseits gar viele Lehren vorgetragen, in denen das Aergerniß, welches Leibniz gegeben, nicht gemildert, sondern nur geschärft wurde. Es bedarf wahrlich nicht der Unterschiebung jener niedrigen Beweggründe von Brodneid und Professorenintriguen, welche Wolff in seiner Lebensbeschreibung und in anderen Schriften anführt, um durchaus zu begreifen, daß es die Halleschen Theologen mit tiefstem Herzeleid erfüllte, als sie, wie Francke in einem späteren Brief sich ausdrückt, „in den Gemüthern der Wolff'schen Schüler eine gräuliche Corruption“ fanden und sogar erleben mußten, daß „diese entsetzlichen Verführungen selbst in den Anstalten des Halleschen Waisenhauses mit Gewalt eindrangen“. (Vgl. Ludovici, Entwurf einer Historie der Wolff'schen Philosophie. 2. Aufl. S. 253.)

Der glimmende Funke bedurfte nur eines Anlasses, um aufzulodern. Dieser Anlaß kam, als Wolff am 12. Juli 1721 bei der Uebergabe des Prorectorats eine Rede über die Moral der Chinesen, oratio de Sinarum philosophia practica hielt, welche Confucius als Lehrer reiner Sittlichkeit pries. Die Gläubigen sollten sich ins Gesicht sagen lassen, daß auch außerhalb der christlichen Offenbarung Heil sei? Justus Breithaupt, der Senior der theologischen Facultät, predigte am folgenden Tage auf der Kanzel gegen solche Lästerung. Ueberdies erfolgten heftige schriftliche Erörterungen zwischen Wolff und zwischen Francke, welcher damals Decan der theologischen Fakultät war. Schon tauchte der Gedanke auf, bei dem Ministerium um eine besondere Commission nachzusuchen, welche die Gefährlichkeit der Wolff'schen Lehre prüfen solle. Die Spannung wurde um so schroffer, da leider Wolff, dem selbst seine Freunde Hochmuth und Eitelkeit vorwarfen, der Erste war, welcher sich in persönlicher Gereizt-

heit zu übereilten und gewaltthätigen Schritten verleiten ließ. Ein Privatdocent, Daniel Strähler, hatte, wohl mit Wissen und auf Veranlassung der theologischen Fakultät, eine Streitschrift gegen Wolff geschrieben, unter dem Titel: „Prüfung der vernünfftigen Gedancken des Herrn Hofrath Wolffens von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt, worinnen des Herrn Autoris Schlüsse examiniret, die Unrichtigkeit derselben gezeiget, dessen Irrthümer an den Tag gelegt und die metaphysischen, sowie ingleichen die damit verknüpften moralischen Wahrheiten in größeres Licht gesetzet werden. Erstes Stück. Jena 1723.“ Wolff begnügte sich nicht, auf diese Anfeindungen in seinen Lehrstunden und in einer besonderen Gegenschrift zu antworten, sondern überreichte zugleich am 8. März 1723 dem akademischen Senat ein Schreiben, in welchem er Strähler anklagte, daß dieser ihn in einer öffentlichen Schrift mit Nennung seines Namens angegriffen habe, „da doch nach dem königlichen Befehl kein öffentlicher Lehrer zu Halle von einem anderen daselbst, auch nicht einmal ein College von einem anderen, in Schriften namentlich solle angefochten werden“; ja er übergab sogar, nachdem der Senat die „zur gebührenden Inquisition und Ahndung dieses höchst strafbaren Frevels“ verlangte Gefangennehmung und Ausweisung Strähler's zurückgewiesen hatte, diese Klage dem königlichen Fiscal. Hierauf erging am 5. April 1723 von dem Curator der königlichen Universitäten, dem Staatsminister und Oberhofmarschall von Prinzen, ein Befehl, in welchem dem Magister Strähler bei Verlust der Magisterwürde und ansehnlicher Geldbuße alles weitere Schreiben gegen Wolff untersagt wurde; „denn man könne Wolff über seine Schriften vernehmen, aber nicht jungen angehenden Leuten gestatten, zur Disrenomée der Universität Professoren publice zu tapiren und dadurch Anderen Muth zu machen, der übrigen Professorum Schriften gleichfalls anzupacken; auch die Professores sollten des Streites bei Verlust eines Theils ihrer Besoldung in keiner Weise gedenken, sondern, wenn einer oder der andere etwas mit Grund und ohne Nebenabsicht zu erinnern zu haben vermeinet, die vermeintlichen

Gravamina specifice anbringen“. Nun glaubte sich auch ihrerseits die theologische Fakultät aller bindenden Rücksichten entledigt. Johann Joachim Lange, zur Zeit Decan, entwarf im Namen der Fakultät eine Denkschrift: „Der theologischen Fakultät zu Halle Anmerkungen über des Herrn Hofraths und Prof. Christian Wolffen's Metaphysicam von denen darinnen befindlichen, der natürlichen und geoffenbahrten Religion und Moralität entgegenstehenden Lehren“, in welcher mit ganz wohlberechneter Absicht betont wurde, daß „die angenommene vorherbestimmte Harmonie den Menschen nach Leib und Seele zu einem gedoppelten Uhrwerk und mithin Alles in ihm und an ihm nothwendig mache, d. h. Alles einer stoischen und spinozistischen Fatalität unterwerfe“. Beigegeben wurde ein gleichlautendes Bedenken einiger Mitglieder der philosophischen Fakultät, welches zugleich die allerunterthänigste Bitte enthielt, durch eine besondere Commission die Schicklichkeit der Wolff'schen Philosophie zu untersuchen und nachher Herrn Wolffen fernerweitige philosophische Stunden zu verbieten. Es ist bemerkenswerth, daß auch Thomasius, der einst so rüstige Vorkämpfer für Glaubens- und Denkfreiheit, sich nach dem Zeugniß von Wolff's Selbstbiographie an diesen Umtrieben betheiligte; eine Versicherung, welche um so glaubhafter ist, da Thomasius in der That im Anhang seiner „Gemischten Händel“ gegen Wolff sehr herb und heftig auftritt. Schlimmer aber war, daß die Theologen noch zu einem anderen, höchst verwerflichen Mittel griffen. Sie führten den Schlag aus, daß sie, wie Wolff gleichfalls berichtet, durch den bekannten Hofnarr Paul Gundling, oder, wie Büsching in den „Beiträgen zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, 1783 (Bd. 1, S. 8)“ erzählt, durch die Generale von Natzmer und von Löben dem soldatenliebenden König vorstellten, aus der Lehre Wolff's folge, daß, „wenn einige große Grenadiere in Potsdam durchgingen, es Bestimmung des Fatums sei, daß sie durchgehen müßten, daß sie dieser Nothwendigkeit nicht widerstehen könnten und daß der König Unrecht thue, wenn er sie bestrafen wolle“. Damit war der Knoten durchhauen. Der König verfügte sogleich, am 8. November 1723, eine Kabinetsordre, welche über den berühmten Philosophen die

Landesverweisung verhängte; und er ließ sich durch keine noch so warme Gegenvorstellung des Ministers von Prinzen von diesem Entschluß abwenden.

Jene abgelistete berüchtigte Kabinetsordre, an den Akademischen Senat zu Halle gerichtet, lautet: „Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König in Preußen u. s. w. Würdigste, Veste, Hoch- und Wohlgelahrte, Liebe, Getreue. Demnach uns hinterbracht worden, daß der dortige Professor Wolff in öffentlichen Schriften und Lektionen solche Lehren vortragen soll, welche der im göttlichen Wort geoffenbarten Religion entgegenstehen und Wir denn keineswegs gemeint sind, Solches ferner zu dulden, sondern eigen höchsthändig resolviret haben, daß derselbe seiner Profession gänzlich entsetzt sei und ihm ferner nicht mehr verstattet werden soll, zu dociren: Als haben wir auch solches hierdurch bekannt machen wollen, mit allergnädigstem Befehl den bemeldeten Prof. Wolff daselbst ferner nicht zu dulden noch ihm zu dociren verstatten. Wie ihr denn auch gedachtem Wolff anzudeuten habt, daß er binnen 48 Stunden nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle unsere übrigen Königl. Lande bei Strafe des Stranges räumen solle.“

Das war mehr als die Halleschen Gegner verlangt hatten. Johann Joachim Lange behauptet in einem Brief, daß sie alle bei Empfang dieser Ordre heftig erschrocken seien und daß ihm selbst insonderheit auf drei Tage der Schlaf und der Appetit zum Essen und Trinken verging. Aber Hermann August Francke verargte es sich doch nicht, schon nach ein paar Tagen auf öffentlicher Kanzel das Wehe, welches in dem evangelischen Text über die zur Winterszeit fliehenden Schwangeren und Säugenden ausgesprochen war, in deutlichster Anspielung auf Wolff's hochschwangere Frau zu beziehen. Francke konnte, wie er in jenem bereits erwähnten Briefe aus dem Jahre 1726 bekennt, auch später nur „mit großer Bewegung und zum Lobe Gottes die Stelle ansehen, wo er auf seinen Knieen Gott um Erlösung aus dieser großen Macht der Finsterniß angerufen, die in ein wirkliches Bekenntniß des Atheismus ausgeschlagen sei“. Ja, Francke setzt hinzu, er werde es lebenslang als

eine Erfahrung behalten, daß Gott Gebet erhöre, wenn vor der Menschen Augen keine Hilfe gehofft werden könne.

Büsching schließt den Bericht dieser Thatsachen mit folgenden Worten: „Keine Menschen sind eifriger und härter als die Frommen, welche sich rechtgläubig zu sein dünken. Sie seufzen und klagen, schreien und beten über und wider Diejenigen, welche sie für Irrgläubige halten, wie viel mehr denn über und wider Diejenigen, welche sie für Atheisten ansehen. Selbst diejenige Widerwärtigkeit, welche sie über solche Personen bringen, erklären sie für ein wohlverdientes göttliches Strafgericht.“

Zwölf Stunden nach Eingang jenes Befehls hatte Wolff Halle verlassen. Er ging nach Marburg, wohin er sogleich bei dem ersten Beginn dieser Streitigkeiten vom Landgraf Karl einen Ruf erhalten hatte. Zugleich wurde Wolff's Schüler, Thümming, welcher in Halle ebenfalls seiner Professur entsetzt war, am Collegium Carolinum in Kassel angestellt. Auch von Leipzig waren Wolff Anträge gemacht worden.

Es schien, als seien jene Halleschen Vorgänge nur der Weckruf zu einem allgemeinen Vertilgungskrieg gewesen. Auf den meisten deutschen Universitäten saßen bereits jüngere Docenten, welche durch Wort und Schrift die Leibniz-Wolff'sche Lehre verbreiteten. Fast überall verbanden sich nun Regierung und Geistlichkeit, das Uebel mit der Wurzel auszureuten.

Ludovici, der Geschichtsschreiber der Leibniz'schen und der Wolff'schen Philosophie, hat in den „Streitschriften“ die Gutachten aufbewahrt, welche die Universitäten zu Tübingen und Jena abstatteten. Das Gutachten der theologischen Fakultät zu Tübingen, an deren Spitze der Kanzler Pfaff stand, führt in weitläufiger Erörterung vom 28. Juni 1725 aus, daß, wenn studiosi und discipuli Wolffiani zu dem Studio theologico schreiten, sie entweder diese Principien wieder abandonniren müssen oder auf den Scepticismum fallen und alle diejenigen theologischen Wahrheiten in Zweifel ziehen, die sie damit nicht conciliiren können; und ebenso gäben auch die dissentirenden Professoren zu unnöthigen Contro-

versien Anlaß, welche den akademischen Statuten, kraft deren Uebereinstimmung der Lehre sein solle, schnurstracks zuwider seien. Und das Gutachten der Tübinger philosophischen Fakultät bestätigt nicht nur diese Meinung, sondern sucht dieselbe noch durch die naive Bemerkung zu erhärten, daß, da Alles, was in der Wolff'schen Philosophie wahr sei, mit gutem Succeß auch von der bisherigen Philosophie gelehrt werde, löbliche Professoren nicht absehen, warum sie ihre Lehrart ändern und die sogenannte Wolffische Philosophie profitiren sollen. Am merkwürdigsten aber ist das Gutachten der Universität Jena (Historie S. 239); es faßt alle Anklagepunkte zusammen, welche man damals gegen Wolff auf dem Herzen hatte. Es lautet: „Als des Herrn Hertzogs, Johann Wilhelms, unseres gnädigsten Connutritoris, Landesfürsten und Herrn, Hochfürstl. Durchlaucht unterm 11. August a. c. Dero gesammten Akademien allhier, mit gnädigster Communication derer an des Herrn Hertzogs zu Würtemberg Hochfürstl. Durchlaucht von der theologischen und philosophischen Fakultät zu Tübingen, wegen der Wolff'schen Philosophie unterthänigst erstatteten Responsorum nicht allein, ob auch allhier dergleichen Principiis zugethanene Docentes sich befinden, nach genauer Erkundigung pflichtmäßig zu berichten, sondern auch ein unmaßgebliches Gutachten beizufügen, in Gnade befehlen und dann Ew. Magnificenz und unsere allerseits hochgeehrte Herrn Collegä, daß solches Gutachten von der theologischen und philosophischen Fakultät abzulassen, vor gut befunden: So halten wir Decani, Seniores und Professores nur erwähnter Fakultäten nach reiflicher nochmaliger Erwägung dafür: obwohl weder Herr Hofrath und Professor Wolff selbst noch seine hier und anderswo befindliche Anhänger, daß solche Principien gefährlich und insonderheit der heiligen Schrift und der darinnen oder auch in der gesunden Vernunft gegründeten Religion und bonis moribus, nachtheilig seien, so gar nicht gestehen, daß jener vielmehr Denenjenigen, welche ihm dergleichen beigemessen, das Zeugniß vornehmer und gelehrter Leute, und unter diesen auch gewisser Professoren unserer Religion verschiedentlich entgegengesetzet, als welche in ihren Büchern freimüthig

bekannt, daß ihnen durch sein Systema in der Theologie erst die Augen geöffnet worden und sie nun selbst in der Schrift mehr sähen als vorhin, dahero auch nächst derselben kein besser Buch wüßten als eben seine Metaphysik; hienächst auch, daß seine Gegner ihn nicht recht verstünden, Consequentien machten, an ihm solche Dinge verwürfen, welche von den bewährtesten Lehrern unserer Religion jederzeit gelehret worden, hingegen aber selbst einige dem Socinianismo, ja wohl gar dem Spinozismo beikommende Irrthümer gegen ihn behaupten wollten, gar sehr geklaget, so möchte dennoch solche Lehre von den wichtigsten dagegen gemachten Imputationen um so weniger völlig zu liberiren sein, weil die meisten, auch wohl die wichtigsten, theils aus den ausdrücklichen von dem Herrn von Leibniz und dem Herrn Wolffen gebrauchten Worten, theils aus dem Zusammenhang des ganzen Systems, ohne weitherzuholende Consequentien, gar leichtlich darzuthun. Wie wir denn einige Specimina hiervon bemerket, welche kürzlich darinnen bestehen, daß 1) Herr Wolff das wichtige Argument, womit sonst nicht allein von Theologis und Philosophis, sondern auch dem Geiste Gottes selbst bewiesen wird, daß ein Gott sei, indem man nämlich von den Geschöpfen auf die Nothwendigkeit des Schöpfers schließet, als betrüglich und sophistisch durchziehet; auch 2) den Atheisten mehr einräumet, als mit der Wahrheit bestehen kann; hingegen 3) das seinige auf den Satz des sogenannten zureichenden oder vielmehr determinirenden Grundes, welcher nur zur Entkräftung des göttlichen und menschlichen freien Willens, auch Behauptung einer unumgänglichen Nothwendigkeit und anderen dergleichen irrigen Meinungen erdichtet ist, gründet; 4) von dem Wesen Gottes eine solche Beschreibung giebt, darinnen die vornehmste Eigenschaft weggelassen und die auch sonst so beschaffen, daß man sie auf einige Chimären, welche Andere für Gott ausgegeben, appliciren könnte; 5) die Freiheit des göttlichen Willens darinnen suchet, daß Gott die beste Welt erwählet, ungeachtet er solche seiner Meinung nach erwählen müssen und sonst derselben mit dem Herrn von Leibniz präjudiciret; 6) mit eben demselben das Vorherwissen zukünftiger zufälliger Begeben-

heiten und sonderlich dererjenigen, welche unter gewisser Bedingung erfolgen möchten, an den nothwendigen Zusammenhang bindet und also in der That aufhebet; 7) daß das Wesen der Dinge keineswegs von Gottes Willen dependire, sondern blos im Verstande Gottes gegründet sei, vorgiebet; 8) den sogenannten weislichen Zusammenhang so erkläret, daß er mit dem stoischen, der göttlichen Providenz sowohl als aller Religion und wahren Moral präjudicirlichen Fato ganz übereinkommet; 9) die göttlichen Wunderwerke, wo nicht ganz leugnet, doch wenigstens in nicht geringen Zweifel ziehet; 10) die gegenwärtige im Argen liegende Welt 11) vor die vollkommenste und beste und das darinnen befindliche Böse nicht allein 12) für nothwendig und unvermeidlich, sondern auch 13) für ein Mittel größerer Vollkommenheit, dadurch die Welt ein vollständiger Spiegel der göttlichen Weisheit werde, ausgiebt; 14) dem menschlichen Willen die wahre Freiheit gänzlich abspricht, hingegen 15) daß der Leib zu den Empfindungen der Seele gar nichts beitrage und solche ebenso erfolgen würden, wenn auch gleich keine Welt vorhanden wäre; ingleichen daß 16) aus dem Wesen des Leibes und durch seine Kraft, ohne Zuthun der Seele, alle Bewegungen des Leibes, die ihrem Begehren gemäß sind, erfolgen, auch wenn wir vernünftig reden, ja alle Gedanken der Seele, es möchten gleich Einbildungen oder allgemeine Begriffe, Urtheile und Vernunftschlüsse sein, in dem Leibe vorgestellet würden, dergestalt, daß Alles in dem Leibe auf eben die Art sich äußern würde, wie itzo geschiehet, wenn gleich keine Seele zugegen wäre, behaupten will; aus welchen Einbildungen 17) die Harmonia praestabilita entsprungen, nach welcher die Seele das ihre für sich thue und der Körper gleichfalls seine Veränderungen für sich, ohne daß entweder die Seele in den Leib oder der Leib in die Seele wirke oder auch Gott durch seine unmittelbare Wirkung Solches verrichte, habe, indessen aber die Empfindungen und Begierden der Seele mit den Veränderungen und Bewegungen des Leibes übereinstimmen sollen, nach welcher vermeinten Harmonie auch 18) die Gemeinschaft zwischen Seele und Leib keineswegs physica oder natürlich, sondern

nur metaphysica sein soll; daß er ferner 19) die Leibniz'sche Lehre von den Monaden zwar noch zur Zeit nicht in allen Stücken behaupten will, dennoch aber großentheils annimmt; da indessen 20) der Herr von Leibniz auf diese Principien nicht allein die in dem Tübingischen theologischen Responso berührte Unsterblichkeit der Thiere, und daß alle, auch der Menschen Seelen nach dem Tode, in einem thierischen Zustande beharren sollen, sondern auch 21) die von Herrn Wolffen nicht undeutlich gebilligte Präexistenz der Seelen gründet; daß auch Herr Wolff, soviel die Moral betrifft, 22) das Ansehen zwar haben will, als wenn er es mit der Moralitate objectiva halte, gleichwohl aber ganz derselben zuwider statuiret, daß die Handlungen erst durch ihren Erfolg gut oder böse werden; hienächst aber 23) zu erweisen vermeinet, daß die Atheisterei Niemand zum bösen Leben bringe, sondern nur eines Jeden Unwissenheit und Irrthum vom Guten und Bösen; ingleichen daß blos der Mißbrauch der Atheisterei zum bösen Leben verleite; dannenhero auch 24) nicht allein annimmt, daß sich ganze Völker finden, die keinen Gott glauben, bei denen es doch in vielen Stücken besser hergehe als unter Christen, sondern auch insonderheit von den Hottentotten rühmt, daß sie, ungeachtet sie keinen Gott glauben, dennoch vielen Tugenden ergeben seien, vornehmlich aber von den alten Sinesern, daß sie zu der Zeit, da ihr Reich am meisten floriret, zwar weder natürliche noch geoffenbarte Religion gehabt, nichtsdestoweniger aber die größte Tugend und Weisheit sammt einer vortrefflichen Regierungskunst spüren lassen, und da er solchergestalt die Tugend gar leicht und sogar den Atheisten gemein macht, hingegen 25) meinet, daß wir nicht wider das Gewissen handeln können, wenn es überwiegend und frei sei; sonsten aber 26) nach seiner moralischen Grundlehre von der göttlichen Gesetzgebung, Gerechtigkeit und Gültigkeit sowohl auch von der Menschen Liebe, Furcht und Vertrauen auf Gott gar ein schlechter Begriff zu machen; zumalen 27) dieses letztere insonderheit blos auf den weislichen Zusammenhang der Dinge gegründet wird und in einer Freude und Zuversicht, daß immer eines mit dem andern so schön zusammenhange, bestehen

solle; viele andere dergleichen Dinge zu geschweigen. — — — Wenn dann nun notorisch, auch sich zum Theil bei der gnädigst befohlenen Untersuchung zur Genüge ergeben, daß auf der hiesigen Universität verschiedene Docenten der Wolffischen Philosophie allerdings anhangen, und solche absonderlich die Metaphysik, auch nachdem sie vernommen, daß von höchsterwähnter Hochfürstl. Durchlaucht solches apprehendiret worden, und zwar mit nicht geringem Zugang dociren und ausbreiten; gleichwohl aber die Professores selbst zur Festhaltung bewährter und sonderlich in die Religion einschlagender Principien auf das nachdrücklichste mit Eid und Pflicht angewiesen und verbunden sind, welches wenigstens ganz vergeblich sein und endlich zu der Professoren Spott gereichen würde, wenn denen Magistern allerhand ohne Unterschied zu lehren und wohl gar die Professores zu refutiren, nachgelassen werden sollte; hienächst auch die Leibniz'schen und Wolffischen Principia von den Gelehrten als schädlich detestiret werden, vornehmlich aber, wie solche von Sr. Königl. Maj. in Preußen angesehen, weltbekannt und daher unschwer zu ermessen ist, in was gefährliche und nachtheilige Blame, wenn solche weiter überhand nehmen sollten, die Akademie dadurch gerathen könnte; als haben wir solches nach Erforderung unserer Pflicht hiedurch gebührend vorzustellen keinen Umgang nehmen sollen. Jena, den 6 December 1725. Ew. Magnificenz dienstwilligste Decani, Seniores und Professores der Theol. und Philos. Facultät allhier." Nur zwei Mitglieder der philosophischen Fakultät, Johann Bernhard Wideburg, Professor der Mathematik, und Gottlieb Stolle, Professor der Politik, ermannten sich zu einem Separatvotum, in welchem sie sich mit Bescheidenheit, aber entschieden der angegriffenen jungen Docenten und mit diesen der angegriffenen Lehrfreiheit annahmen.

Strenge Maßregeln zur Unterdrückung erfolgten von allen Seiten. Der ergrimmte König von Preußen erließ am 13. Mai 1727 neue Befehle, durch welche atheistische Bücher und unter diesen ausdrücklich Wolff's metaphysische und moralische Schriften bei lebenslänglicher Karrenstrafe verboten, und Docenten, welche etwa Vorlesungen über dieselben halten möchten, mit Kassation und einer

fiscalischen Zahlung von hundert Speziesducaten bedroht wurden. Noch im Jahre 1739 wurde von der Universität zu Wittenberg ein Gutachten eingeholt, ob nicht ein Candidat, welcher Wolff's Schriften studiere, vom Predigtamt auszuschließen sei. Die Gegner Wolff's segelten daher mit vollem Wind. Ludovici, welcher die Streitschriftenliteratur nur bis zum Jahre 1737 fortführt, braucht, obgleich er für jedes einzelne Buch immer nur einen einzigen Paragraphen verwendet, zur Aufzählung derselben nicht weniger als zweihundertundzwanzig Paragraphen. Und dabei sind die amtlichen Verordnungen und Denkschriften nicht eingerechnet.

Inzwischen aber wurde trotz aller dieser Hemmungen der Einfluß Wolff's nur immer mächtiger und allgemeiner. Grade die Grausamkeit, mit welcher man Wolff verfolgte, hatte nicht wenig dazu beigetragen, ihm einen Ruhm zu begründen, wie ihn kaum Leibniz gehabt hatte. In ganz Europa wurde er als Hort und Vorkämpfer freier philosophischer Forschung gepriesen. Die Verbote hatten so wenig vermocht, daß sich auf den deutschen Universitäten unter Lehrern und Studirenden die Anhänger mit jedem Jahre vermehrten. Und man blieb nicht mehr ausschließlich bei der Philosophie stehen. Zahlreiche Schriftsteller waren emsig bestrebt, die neugewonnenen Grundsätze auch in die Theologie, in die Naturwissenschaft, in Rechts- und Staatsleben zu übertragen. Ein Graf von Wied-Runkel verordnete bereits, daß alle jungen Theologen seines Landes zwei Jahre Wolff's Zuhörer sein mußten. Johann Joachim Lange berichtet in den „Hundertunddreißig Fragen aus der neuen mechanischen Philosophie“ mit Aerger, daß, als ein Jena'scher Professor Johann Liberius Zimmermann 1728 in einer Abhandlung „De moralitate actionum humanarum“ Wolff verketzert hatte, in Jena ein Studentenauflauf entstand, welcher diesem, unter lebhaften Vivats auf Wolff, ein Pereat brachte. Die Akademien in Paris und London ernannten Wolff zu ihrem Ehrenmitglied; er erhielt Berufungen nach Petersburg und Schweden, welche er ablehnte. Es war ein bis dahin unerhörtes Ereigniß, daß die wissenschaftlichen Werke eines Deutschen fast in alle lebende

Sprachen übersetzt wurden. In Frankreich vermittelten das Journal des Savants, die Histoire litéraire de l'Europe und das Journal de Trévoux zahlreiche Auszüge; Voltaire und Madame Du Chatelet, die bekannte Freundin Voltaire's, welche Newton in Frankreich eingeführt hatten, studirten auf Veranlassung des Kronprinzen von Preußen eine Zeitlang Wolff's Schriften so eifrig, daß sich dieser sogar mit der allerdings trügerischen Hoffnung trug, es werde ihm gelingen, durch Hilfe derselben in Frankreich dem englischen Einfluß den Rang abzulaufen. In der Petersburger Akademie wurden Vorlesungen über Wolff gehalten; dasselbe geschah in Upsala, bis 1735 ein obrigkeitliches Verbot dagegen einschritt. Selbst in Italien fand Wolff Eingang. Wolff schreibt darüber am 29. December 1737: „Ich habe es als eine besondere Vorsorge Gottes anzusehen, daß man in Italien an meinen Schriften Geschmack gefunden. Es würde aber auch nicht geschehen sein, wofern nicht Herr Lange einen solchen Lärm angefangen, in den sich Niemand zu finden gewußt. Denn es ist andem, daß der Scepticismus nirgends mehr als in Italien grassiret und daher die Meisten im Herzen von der Religion entfernt sind. Daher ist es mir eine besondere Freude gewesen, nachdem vernommen, daß die Censores die gewöhnliche Approbation dazu gesetzet; welches Katholiken selbst für ganz was Besonderes halten, so bei ihnen kaum Glauben finden will. Man wundert sich noch mehr, daß man meinen Namen und völligen Titel dazu setzet. Ich halte also für ganz gewiß, daß Gottes Hand dabei sei, und dieses muntert mich auf, daß ich nicht müde werde und das Wüthen und Toben meines Widersachers nicht achte, auch seine arglistigen Nachstellungen nicht fürchte. Denn ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Wenn wir unter Wolff's Anhängern auch zahlreiche deutsche Jesuiten finden, so liegt freilich die Vermuthung nahe, daß diese weniger vom Inhalt als von der formalen Behandlungsweise sich angezogen fühlten.

Und in der That, eine glänzendere Sühne ist nie einem ungerecht Mißhandelten gegeben worden. Zuletzt schlug auch die

Stimmung in Preußen um, das ihn einst so schmachvoll von sich gestoßen.

General Grumbkow, Staatsminister Cocceji und der Fürst von Dessau werden als Diejenigen genannt, welche den König zu einer Sinnesänderung bestimmten. Es war nur ein leeres Gerücht, als im Jahre 1734 verlautete, man denke an Wolff's Zurückberufung nach Halle. Jedoch durch einen Befehl des königlichen geheimen Staatsraths vom 27. April 1735 wurde eine Commission, aus den drei Berliner Geistlichen Reinbeck, Jablonsky und Rolof bestehend, zur Prüfung der Wolff'schen Schriften niedergesetzt. Francke war gestorben; aber Lange erneute sofort seine Umtriebe, nicht blos in Gegenschriften, sondern sogar in einer mündlichen Unterredung mit dem König. In Folge dieser Unterredung wurde Lange aufgefordert, seine Klagen schriftlich einzureichen. Dies geschah im „Kurzen Abriß derjenigen Lehren, welche in der Wolffischen Philosophie der natürlichen und geoffenbarten Religion nachtheilig sind, ja sie gar aufheben und graden Wegs, obwohl unter vieler versuchter Verdeckung, zur Atheisterei verleiten". Darauf erfolgte am 5. Juni 1736 die Einsetzung einer neuen Commission, welche aus dem Minister Cocceji, aus den Consistorialräthen Jablonsky und Reinbeck und aus dem Feldpropst Carstedt gebildet wurde. Das Schlußergebniß liegt in den Worten des von Reinbeck abgefaßten Gutachtens: „Ich bin demnach der Meinung, daß der an S. Kgl. Majestät zu richtende Rapport dahin abzufassen sei, daß die Commission nicht gefunden habe, daß Wolff in seinen Schriften Dinge lehre, welche der natürlichen und geoffenbarten Religion nachtheilig wären; da ich denn für meine Person zugleich dafür halte, daß in Wolffen's Schriften viele schöne und in der Gottesgelahrtheit brauchbare Dinge zu finden sind; daher es Schade wäre, wenn dieselben länger confisciret bleiben sollten." Die Folge war, daß dem Professor Strähler vom Hofe bedeutet wurde, daß, wenn er Halle verlassen wolle, er nicht erst um seinen Abschied nachzusuchen nöthig habe. Lange wurde bedroht, daß, wenn er in seinen Verfolgungen fortfahre, der Gang Rechtens über ihn ergehen werde; Lange ge-

horchte so gründlich, daß er nicht einmal in seinem „Lebenslauf. Halle 1744“ diese tiefgreifenden Vorfälle erwähnt. Wolff seinerseits fühlte sich seit dem Tode des Landgrafen Karl in seiner Stellung in Marburg nicht mehr befriedigt und wollte seinem erbitterten Haß gegen Lange die Genugthuung förmlicher Zurückberufung nicht versagen. Man sieht in seinen Briefen an seine Anhänger Reinbeck und Graf Manteuffel, welche zum Theil von Büsching veröffentlicht, zum Theil noch handschriftlich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig aufbewahrt sind, wie seine ganze Seele nach Halle zurückdrängt. Er widmete, unter Genehmigung und unter Berathung Reinbeck's und Manteuffel's, dem König seine „Philosophia practica universalis“ und sendete ihm das Widmungsschreiben zugleich in deutscher Uebersetzung zu. Der König las um diese Zeit die in Wolff's Sinn gehaltenen Anfangsgründe der Weltweisheit von Gottsched und fühlte sich davon so erbaut, daß, wie Manteuffel an Frau Gottsched schreibt, er mehrmals verwundert ausrief, er hätte nie geglaubt, daß ein Anhänger Wolff's so schöne Gedanken von Gott haben könne. Der König erließ daher am 7. März 1739 eine Kabinetsordre (Acta historico-ecclesiastica, Bd. 3, S. 593), in welcher „die reformirten Studiosi und Candidaten sich bei Zeiten in der Philosophie aus einer vernünftigen Logik als zum Exempel des Prof. Wolffen's sich recht fest zu setzen“ angewiesen werden; ja der König erklärte sich auch bereit, Wolff auf einer preußischen Universität wieder anzustellen. Jedoch nicht in Halle, sondern in Frankfurt an der Oder; denn, wie der König in einem merkwürdigen Tischgespräch zu Graf Manteuffel sagte: „in Halle würden sich die Kerls gleich wieder bei die Köpfe kriegen, und zu Halle kann ich ihm keine Besoldung schaffen. Frankfurt aber ist reich, da kann er kriegen, was er will.“ Manteuffel widerrieth Wolff entschieden, Marburg mit einer preußischen Stellung zu vertauschen, selbst wenn ihm die Oberaufsicht aller preußischen Universitäten angetragen werden solle, denn die Zeit, „daß in Preußen die Wissenschaften blühen könnten“, sei noch nicht gekommen. Wolff lehnte ab, obgleich ungern. Wolff hatte darauf Lust, „Deutschland

zu verlassen, da ihn Deutschland zu verlassen scheine"; er wollte einem aus Utrecht an ihn ergangenen Ruf folgen. Dieser Entschluß fand die völligste Beistimmung Manteuffel's; in Holland, meinte dieser, werde er sich besser als an irgend einem Ort Deutschlands befinden. Da starb der König am 31. Mai 1740, und Friedrich II. bestieg den Thron. Friedrich II., welcher sich eine französische Uebersetzung von Wolff's Metaphysik hatte anfertigen lassen, hatte für Wolff schon längst die wärmste Aufmerksamkeit. In einem Brief an Voltaire vom 8. August 1736 nennt er Wolff den berühmtesten Philosophen der Gegenwart, der das Schicksal aller großen Männer theile, wegen der Ueberlegenheit seines Geistes sich dem Neid und der Verleumdung preisgegeben zu sehen. Kurz vor der Thronbesteigung, um Ostern 1740, hatte ihm Wolff sein Naturrecht gewidmet. In seiner Antwort vom 22. Mai 1740 hatte der Kronprinz an Wolff die großen Worte gerichtet: „C'est aux Philosophes à être les précepteurs de l'Univers et les Maîtres des Princes. Ils doivent penser conséquemment et c'est à nous de faire des actions conséquentes. Ils doivent instruire le monde par le raisonnement, et nous par l'exemple. Ils doivent découvrir et nous pratiquer." Es war eine der ersten Regierungshandlungen des jungen Königs, daß er am 6. Juni 1740 an Reinbeck den Befehl ertheilte, bei Wolff anzufragen, ob er sich nunmehro nicht entschließen könne, in preußische Dienste zu gehen; es sollten ihm alle raisonnables Conditiones accordirt werden. Eigenhändig schrieb Friedrich unter diesen Befehl: „Ich bitte ihn, sich um den Wolf Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit suchet und sie liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wehrt gehalten werden, und glaube ich, daß er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolf hieher persuadiret."

Noch aber erhoben sich einige Schwierigkeiten. Der König wollte Wolff an die Akademie nach Berlin ziehen, welche „nicht zur Parade, sondern zur Instruction" dienen solle; Wolff aber fühlte sich nach seinem Naturell und nach zweiunddreißigjähriger Lehrübung hauptsächlich für Universitäten geboren. Wolff bestand darauf, daß,

wenn der König nützliche Dienste zur Aufnahme der Wissenschaft von ihm verlange, er dieselbe weit besser bei der Universität zu Halle als in Berlin zu prästiren vermöge. Endlich willigte der König ein. Wolff wurde am 12. August 1740 als Geheimer Rath und Vicekanzler mit einem jährlichen Gehalt von zweitausend Thaler nach Halle berufen. Auf Grund eines königlichen Befehls aus Rheinsberg vom 28. October erging an die Universität Halle die Mahnung, daß der König von ferneren Streitigkeiten nichts wissen wolle und daß er Demjenigen, so wieder anfangen würde, mit seiner Ungnade drohe. Lange erklärte in einem besonderen Schreiben ausdrücklich seine Friedfertigkeit, indem er sich genügen lasse an der Freiheit des Gewissens, nach welcher er nicht genöthigt sei, dasjenige, was er mit so vielen Anderen an der Wolff'schen Philosophie für unrichtig erkenne, für richtig zu halten und anzunehmen.

Am 6. December traf Wolff in Halle ein. Wuttke hat aus einer gleichzeitigen handschriftlichen Chronik folgende Beschreibung des feierlichen Einzugs mitgetheilt: „Den 6. December 1740 Abends zwischen vier und fünf Uhr langte endlich der so lange gewünschte nunmehrige Vicekanzler und Geheime-Rath Christian Wolff allhier mit großer Solennität an. Es war bereits Vormittags, die Mittagsmahlzeit im teutschen Thale (einem Dorfe, zwei Stunden von Halle) veranstaltet und er daselbst von einigen Freunden hiesigen Orts bewirthet. Von da nahm er seinen Weg nach dem unweit Halle liegenden Dorfe Schlettau, allwo er von einer sehr großen Menge hiesiger Studenten, die sich theils in Carossen, theils zu Pferde, theils zu Fuß nebst einem guten Theil ansehnlicher Bürger dahinbegeben hatten, mit einem wiederholten Vivat empfangen wurde. Der Herr Geheimerath nahm seinen Weg über den Strohhof, über den alten Markt, durch die Ranstädter (Rannische) Straße, über den Berlin, über den Markt in die große Ulrichsstraße nach dem Thomasischen Hause, unter beständigem Zuruf eines Vivat und großem Jubelgeschrei der Begleiter und in großer Anzahl versammelter Studenten und Bürger. Sein Comitat war sehr prächtig. Voraus ritten drei Postillions; diese ermunterten die Umstehenden

durch beständiges Blasen noch mehr zu einem glücklichen Zuruf. Sodann folgten über fünfzig Studenten zu Pferde; hienächst kam die mit vier Pferden bespannte Carosse des Herrn Geheimenraths, in welcher er und seine Gemahlin sich befanden. Gleich darauf fuhren noch zwei mit vier Pferden bespannte Kutschen, in welchen die den Herrn Geheimrath begleitenden Studenten aus Marburg kamen. Nächstdem sah man die Begleiter hiesigen Orts in vielen Kutschen nacheilen und zwei vornehme Bürger beschlossen die ganze Suite. Kaum aber hatte der Geheimerath Wolff die große Ulrichstraße erreicht, als sich die vor dem Thomasius'schen Hause postirten Musikanten mit Trompeten und Pauken hören ließen und den ganzen Actum mit einer artigen Abendmusik beschlossen. Niemand war durch diese Ankunft betrübet als der Dr. Joachim Lange, der, seinen Verdruß zu verbergen, sich diesen Tag über aus der Stadt gemacht hatte. Dagegen war die Freude der Studenten und Bürgerschaft so groß, als man sie in langen Zeiten, außer bei der Huldigung des jetzigen Königs, nicht gesehen hatte. Den ganzen Abend hörte man lauter Jubeltöne. Mit einem Worte, die Freude sah Jedem aus den Augen, und es schien als ob sich Jedermann von der Ankunft dieses ehedem der Universität aus Neid entrissenen Mannes einen besonderen Vortheil versprechen könne. Den 7. ejusdem wurde es durch Vermittelung des zeitigen Prorectors Herrn Dr. Juncker's dahin gebracht, daß der Herr Vicekanzler Wolff und der Prof. Dr. Lange in des Ersteren Behausung, wohin sich auch gedachter Herr Juncker begab, sich einander die Hände gaben, das Geschehene verzeiheten und hinfort die besten Freunde zu sein angelobten."

Wolff hatte erreicht, was er im Stillen so lange ersehnt hatte. Merkwürdigerweise aber entsprach der Erfolg nicht den Erwartungen. Mancherlei Ränke wurden gegen ihn geschmiedet; Wolff's größter Verdruß aber war, daß er, der einst so beliebte Lehrer, zuletzt vor leeren Bänken saß. Er verlebte ein mißmuthiges Alter. Er starb am 9. April 1754, im sechsundsiebzigsten Jahre.

Aber hatte Wolff ein Recht zur Klage? Die vermeintliche Niederlage war in Wahrheit nur der Beweis vollendeten Sieges.

Wolff hatte sich nicht überlebt, weil seine Philosophie bereits von einer vorgeschritteneren überwunden, sondern weil sie im schönsten Sinn trivial, d. h. Gemeingut geworden war.

Bis zu Kant's großer Reform hat die gesammte deutsche Bildung an Wolff's Gedanken gezehrt. Es wurde zwar von geistlosen Nachbetern viel lächerlicher Unfug getrieben mit Axiomen, Lehrsätzen, Definitionen und Distinctionen; auf Kanzeln und Kathedern versteckte sich seichte Unwissenheit gern hinter die Verschanzungen der hergebrachten Schulsprache, so daß die Satire leichten Kauf hatte. Aber es ist doch ganz besonders Wolff zu verdanken, daß die deutsche Aufklärung von den gleichzeitigen Einwirkungen der Engländer und Franzosen zwar das Fördernde aufnahm, jedoch, von deren Frechheiten und Ausschreitungen unbeirrt, Selbständigkeit und sittlichen Ernst zu wahren wußte.

---

2. Die Wolffianer und die steigende Macht der englischen Freidenker. Die Alethophilen. Die Wertheimer Bibel.

Christian Wolff war der erste deutsche Philosoph, welcher Schule machte. Leibniz hatte wohl Gesinnungsgenossen gehabt, Mitstrebende, die seinen Arbeiten mit innerem Antheil folgten, und sie nach ihrer Art fruchtbar machten, wie Walter von Tschirnhausen (1651—1708); aber zur Schulgründung war seine lebhafte, sich beständig umbildende Persönlichkeit am wenigsten geeignet. Dagegen führte Wolff's unbeirrbar methodische Weise, die nüchterne Faßlichkeit seiner Deduktionen ihm Anhänger und Schüler in dichten Schaaren zu; Ludovici hat seine Historie der Wolff'schen Philosophie nur bis zum Jahre 1737 fortgeführt, und nennt doch bereits nicht weniger als einhundertundsieben schriftstellernde Wolffianer. Nach kurzer Frist waren alle bedeutenden philosophischen Katheder mit Anhängern Wolff's besetzt. Georg Bernhard Bilfinger (1693 bis 1750) mit seinen weit ver-

breiteten „Dilucidationes“ und Ludwig Philipp Thümming (1697 bis 1728) mit den „Institutiones philosophiae Wolffianae“ erscheinen als die einflußreichsten unter ihnen.

Es liegt im Wesen philosophischer Schulen, daß sie rasch verknöchern. Dem ewig jungen Gott der sinnlichen Erfahrung abschwörend, drehen sie sich unablässig im engen Kreise einiger weniger Begriffe und verfallen dem blinden Auctoritätsglauben. Viel innere Leere und dabei viel hochmüthige Rechthaberei. Es erinnert an ähnliche Erscheinungen späterer Tage, wenn Joachim Georg Darjes, welcher in seinem Mannesalter eigene Wege zu gewinnen suchte und besonders gegen den unbedingten Determinismus sich erklärte, auf seine dem konsequenten Wolffianismus ergebene Jugendzeit zurückblickend, in einer Vorrede zu Bielefeld's Anleitung zur Staatsklugheit (Jena 1764) äußert: „Wer mir etwas wider die Wolffischen Lehrsätze sagte, war mein Feind, und in meinem Herzen hielt ich ihn für einen Menschen von blödem Verstande. Ich bekam hohe Gedanken von mir, und nach diesen war ich damals wirklich gelehrter als ich jetzt bin. Die Anlage war da zu einem philosophischen Klopffechter. Ich war klüger wie andere; Anderer Lehren konnte ich mit der schönsten Wendung gefährlich schildern, und wer nicht lehrte, was Wolff gelehrt, der war in meinen Augen verächtlich.“

Am meisten reges Leben war unstreitig in denjenigen Anhängern, welche sich nicht mit der Wiederholung und Breittretung des bereits Geleisteten begnügten, sondern die Anschauung und Behandlungsweise Wolff's auf die einzelnen Fachwissenschaften übertrugen. Dies war der Sturz der Polyhistorie. Es entsprang die lebendige Einsicht, daß die Wissenschaft nicht blos Wissen, sondern vor Allem auch Denken sei. Vergleichen wir die wissenschaftlichen Zustände Deutschlands im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, so ist dieser großartige Fortschritt der vollgiltigste Beweis für die unberechenbaren Segnungen, welche aus dieser philosophischen Gährung entsprangen.

Und doch würden wir die Bedeutung der Wolff'schen Philosophie nur zum geringsten Theil ermessen, wollten wir unseren

Blick auf den ausschließlich wissenschaftlichen Boden beschränken. Das Wichtigste ist, daß sie in alle Volksschichten drang und eine völlige Umstimmung des Lebens und der religiösen Gesinnung erweckte.

Wer vermag alle jene vielverzweigten und größtentheils unsichtbaren Kanäle aufzudecken, durch welche der neue Gedanke sich verbreitete und die bisher öden Felder befruchtete? Der Beobachter sieht nur das Augenfällige und schließt vom Offenbaren auf das Verborgene. Darum ist es nicht nur erlaubt, sondern sogar nothwendig, bei dem einflußreichen Missionswerk der Gesellschaft der sogenannten Wahrheitsfreunde oder, wie sie sich selbst benannten, der Alethophilen, etwas eingehender zu verweilen. In weitesten Kreisen wiederholte sich, was hier mit Plan, Macht, Einsicht und Betriebsamkeit erstrebt und erreicht wurde.

Stifter dieser Gesellschaft der Alethophilen war ein verdienstvoller Staatsmann, Graf Manteuffel.

Ernst Christoph von Manteuffel, am 2. August 1676 in Pommern geboren, hatte sich auf der Universität zu Leipzig und durch ausgedehnte Reisen eine hervorragende Bildung erworben. Er war eine Zeitlang am Hofe Friedrichs III. Kammerjunker gewesen, war dann aber in sächsische Dienste getreten und hatte 1716 bis 1730 als Geheimer Kabinetsminister die wichtigsten auswärtigen Angelegenheiten geleitet. Er war ein sehr stattlicher Herr. „Er machte“, sagt sein Biograph in den Genealogisch=historischen Nachrichten von 1749, „nachdem er vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben, im September 1719 bei denen zu Ehren der vollzogenen Vermählung des Kurprinzen angestellten höchst prächtigen und sehenswürdigen Lustbarkeiten und Ritterspielen, die viel hundert Menschen nach Dreßden zogen, eine sonderbahre Parade, wobei ihm seine an sich selbst sehr ansehnliche Leibesgestalt wie auch seine beliebten Hofmanieren und andere guten Eigenschaften, die er vor anderen Ministers und Cavaliers hatte, sehr zustatten kamen; wiewohl er an sich selbst wenig Geschmack an dergleichen Hofergötzlichkeiten spüren ließ, indem er die Stunden, die ihm von seinen Staatsgeschäften übrig

blieben, lieber an die gelehrten Wissenschaften wendete, die ihm mehr Vergnügen machten als alle Masqueraden und Ritterspiele." In Folge eines persönlichen Zerwürfnisses hatte er sich 1730 auf seine Güter in Pommern zurückgezogen. Seit 1733 lebte er in Berlin, wo er bei dem König in Gunst stand und auch viel mit dem Kronprinzen verkehrte. Wir wissen, daß hauptsächlich seine Bemühungen es waren, welche den König zu Gunsten der Wolff'schen Philosophie stimmten. In diese Zeit fällt die Stiftung jener Gesellschaft. Kurze Zeit nach der Thronbesteigung Friedrichs des Großen wurde Manteuffel aus Berlin verbannt; weil, wie Rost in einem Brief vom 26. December 1740 an Gottsched schreibt, der Graf in dem allerdings gegründeten Verdacht stand, als unterhalte er über die preußischen Staatsbegebenheiten mit dem sächsischen Hof einen geheimen Briefwechsel. (Vgl. Danzel, Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848.) Seitdem lebte Manteuffel bis zu seinem im Jahre 1749 erfolgten Tod auf einem Landgut in der Nähe von Leipzig, im freundschaftlichsten Verkehr mit Wolff und Gottsched. Es dient zur Charakteristik des um die deutsche Bildung hochverdienten Mannes, wenn Danzel auf Grund des Gottsched'schen Briefwechsels den humoristischen Zug erzählt, daß Manteuffel einmal der Leipziger Paulinerbibliothek eine Anzahl Wolff'scher Schriften schenkte, „damit ihm die Theologen dafür noch danken müßten". Auf Gottsched's Veranlassung mußten diese Bücher im Concilio professorum übergeben werden, rumpantur ut ilia Codro; Frau Gottsched meldet schadenfroh, dabei hätten einige Professoren recht betrübt in den Büchern geblättert, sich sehr verwundernd, daß Wolff schon so viel geschrieben, und die Möglichkeit ahnend, es werde sich ein solches Gebäude nicht wieder umstoßen lassen. Ein anderes Mal meldete sich Manteuffel zu Gottsched's Rectorschmaus und forderte Gottsched auf, dazu recht viele Orthodoxe einzuladen. Der Anschlag ward ausgeführt. Die Wirkung mag darnach bemessen werden, daß nicht lange darauf ein Beschluß erwähnt wird, es solle die Einführung von Fremden bei solcher Gelegenheit nicht ferner gestattet sein.

Diese Gesellschaft der Wahrheitsfreunde war zunächst rein zufällig entstanden. Sie hat auch später niemals eine geschlossene Form gehabt, welche an die Einrichtungen oder Satzungen eines Ordens oder einer Akademie erinnern könnte. Manteuffel selbst sagt in einem Brief an Wolff vom 10. Februar 1741, sie sei mehr aus Spielerei als aus ernster Absicht (par badinerie plutôt que dans une intention sérieuse) errichtet. Der Anfang waren harmlos gesellige Zusammenkünfte zwischen Graf Manteuffel, dem Propst Reinbeck und dem Buchhändler Haude in Berlin, in welchen, wie Haude einmal an Gottsched schreibt, „Abends bei einer Pfeife Taback allerhand Vorwürfe der Gelehrsamkeit beleuchtet wurden". Manteuffel gab nach der Gewohnheit alter von ihrer früheren Thätigkeit zurückgezogener Staatsmänner, die auch das Kleinste gern mit dem Anstrich strenggeregelter Geschäfte behandeln, diesen Zusammenkünften allmählich eine größere Erweiterung und damit zugleich eine bestimmtere Gestaltung. Er bezeichnete die Gesellschaft als Gesellschaft der Alethophilen; er selbst war Präsident, Propst Reinbeck wird der Hauptmann oder der „illustre Primipilaire", Haude als Buchhändler der Lanzenträger oder doryphore genannt. Es wurde eine Münze geprägt, mit dem Brustbild der Minerva, auf deren Helm unter einem Lorbeerkranz Leibniz und Wolff in Janusgestalt gebildet waren; diese Münze hatte die bedeutungsvolle Umschrift: sapere aude! Die Gesetztafel „der wahrheitliebenden Gesellschaft" bestimmte, daß die Mitglieder nichts für wahr oder für falsch ansehen sollten, ohne durch zureichenden Grund — das Wolffische Stichwort — davon überzeugt zu sein; Zweck ihres Wollens sei die Wahrheit, die Ausbreitung derselben, und der Schutz aller Derer, welche die Wahrheit suchen oder vertheidigen.

Bald wurden Zweiggesellschaften in Weißenfels, Leipzig, Stettin und an anderen Orten errichtet. Es ist bezeichnend, daß Manteuffel in einem bereits erwähnten Brief an Wolff mit ganz besonderer Freude die Theilnahme junger Prediger hervorhebt. Die fleißigste Betriebsamkeit in Verfassung und Verbreitung zweckdienlicher Schriften wurde eröffnet. Gottsched's „Erste Gründe der gesammten Welt-

weisheit" (1734), ganz im Wolff'schen Sinn verfaßt, werden überall hin verbreitet und zu größerer Bequemlichkeit vornehmer Gönner in das Französische übersetzt. Formey, durch Reinbeck's Vermittelung am französischen Gymnasium zu Berlin als Professor angestellt, hält französische Vorträge über die Wolff'sche Philosophie, welche die höchsten Kreise Berlins mit Eifer besuchen, und schreibt überdies ein gemeinfaßliches Handbuch „La belle Wolfienne", welches Solchen dienen sollte, denen selbst Gottsched's Anfangsgründe noch zu streng wissenschaftlich waren. Gottsched wurde beauftragt, auf die Kanzelberedsamkeit einzuwirken; der „Grundriß einer Lehrart, ordentlich und erbaulich zu predigen", welcher gewöhnlich Reinbeck zugeschrieben wird, ist, wie Danzel (a. a. O. S. 47 ff.) unzweifelhaft erwiesen hat, eine Schrift Gottsched's. Ueberdies viele Satiren, bei denen namentlich Frau Gottsched sehr thätig eingreift, und viele Flugschriften. Unwillkürlich denkt man an den gleichzeitigen Missionseifer Voltaire's und der Encyklopädisten.

Keine andere deutsche Lehrmeinung, selbst die Kantische nicht ausgenommen, kann sich einer so mächtigen und schnellen Verbreitung rühmen.

Spottend sagt Joh. Christian Edelmann, der berüchtigte Freidenker, in seinem „Moses mit dem aufgedeckten Angesicht", 1740, Bd. 3, S. 108: „Wer weiß nicht, daß die Wolff'sche Philosophie gegenwärtig die à la mode-Philosophie ist, die schier unter allen Gelehrten, ja sogar unter dem weiblichen Geschlecht dergestalt beliebt worden, daß ich fast glauben sollte, es sei eine wirkliche Lykanthropie (Wolfsmenschheit) unter diesen schwachen Werkzeugen eingerissen. Denn wo an manchen Orten zwei oder drei versammelt sind, da ist der liebe Gott Wolff gewiß auch mitten unter ihnen. Da nun also Groß und Klein, Gelehrt und Ungelehrt, dieser neuen Philosophie Beifall giebt, obschon einige Wenige nicht mit ihr zufrieden sind, so dächte ich, man sollte das Sprichwort wohl wissen: Wer unter den Wölffen ist, der muß mit ihnen heulen."

Um so wichtiger ist es, darauf zu achten, daß sich unter den meisten Wolffianern noch strenge religiöse Gebundenheit findet. Ja,

wie in philosophischen Schulen oft zu geschehen pflegt, ein großer Theil der Schüler blieb hinter der Kühnheit des Meisters zurück.

Hatte Wolff in seiner Kritik der Offenbarung und des Wunderglaubens schon manches bedenkliche Wagniß geäußert, so wurde dieses entweder absichtlich übersehen oder erheblich gemildert. Man hielt die Selbständigkeit der Vernunfterkenntniß aufrecht; aber man betonte doch vorzugsweise die Uebereinstimmung derselben mit der richtiggefaßten Schrifterklärung. J. G. Canz, Professor in Tübingen († 1753), schreibt zwei besondere Bücher, Usus Philosophiae Leibnitianae et Wolffianae in Theologia 1733 und Philosophiae Wolffianae consensus cum theologia 1735; die Richtung dieser Bücher ist keine andere, als Schritt vor Schritt die unbedingte Einheit der Philosophie und der vornehmsten christlichen Grundwahrheiten zu zeigen, denn „die Gnade hebe die Kräfte der Natur nicht auf, sondern verbessere sie, indem sie in der heiligen Schrift ein neues Licht darbiete“. Ebenso entschieden tritt diese Gesinnung in Manteuffel hervor. Danzel (a. a. O. S. 36) erzählt nach Maßgabe des Gottsched'schen Briefwechsels einen in dieser Beziehung höchst bedeutsamen Vorfall. Frau Gottsched hatte einmal gegen Manteuffel geäußert, im Glauben an Gott und an Unsterblichkeit und Belohnung und Strafe nach dem Tode seien Reformirte, Lutheraner und Katholiken gleichen Glaubens, und dieser Glaube sei für den Menschen genügend. Manteuffel erwiderte am 21. October 1739, solche Ansicht würde sie ihm nicht zugemuthet haben, hätte sie sich erinnert, daß sein System nicht blos auf die Vernunft, sondern vereint auf Vernunft und Offenbarung gebaut sei; nur diejenige Religion sei gut, welche in ihren Lehren und Grundsätzen sich an die Offenbarung halte, ohne doch der Vernunft zu widersprechen. Manteuffel setzt hinzu, daß auch er die Lehre Luther's einer neuen Prüfung und Läuterung bedürftig meine, daß diese Lehre aber nichtsdestoweniger alle anderen Religionen übertreffe, vorausgesetzt, daß die Herren Orthodoxen nicht den Compaß der Vernunft außer Acht ließen. Auf demselben Standpunkt stehen Reinbeck's Betrachtungen über die Augsburgische Confession, denen der Verfasser

eine Vorrede über den Gebrauch der Vernunft in der Gottesgelahrtheit vorausschickte. Und dieser Standpunkt begegnet uns, bald mehr bald weniger klar ausgesprochen, meist auch in jenen zahlreichen Schriften, die, wie F. C. Lesser's Lithotheologie oder Natürliche Historie und Geistliche Betrachtung der Steine, oder Johann Paul Friedel's Philosophische Gartengesellschaft, d. i. heilsame Betrachtung des Laufs der Natur zur Erkenntniß und Verehrung des Schöpfers, und andere Bücher dieser Art, die Darlegung kleinlichster Zweckbeziehungen in der Naturbetrachtung als erbaulichen Beweis für die Allmacht und Weisheit Gottes behandeln.

Jedoch war durch anderweitigen Anstoß sattsam gesorgt, das rollende Rad auch über das ursprünglich beabsichtigte Ziel hinauszutreiben. Allmählich erlöste sich die Eigenmacht der Vernunft aus jener dogmatischen Befangenheit, welche immer und überall in der Schrift nur die Bestätigung der eigenen Ansichten und Vorurtheile sucht.

Wolff hatte sich ebenso wie Leibniz mit scharf gegensätzlicher Bewußtheit und Entschiedenheit den Grundsätzen und Bestrebungen der englischen Freidenker entgegengestellt. Aber er hatte nicht vermocht, die Einwirkungen derselben aufzuheben. Die Folgen dieser Einwirkungen zeigten sich.

Von Jahr zu Jahr hatten sich die Uebersetzungen der englischen Freidenker und ihrer Gegner gemehrt. Wie bereits in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts, so brachten auch jetzt noch immer alle angesehensten Zeitschriften, und zwar nicht blos die theologischen, ausführliche Anzeigen und Auszüge derselben; ja die Besprechung und Bibliographie dieser Literatur war in den Zeitschriften eine ganz besondere, ständig wiederkehrende Abtheilung. Es ist bemerkenswerth, daß dabei nicht der große Locke im Vordergrund steht, sondern die mehr populären Schriftsteller, welche die religiösen und ethischen Fragen behandeln, vor Allem beachtet werden. John Toland's „Christianity not mysterious" (1696), Anthony Collin's „A discourse of Free-Thinking" (1713), ferner Tindal's, Whiston's Schriften erregen das Interesse. Die Noth-

wendigkeit, von den Fesseln theologischer Auffassung sich zu befreien, wird allgemein gefühlt.

Es wirft ein scharfes Licht auf die Macht dieser eindringenden Ansichten, wenn Mosheim, der berühmte Kanzelredner, in der vierten seiner „Heiligen Reden“, die er in der akademischen Kirche zu Helmstädt am Sonntag Palmarum 1724 gehalten hat, in die Klage ausbricht, daß jetzt unter dem Vorwand des Lichts und der Vernunft der Unglaube in die Seelen gedrungen sei, daß man es für scharfsinnig und weise halte, allen Gottesdienst zu bestreiten und die allerheiligsten Wahrheiten zu den Dingen zu rechnen, welche vordem gar zu leichtsinnig geglaubt worden, und daß man es sich zur Ehre schätze, durch eine unmäßige Freiheit im Reden sich eine Stelle unter den starken Geistern zu erwerben und bei der Welt für einen Menschen, der frei und ungezwungen denke, gehalten zu werden.

Und erinnern wir uns des nahen Zusammenhangs, in welchem ursprünglich das Freimaurerthum zum englischen Deismus steht, so ist es eine Thatsache von tiefster geschichtlicher Bedeutung, daß 1733 in Hamburg die erste deutsche Loge gegründet wurde, und daß derselben bis zum Jahre 1740 bereits Logen in Braunschweig, Berlin, Leipzig und Altenburg nachgefolgt waren.

Freilich fehlte diesen Einwirkungen der englischen Freidenker nicht die heftigste Entgegnung. Bücher auf Bücher werden gegen den Deismus geschrieben, wie z. B. J. F. Reimmann's Historia universalis Atheismi et Atheorum, 1725, welche auf alle neusten Erscheinungen ausführlich eingeht; die Bekämpfung dieses Deismus ist fortan auch das beliebteste Thema aller akademischen Gelegenheitsschriften theologischen Inhalts. Auf vielen Universitäten werden gegen den Deismus besondere Vorlesungen gehalten; wir haben ein Beispiel derselben in des Kanzlers Christian Matthäus Pfaff „Akademischen Reden über den Entwurf der Theologiae antideisticae, da die Einwürfe der ungläubigen Geister wider die christliche Offenbarung entwickelt werden. 1759“. Aber aus allen diesen zahlreichen Gegenschriften ist nur zu ersehen, wie einflußreich und unaustilgbar bereits diese Deisten sich in Deutschland festgesetzt hatten. Die

emsige Abwehr that dem eindringenden Feind nicht nur keinen Abbruch, sondern leistete demselben sogar bedeutenden Vorschub. Es ist ein äußerst bezeichnendes Wort, wenn Ernesti in der Neuen theologischen Bibliothek (Bd. 1, S. 113) sagt: „Der Herr Kanzler Pfaff bedauert, daß die deistischen Schriften ins Deutsche übersetzt wurden. Er hat Grund genug dazu. Er tröstet aber damit, daß auch die Vertheidigungsschriften gegen dieselben übersetzt würden. Dieser Trost ist nicht allezeit hinlänglich. Wir haben bemerkt, daß in diesen Schriften oft nicht viel gesagt ist, das den Deisten Tort thun könnte."

Wolff's Freisinn war überboten. Das junge Geschlecht suchte die Wolff'sche Philosophie nach Maßgabe der neuen Errungenschaften fortzubilden.

Eines der ersten und bedeutungsvollsten Ergebnisse dieser Zusammenwirkung der Anregungen Wolff's und der englischen Freidenker war die sogenannte Wertheimer Bibel.

Man kennt dieses merkwürdige Buch jetzt meist nur nach der dunklen und unbestimmten Ueberlieferung bösen Leumunds. Selbst Kirchen- und Dogmenhistoriker gehen scheu und ohne Prüfung an ihm vorüber. Aber sehr mit Unrecht. Wer sich die Mühe nimmt, es selbst einzusehen, wird leicht erkennen, daß es trotz aller Thorheit und Ueberstürzung eine sehr beachtenswerthe Urkunde der herrschenden Zeitströmung ist.

Es war nur der Anfang einer beabsichtigten Gesammtübersetzung, als im Jahre 1735 die fünf Bücher Mosis unter folgendem Titel erschienen: „Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messie Jesus. Der erste Theil, worinnen die Gesetze der Jisraelen enthalten sind nach einer freyen Uebersetzung, welche durch und durch mit Anmerkungen erläutert und bestätigt wird. Wertheim. Gedruckt durch Johann Georg Nehr, Hof- und Canzleybuchdrucker. 1735."

Der Verfasser dieser Uebersetzung hieß Johann Lorenz Schmidt. Er war zu Zella bei Schweinfurt als Sohn eines Predigers geboren, hatte in Jena und Halle studiert und lebte seit 1725 als Erzieher der jungen Grafen Löwenstein-Wertheim zu Wertheim.

Platter und prosaischer allerdings war noch nie die tiefe Poesie der Bibel entstellt worden.

Wer ergriffen ist von der feierlichen Erhabenheit der mosaischen Schöpfungsgeschichte, welche Luther mit unnachahmlicher Kraft übersetzt hat, wendet sich entsetzt ab, wenn die Wertheimer Bibel dieselbe in folgender Verwässerung vorträgt: „Alle Weltkörper und unsere Erde selbst sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit die Erde betrifft, so war dieselbe anfänglich ganz öde; sie war mit einem finsteren Nebel umgeben und ringsherum mit Wasser umflossen, über welchem heftige Winde zu wehen anfingen. Es wurde aber bald auf derselben etwas helle, wie es die göttliche Absicht erforderte. Und weil dieses sehr nöthig und nützlich war, so geschah es nach der Einrichtung, welche Gott dießfalls gemacht hatte, daß von nun an Licht und Finsterniß beständig abwechselten; und dieses ist der Ursprung von Tag und Nacht. Diese Nacht und Tag zusammen machten den ersten Tag aus. Nun sollte sich nach göttlicher Absicht ein Theil von dem Wasser absondern und um die Erde einen Kreis machen. Es entstund also ein Kreis um die Erde, welcher einen Theil des Wassers in sich enthielt, der andere Theil aber blieb unten; und dieser Kreis ist die Luft. Itzo war wieder Tag und Nacht vorbei, und machte den andern Tag. Nunmehro war das Wasser nur an einigen Orten, und die Erde sahe aus demselben hervor. Die hervorsehende Erde ist das Land, und das Wasser die See. Gott hatte beschlossen, die Erde mit Gras und Kraut bewachsen zu lassen, welche ihren Samen bei sich führen sollten, ingleichen mit fruchtbaren Bäumen zu besetzen und diese sollten in der Frucht ihren Samen tragen. Dieses erfolgte nunmehro. Das Gras kam hervor und zugleich so mancherlei Kraut, welches sich durch seinen eigenen Samen vermehrt; es wuchsen auch viele Arten von fruchtbaren Bäumen, welche ihre Früchte und in denselben ihren Samen tragen. Itzo war der dritte Tag vorbei“ u. s. w.

Zweites Beispiel. Die Zerstörung Sodoms und Gomorras lautet in Luther's Uebersetzung (1. Mos. Cap. 19, 23 bis 26): „Und die Sonne war aufgegangen auf Erden, da Lot gen Zoar einkam.

Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen von dem Herrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorra. Und kehrete die Städte um, die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte und was auf dem Lande gewachsen war. Und sein Weib sahe hinter sich und ward zur Salzsäule.“ Die Wertheim'sche Bibel übersetzt: „Als Lot nach Zoar kam, so ging eben die Sonne auf. Itzo ließ dieser göttliche Gesandte (Anm. Gott) ein entsetzliches Wetter über Sodhom und Amora kommen, welches Alles anzündete; wodurch denn diese Städte und das ganze platte Land da herum mit allen Einwohnern und allen Gewächsen zu Grunde gingen. Lot's Frau blieb zurück und sah sich eine Weile um, wurde aber von dem Feuer ergriffen und lag nachgehends da, von harzichtem Dampf angelaufen, und erstarret wie ein steinernes Bild.“

Und zuletzt ein drittes Beispiel. Luther übersetzt im 5. Buch Mosis Cap. 24, 5: „Wenn Jemand neulich ein Weib genommen hat, der soll nicht in die Heerfahrt ziehen und man soll ihm nichts auflegen. Er soll frei in seinem Hause sein ein Jahr lang, daß er fröhlich sei mit seinem Weibe, das er genommen hat.“ Die Wertheimer Uebersetzung sagt: „Wenn ein Mann erst kürzlich geheirathet hat, so darf er nicht mit in den Krieg ziehen und ist auch von allen dergleichen Diensten frei. Das erste Jahr soll man ihn verschonen, damit er zu Hause bleiben und seine Frau die Annehmlichkeiten des neuen Ehestandes kann genießen lassen.“

Dringen wir aber von der unschmackhaften Schale auf den tieferen Kern, so ist es sehr begreiflich, daß die Zeitgenossen durch dieses Buch gewaltig erschreckt und bewegt werden mußten.

So lange schon hatte man von der nothwendigen Uebereinstimmung der Vernunft und Offenbarung gesprochen. Hier tritt ein Mann auf, der mit diesem Gedanken zum ersten Mal vollsten Ernst macht. Er behandelt die Bibel lediglich als philosophisches Buch, und sucht sowohl durch die Art der Uebersetzung selbst wie vornehmlich auch durch die beigegebenen Anmerkungen und Erläuterungen Schritt vor Schritt zu beweisen, daß die Bibel, richtig verstanden, nichts enthalte, was nicht die Vernunft auch ihrerseits lehre.

Daher die Umwandlung des Vortrags in den Ton lehrhafter Abhandlung, die Umdeutung der Bilder und Gleichnisse in nackte und allgemeine Verstandesbegriffe, die geflissentliche und wohlberechnete Modelung der einzelnen Ausdrücke nach dem maßgebenden Brauch der eben geltenden Schulsprache. Und daher auch auf der einen Seite das verächtliche Herabsehen auf die bisherige Erklärung der heiligen Schriften, welche nur durch die Unwissenheit der Juden und durch den unter allen Völkern und Zeiten unablässig fortwuchernden Priestertrug zu so hohem Ansehen gekommen; und auf der anderen Seite die feste Zuversicht, daß seine Arbeit „zur Aufnahme einer gründlichen Erkenntniß Gottes und zur Ausübung einer rechtschaffenen Gottseligkeit gereichen“ werde. Es spricht die innerste Absicht des Unternehmens aus, wenn der Verfasser in der Vorrede sagt: „Vielleicht werden es Einige für einen Mißbrauch unseres Verstandes halten, wenn man auf solche Art, wie ich hier gethan, mit diesen Schriften verfährt und die Begriffe derselben nebst ihrem Zusammenhang mit solcher Schärfe untersucht; weil sie meinen, Moses sei dem Ansehen derselben zuwider, welches erfordere, daß man sie schlechterdings annehmen müßte. Allein weil die göttlichen Schriften nothwendig Begriffe in sich fassen und diese unter sich und mit anderen unumstößlichen Sätzen zusammenhängen müssen, so ist es den Absichten dieser Schriften nicht zuwider, wenn man sich bemühet, solche einzusehen. Es giebt keinen anderen Mißbrauch des Verstandes, als wenn man sich irrige Begriffe macht und falsche Sätze annimmt; wenn man aber in allen Stücken richtig verfährt, so kommt man auf diesem Wege dem Verstande des selbständigen Wesens immer näher, in welchem alle möglichen Wahrheiten in der größten Ordnung zusammenhängen, daher man ihm auch aus diesem Grunde die höchste Vernunft zuschreibt. Auf diese Art wird unser Glaube, welchen wir in das Ansehen derselben setzen, um ein Großes befestigt, wenn wir befinden, daß sie auf richtigen Gründen beruhen; gleichwie wir bei der Ausübung eines Satzes, welcher sich auf die Erfahrung gründet, viel gewisser sind, wenn wir zugleich die Möglichkeit desselben deutlich einsehen.“

Auch ohne die ausdrückliche und wiederholte Versicherung des Uebersetzers wäre die unmittelbare Herkunft desselben aus der Wolff'schen Philosophie unzweifelhaft. Es ist dieselbe Behandlungsweise und dieselbe Grundanschauung. Wird doch sogar auf die Schöpfungsgeschichte wörtlich die Leibnizisch-Wolff'sche Monadenlehre übertragen, indem Gott nur die einfachen Dinge erschaffen, alles Uebrige aber den nothwendigen Gesetzen der Bewegung und den innewohnenden Naturkräften der Dinge selbst überlassen haben soll. Die Bibel erscheint nicht blos als philosophisches Lehrbuch überhaupt, sondern insbesondere als Lehrbuch der Wolff'schen Lehre. Zugleich aber ist der Schüler kritischer und rücksichtsloser als der Meister selbst und dessen andere Anhänger. Wolff hatte die englischen Freidenker jederzeit aufs schärfste verworfen; Schmidt aber verweist nicht nur in seiner Vorrede mit ungetheilter Anerkennung auf Tindal, sondern er macht sogar den obersten Grundsatz desselben, daß in der Offenbarung nur dasjenige als wahr und allgemeingiltig angenommen werden könne, was der Vernunft nicht widerspreche, und daß daher besonders auch die messianischen Weissagungen im alten Testament abzuleugnen seien, ganz unumwunden zur Norm seiner gesammten Uebersetzung und Auslegung.

Leidenschaftliches Geschrei und wilde Verfolgung ging durch ganz Deutschland. Ueberall wurde das Buch durch die strengsten Regierungserlasse (gesammelt in „Sinnhold's Historischen Nachrichten von der bekannten und verrufenen sogenannten Wertheimischen Bibel“ 1738) verboten und confiscirt. Der Verfasser wurde trotz der Fürsprache der Grafen von Wertheim durch Reichsconclusum am 22. Februar 1737 in Arrest gesetzt und im darauf folgenden Jahre in eine noch strengere Haft nach Ansbach geführt. Jedoch gelang es ihm, nach kurzer Zeit seiner Gefangenschaft zu entkommen.

Dieser Streit wurde besonders deshalb so leidenschaftlich, weil er gerade in die Zeit fiel, da sich in den Berliner Regierungskreisen der neue Umschwung zu Gunsten der Wolff'schen Philosophie vorbereitete. Es war natürlich und von ihrem Standpunkt aus gerechtfertigt, daß die Gegner Wolff's, Joachim Lange und Strähler

an der Spitze, Alles aufboten, dieses Buch als eine ganz unmittelbare und nothwendige Folge der Wolff'schen Lehren darzustellen; und es war ebenso natürlich, daß gerade darum Wolff und seine Anhänger diese Anklagen nur als schnöde Verdächtigung und das verhängnißvolle Buch selbst nur als „Mißgeburt“ und als „unreife und wurmstichige Frucht“ anstößigen Mißverständnisses und ärgerlicher Uebertreibung zu beseitigen suchten. Vergleichen wir die von J. A. Schlegel im sechsten Band von Mosheim's Kirchengeschichte mitgetheilten Briefe, welche Wolff und Reinbeck bei dem ersten Erscheinen der Uebersetzung an den Uebersetzer und dessen hohe Gönner geschrieben hatten, mit ihrem mißgünstigen Benehmen, nachdem die offene Gefahr sich herausstellte, so sind weder Wolff noch Reinbeck freizusprechen von feiger Zweizüngigkeit. Namentlich Reinbeck stellte sich schroff mitten unter die Gegner. Wolff's Feinde wollten auf Anlaß dieses schreiendsten Beispiels gegen alle philosophische Neuerung Krieg führen; Wolff's Anhänger aber wollten für diese vermeintlichen Auswüchse alle Verantwortlichkeit und Mitleidenschaft ablehnen. Die befürwortenden Stimmen, welche sich zuerst geregt hatten, verstummten allmählich unter der allgemeinen Einschüchterung oder verstanden sich, wie die Herausgeber der Gelehrten Leipziger Zeitungen, sogar zu schmachvollem Widerruf. Rein und edelmüthig blieb nur Mosheim, welcher, wie aus jenen von Schlegel herausgegebenen Briefen hervorgeht, schon am Anfang seine Bedenken nicht verhehlt hatte, sich aber dennoch von denen fernhielt, die hernach so emsig die Steine zur Steinigung herbeitrugen.

Es erfüllt mit der höchsten Achtung für die Persönlichkeit Schmidt's, wenn wir sehen, wie ruhig und charakterfest er sich in allen diesen Stürmen bewährte. Selbst seine erbittertsten und schmähsüchtigsten Gegner haben ihm jederzeit das Lob unsträflichen Wandels zugestehen müssen. Jedes Wort seiner Uebersetzung bekundet den tiefen sachlichen Ernst reinsten Wahrheitseifers. Er, der von allen Seiten Verlassene und Verketzerte, bleibt in den Vertheidigungsschriften, die er beim Beginn seines Martyriums gegen seine Verfolger schrieb, untadelhaft mild und leidenschaftslos; vgl.

Sammlung derjenigen Schriften, welche bei Gelegenheit des Wertheimischen Bibelwerks für oder gegen dasselbe zum Vorschein gekommen sind. Frankfurt und Leipzig 1738. Wie rührend ist jener von Büsching mitgetheilte Brief, welchen Schmidt am 16. Juli 1736 an Reinbeck schrieb, als er ihm, der, vor dem Erscheinen des Buches um sein Urtheil befragt, geschwiegen und dann sich so eilfertig unter seine Gegner gestellt hatte, eine dieser Schutzschriften sendete! „Die Hochachtung, welche ich gegen Ew. Hochwürden trage“, sagt er, „leidet nicht, daß ich untersuche, warum Dieselben Dero widrige Gedanken gegen mein Werk lieber öffentlich bekannt machen, als mich solche schriftlich wissen lassen, zu einer Zeit, da Dieselben so oft auf das sehnlichste darum ersuchet worden, und da es bei Ew. Hochwürden gestanden wäre, mich, wo ich geirret, wieder auf den rechten Weg zu weisen? Ich will mich gar gerne einer solchen Ehre unwürdig achten; ich will mich bescheiden, daß ein scharfsinniger Gottesgelehrter sich nicht entschließen kann, mit einem Menschen, welchen er an Einsicht in die göttlichen Wahrheiten einem Heiden nachsetzt, sich schriftlich einzulassen; ich will zugeben, daß er recht thue, wenn er ihn verächtlich hält und seine Sätze mit Heftigkeit widerlegt. Nur dieses Einige bitte ich mir aus, welches auch dem unwürdigsten Menschen vergönnt ist, daß mir erlaubt sein möge, meine Gründe vorzubringen, und ohne die geringste Verletzung der gebührenden Hochachtung und mit Beobachtung solcher Ehrfurcht, daß ich auch nicht einmal den Namen meiner Gegner nenne, mich gegen die gemachten Einwürfe zu vertheidigen. Dieses habe ich in der gegenwärtigen Schrift gethan, von welcher ich kein Bedenken trage, Ew. Hochw. hiemit ein Exemplar zu überschicken. Ich verehre die Wahrheit als eine Sache, welche Gott zum Urheber hat, und wollte nicht gerne die Leichtsinnigkeit von mir gesagt wissen, daß ich ein Spielwerk aus derselben machte. Ich erwarte mit dem größten Verlangen, daß scharfsinnige Gottesgelehrte, wenn ich irre, mich eines Besseren belehren werden. Mir ist's um die Wahrheit zu thun, und ich bin bereit, für dieselbe Alles zu erdulden, was die göttliche Vorsehung über mich beschlossen hat.“

Nach seiner Flucht aus Ansbach führte Schmidt lange Zeit ein unstetes und sorgenvolles Flüchtlingsleben. Was Lessing in den Collectaneen zur Literatur über Schmidt's spätere Lebensschicksale mitgetheilt hat, ist ungenau. Schmidt war zuerst nach Holland gegangen und hatte sich, als er dort keine nachhaltige Unterkunft fand, nach Hamburg gewendet, wo er unter dem angenommenen Namen Schröter sich als Corrector ernährte und 1741 Tindal's Beweis, daß das Christenthum so alt als die Welt sei (the christianity as old as the creation), mit Jacob Forster's Widerlegung in das Deutsche übersetzte; er wollte damit, wie er in der Vorrede ausdrücklich erklärte, von den Wahrheiten sowohl der natürlichen als der geoffenbarten Religion eine gründliche Erkenntniß und vollkommene Ueberzeugung befördern. Im Jahre 1744 übersetzte er Spinoza's Sittenlehre mit Wolff's Widerlegung, welche dessen natürlicher Gottesgelahrtheit entnommen war. Dazu noch einige andere Uebersetzungen, deren Wahl lediglich durch die Rücksicht auf den Erwerb bedingt wurde. Zuletzt kam Schmidt auf Empfehlung hoher Gönner 1746 nach Wolffenbüttel, als Hofmeister der Edelknaben. Hier soll er in der Stille seine Uebersetzung des alten Testaments vollendet und auch die bereits gedruckten Bücher Mosis verbessert und in den Anmerkungen sehr verkürzt haben. Er starb im Jahre 1751.

Ueber das gänzlich Unhaltbare und Thörichte des in der Wertheimer Bibelübersetzung vertretenen Standpunktes bedarf es keiner Erörterung. Schon J. Ch. Edelmann sprach das Richtige aus, wenn er in der Vorrede zur dreizehnten Unterredung seiner „Unschuldigen Wahrheiten“ (S. 111) der Wertheimer Bibel vorwarf, „daß sie den Grundtext verdrehe und denselben durch neuersonnene sogenannte philosophische, aber in der That recht läppische Umschreibungen“ entkräfte, und sich also in nichts unterscheide „von der gemeinen Clerisei aller Sekten, welche den Leuten mit dem Buchstaben der Schrift, den sie zerren und dehnen wie sie wollen, die Augen so benebeln, daß sie nicht sehen können, wo die Wahrheit steckt“.

Das Buch ist daher jetzt mit Recht vergessen und verschollen und hat selbst auf die nächsten Zeitgenossen und Nachfolger nur wenig unmittelbaren Einfluß geübt. Doch bleibt ihm die geschichtliche Bedeutung, die erste bahnbrechende, wenn auch noch höchst unklare und befangene That der deutschen rationalistischen Schrifterklärung gewesen zu sein.

Man hat später die ärgerlichsten Schroffheiten und Plattheiten dieser Wertheimer Bibelerklärung vermieden; aber der Grundmangel derselben, die Uebertragung der eigenen Anschauungsweise auf die Anschauung der Bibel und die daraus entspringende Gewaltsamkeit und Gequältheit der sogenannten allegorischen Schriftauslegung zieht sich in den verschiedenartigsten Gestaltungen und Wandlungen durch das ganze achtzehnte Jahrhundert und ist erst durch Lowth, Hamann und Herder verdrängt worden.

---

3. Johann Christian Edelmann.

Um dieselbe Zeit, da die Wolff'sche Philosophie die herrschende Modephilosophie geworden war, wanderte abseits von der allgemeinen Heerstraße ein einsamer Wahrheitsucher seine eigenen Wege, der frei und selbständig durch die verschlungensten Irrwege sich durcharbeitete und zuletzt sein Ziel im offen ausgesprochenen Gegensatz gegen Leibniz und Wolff und in der muthig bewußten Rückkehr zum Spinozismus fand.

Es ist die seltsame und denkwürdige Erscheinung Johann Christian Edelmann's, der von allen Zeitgenossen nur mit dem höchsten Abscheu genannt wird, der auch in der That zunächst ohne sichtbare Folge blieb, und der doch die aufmerksamste Beachtung verdient, als ein sicheres Wetterzeichen der drohenden Sturmwolken, welche bereits am Himmel aufzogen.

Von den Lebensumständen Edelmann's sind wir genau unter=

richtet. Er selbst hat sie in einer 1752 geschriebenen Selbstbiographie geschildert, durch deren Veröffentlichung (Berlin 1849) sich C. R. W. Klose ein großes Verdienst erworben hat.

Wie wunderbar, daß derselbe Mann, der auf dem Höhepunkt seiner Reife alle Frommen und Gläubigen durch seinen dreisten Unglauben erschreckte, seine ganze Jugend hindurch und sogar noch während eines großen Theiles seiner männlichen Jahre in den Banden des Pietismus gefangen lag und zu dessen eifrigsten Vorkämpfern gehörte!

Johann Christian Edelmann war am 9. Juli 1698 in Weißenfels geboren. Sein Vater, welcher „einen trefflichen Alt sang und eine gute Laute spielte", war am „hochfürstlichen" Hofe Kammermusikus und Pageninformator. Der talentvolle Knabe hatte die Schule von Sangerhausen, wohin der Vater 1711 mit dem Herzog Georg als Hofsekretarius gezogen war, und, um die Hilfe naher Verwandter zu genießen, 1715 bis 1719 die Schulen von Lauban und Altenburg, und von 1720 bis 1724 die Universität Jena besucht, wo er sich hauptsächlich dem Theologen Buddeus, einem erbitterten Gegner Wolff's, anschloß. Darauf hatte er bis 1728 als Hauslehrer bei verschiedenen Herrschaften in Ober-Oestreich und Wien gelebt. Als er nach Sachsen zurückkehrte, „um für etwaige Anstellung von den Behörden nicht gänzlich vergessen zu werden", und darum einige Jahre in Bockendorf bei Freiberg als „Informator" und „Vicar" zubrachte, erwachten in ihm die erheblichsten Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe. In dieser Stimmung griff er zum ersten Mal nach Arnold's Ketzerhistorie. Der Eindruck war überwältigend. Edelmann sagt in seiner Selbstbiographie: „In diesem mit möglichster Freimüthigkeit geschriebenen Werk fand ich nun, zu meinem größten Erstaunen, so viele unanständige und unverantwortliche Dinge von Seiten derjenigen Geistlichkeit, die sich allein die rechte Meinung des Christenthums vorzutragen rühmte, daß ich einen rechten Abscheu vor der sogenannten Orthodoxie bekam und mich je länger je mehr auf die Seite der sogenannten Pietisten zu lenken begunnte, weil diese, ob

sie schon auch ihre Mängel hatten, doch dem Schein nach, mehr zu einem gottseligen Leben anzutreiben schienen als die Orthodoxen, die bei alle dem Glauben, den sie vorgaben, fast gar nichts mehr von guten Werken hören, sondern lieber rechtgläubige arme Sünder bleiben als rechtlebende Fürbilder der Heerde werden wollten." Durch diese neuen Anschauungen wurde Edelmann, wie er in einer anderen Schrift, im Evangelium St. Harenberg's (1747, S. 22) hinzusetzt, zu Dippel geführt. Seitdem bekannte er sich offen zum Pietismus und hat ein volles Jahrzehnt mit allen Kreisen und Richtungen desselben in regstem persönlichen Verkehr gestanden. Er gab trotz der jämmerlichsten Nahrungsnoth vortheilhafte Stellungen, welche er inzwischen in Dresden gewonnen hatte, rücksichtslos auf, um desto gesammelter und ungehinderter für die Verbreitung seiner neuen Erkenntniß wirken zu können. Er schrieb frisch, freimüthig, und leidenschaftlich ereifert, von 1735 an, lange Jahre hindurch seine „Unschuldigen Wahrheiten", welche allmählich bis zu vierzehn Heften heranwuchsen. Er ging, nachdem sich seine Verbindungen mit Graf Zinzendorf in Herrnhut zerschlagen, 1736 nach Berleburg, der Freistätte der Stillen und Frommen, und arbeitete aufs emsigste an der Berleburger Bibelübersetzung. Er nahm den lebhaftesten Antheil an allen jenen ungeheuerlichen Schwärmereien und Verzückungen, in welche sich der entartende Pietismus verstrickt hatte.

Dem schärferen Beobachter hätte schon damals nicht entgehen können, daß Edelmann trotzalledem von Anfang an von den Inspirirten durch eine tiefe Kluft getrennt war. Jene Sektirer suchten ihre ausschließliche Befriedigung in der formlosen Entfesselung weichlicher Gefühlsschwelgerei; Edelmann hatte mit ihnen nur den grollenden Zorn gegen die Gewaltsamkeit des engherzigen und anmaßlichen Kirchenthums gemein, in seinem tiefsten Innern aber brannte der unauslöschliche Durst nach Erforschung der Wahrheit. Es ist für den Grundton seines gesammten, nicht auf das Gefühl, sondern auf Vernunfterkenntniß gestellten Wesens überaus bezeichnend, daß die erste Schrift, welche 1735 Edelmann schrieb, „die erste Unterredung der Unschuldigen Wahrheiten", sofort die Frage aufwirft: „was ist

Wahrheit?" und innerhalb der christlichen Kirche für sein Denken dieselbe Freiheit beansprucht, welche Christus innerhalb der jüdischen Kirche beansprucht habe, indem er sich an keine der herrschenden Parteien gebunden. Wie daher Edelmann schon in den ersten Jahren seiner pietistischen Sinneswandlung sich mit Widerwillen von Zinzendorf abwandte, weil er dessen schwachmüthige Empfindelei und geistliche Herrschsucht haßte, so bedurfte es auch später nur eines geringen Anstoßes, um seine unnatürliche Verbindung mit den Berleburger Brüdern zu lösen. Dies geschah 1737.

Eben als die Gräuel der Schwärmerei und Verzückung in Berleburg am schamlosesten wütheten, fand Edelmann, durch diese Ausschweifungen aufgeschreckt und ernüchtert, sein eigenstes Wesen wieder. Ein neuer Prophet, der in der Geschichte des Pietismus berüchtigte Sattler Johann Friedrich Rock, hatte sich angekündigt; Edelmann erhob gegen ihn laut seinen Widerspruch. Man muß die tiefempfundene Schilderung Edelmann's selbst lesen, um nachzuempfinden, ein wie inbrünstiger und qualvoller Kampf es für ihn war, ehe er sich aus der wüsten Gährung widerstrebender Gedanken zu Licht und Klarheit hindurchkämpfte. Edelmann sagt in seiner Selbstbiographie: „Je näher die Zeit kam, da es hieß, der Bruder Rock sei unterwegs und werde nun bald zu großer Freude der Brüder in Berleburg ankommen, je fürchterlicher sahe es in meiner Phantasie aus. Das Herz im Leibe bebte mir, wenn ich daran dachte, was vor ein Kampf mir bevorstand. Denn nach meinen damaligen Vorstellungen war der Geist, der durch Rock redete, entweder Gott selbst oder der Teufel. War es Gott, was für ein Urtheil hatte ich wohl zu erwarten, wenn ich den Geist der Wahrheit einen Lügengeist heißen wollte? War es aber der Teufel, wer versicherte mich, daß ich mich auf göttlichen Befehl an ihn machte und des Beistandes Gottes zu gewarten hatte. In dieser Höllenangst, die kein Mensch glauben kann, der sie nicht selbst erfahren hat, erbarmte sich der Herr, mein Ursprung und Erhalter, auf eine so erfreuliche und erquickende Art über mich, daß ich mich nicht entsinnen kann, in meinem Leben ein süßer und angenehmer Ver-

gnügen in meinem Innersten empfunden zu haben. Denn ungefähr ein paar Tage vorher, ehe mein fürchterlicher Gegenpart ankam und ich, dem äußeren Ansehen nach, immer schwächer wurde, mich auch unter vielen Thränen, Seufzen und Winseln zu Bette legte, und nicht wußte, ob ich wieder aufstehen würde, überfiel mich vor allzugroßer Mattigkeit der Schlaf, der bisher wegen der so wunderlich durcheinanderlaufenden Phantasien mehr eine Marter als eine Erquickung für mich gewesen war. Diesmal aber war er es wirklich. Denn wie ich eine Weile gelegen hatte, und in meinem Gemüth oft wider Willen die Gedanken aufgestiegen waren, warum doch der Geist Rock's so sehr gegen die Vernunft eiferte, denen ich aber wegen meines Aberglaubens nicht Gehör geben dürfen, so erwachte ich plötzlich, und in dem Augenblicke kamen mir die Worte aus dem Johanne *Θεὸς ἦν ὁ λόγος* mit solcher Lebhaftigkeit ins Gemüth, daß mir nicht anders deuchte, als wenn sie ein Gegenwärtiger zu mir spräche und mit einem nur zu empfindenden Nachdruck zu mir sagte: Gott ist die Vernunft. Ich mochte diese Worte wohl hundert und mehr mal auch im Grundtext gelesen haben; aber niemals hatte ich den Trost und die Erquickung darinnen finden können, die ich damals fand. Wenn ich sie auch nach unseren gewöhnlichen deutschen Uebersetzungen hätte verstehen müssen, nach welchen Gott in denselben wider allen Sinn und Verstand das Wort genannt wird, so würden sie mir in meinen damaligen Umständen gar nichts geholfen haben. So aber war mit Anhörung des Wortes Logos zugleich die Erklärung verknüpft, daß dasselbe, vornehmlich und seiner von unseren Gelehrten selbst erkannten wichtigsten Bedeutung nach, die Vernunft hieß. Weil nun in diesen Worten gesagt wurde, daß Gott selber die Vernunft sei, und dieser Ausspruch von einem Schreiber kam, den ich nach meiner damaligen Einsicht für unendlich göttlicher hielt als den Schwätzer Rock, die Sache selber auch sich gleich an meinem Gemüth als Wahrheit legitimirte, so ist mir unmöglich zu beschreiben, was für Kraft und Erquickung ich ob diesen so unvermutheten Gedanken empfand. Es war mir nicht anders zu Muth, als wenn ich aus den Thoren des Todes wieder zum Leben zurück-

gerufen würde. Die Vernunft, die ich bisher in Kraft meines Aberglaubens nicht hatte hören dürfen, hatte nunmehr völlige Freiheit zu sprechen und sie stellte mich auf einmal auf einen so weiten Raum, daß ich ihn nicht übersehen konnte. Man stelle sich einen an Händen und Füßen lange Zeit gebundenen und in äußerster Finsterniß gefangengelegenen Sklaven vor und urtheile von seiner Freude, wenn er sich auf einmal wieder in Freiheit gesetzt sieht; man wird sich doch keine Vorstellung von der Freude machen können, die mein Gemüth damals einnahm."

Unzweifelhaft war diese plötzlich zum Durchbruch gekommene Erkenntniß nur die stille Nachwirkung der aus den englischen Freidenkern geschöpften Anregungen. Edelmann berichtet in seiner Selbstbiographie, daß er schon in Wien den Moral Philosopher Morgan's gelesen hatte. Die „Unschuldigen Wahrheiten" beweisen, daß ihm Locke und dessen Schüler nicht minder bekannt waren. Und noch in späterer Zeit rechnete es sich Edelmann zur höchsten Ehre an, wenn ihm seine Gegner vorwarfen, er sei die Wege Toland's, Collin's und Woolston's gewandelt.

Ruhe und Heiterkeit lebte fortan in seiner Seele. Es war der Friede eines Menschen, der mit sich selbst ins Klare gekommen. Die abgestorbenen Sinne erschlossen sich der Schönheit der Natur. Er und ein frommer Gefährte, Sonntags über Berg und Thal wandelnd, „lachten sich rechtschaffen aus, daß sie so lange Narren gewesen, das todte, einförmige und abmattende Gewirke der mancherlei Sekten für einen gottwohlgefälligen Dienst zu halten". „Was war es doch", fährt Edelmann fort, „für ein ausnehmender Unterschied zwischen den ungekünstelten Tönen, die uns Gott in den schattichten Wäldern oder am schlanken Bächlein in einem anmuthigen Thal an so vielerlei Arten der Vögel hören ließ, und zwischen dem wüsten und fast den Ohrzwang erweckenden Geheul der Inspirirten, welches sie Singen hießen? Saßen wir auf den hohen Bergen, die größtentheils mit dichten Wäldern und lieblichen Gebüschen bedeckt waren, und hatten unsere Augen gegen die unter uns liegenden Thäler gerichtet, die mit den anmuthigsten und von

lauter kleinen Strömlein gewässerten Wiesen prangten, auf welchen bald die munteren Heerden scherzten, bald ein scheues Wild naschen kam, bald der arbeitsame Bauersmann sich mit Mähen und Heumachen beschäftigte, bald Alles, ohne diese Veränderungen, eine königliche Stille einnahm, welch abwechselndes Vergnügen rührte uns nicht gegen die gezwungenen, ungestalten und armensündermäßigen Stellungen und Gebärden der Inspirirten?“

Man hört den frohlockenden Uebermuth des ersten Siegsgefühls in der um diese Zeit geschriebenen dreizehnten und vierzehnten Unterredung der Unschuldigen Wahrheiten. Es ist ein glänzender Feldzug sowohl gegen die Separatisten, welche ihm die Freiheit und Eigenmacht des Denkens zu verleiden und zu verhindern suchten, wie gegen die festen Bollwerke der kirchlichen Rechtgläubigkeit, deren Schwächen und Widersprüche er mit unerbittlicher Schärfe und Heftigkeit bloßlegt.

Aber allerdings war der Standpunkt dieser Unterredungen noch wirr und für Edelmann selbst nur eine vorläufige Durchgangsstufe. Die Verneinung ist herausfordernd und keck, mephistophelisch behaglich, voll aufblitzender Genialität und leidenschaftlicher Ueberzeugungswärme; jedoch die Bejahung, welche an die Stelle des Verneinten treten soll, ist nur äußerst schwach betont und ohne alle sichere und feste Durchbildung. Edelmann sagt in der Vorrede der dreizehnten Unterredung: „Ich will kein Sektenflicker sein; viel weniger will ich einen albernen Baumeister abgeben, der auf die alten Trümmer ein neues Gebäude aufführt. Es giebt dergleichen Pfuscher genug zu unseren Zeiten, und wenn ich auch so einer sein wollte, so wollte ich einen ziemlichen Anhang haben. Jetzt habe ich, wie Jeremias, keinen anderen Beruf, als daß ich ausreißen, zerbrechen, zerstören und verderben soll, Alles, was nur Orthodoxie und falscher Gottesdienst, pharisäische Schwätztheologie, falsche Mystik und eigensinnige Sektenflickerei ist und heißt; und wen der Herr nebst mir gleichen Berufes gewürdigt, der thue getrost dergleichen und kehre sich nicht an solche Narrenreden.“ Die Quelle dieser Betrachtung ist leicht zu entdecken. Es ist jener inhaltsleere und schwankende Standpunkt der

ersten englischen Freidenker, welche als das eigenste Wesen der christlichen Religion die sogenannte Vernunft- und Naturreligion, und alles Bekenntniß und Kirchenthum nur als spätere und gewaltsame Trübung, als eitle und verwerfliche Menschensatzung bezeichneten und daher der geschichtlichen Entwicklung die Aufgabe stellten, zur vernunftgemäßen Reinheit dieses vermeintlichen Urchristenthums wieder zurückzukehren.

In Edelmann, der seit Jahren nur immer unter Schwärmern und Sektirern, unter Abenteurern und falschen Propheten gelebt hatte, trat das Unklare und Phantastische solcher Denkart greller hervor als unter seinen verständigeren englischen Vorgängern. Er haßte starr priesterlich, was die englischen Freidenker philosophisch gehaßt hatten. Er meinte, dem Urchristenthum um so näher zu kommen, indem er einen langen Bart und einen „schlechten Menistenhabit“ trug. „Christus, der auch einen Bart getragen hatte“, sagt Edelmann in seiner Lebensbeschreibung (S. 306), „war das Muster, wornach ich, ohne einen Unterschied zwischen den Zeiten und Ländern zu machen, meine äußere Gestalt modelte. Ich kann nicht leugnen, daß sich bei allen diesen Thorheiten die Vernunft sehr oft bei mir gemeldet und mir vorgestellt, daß die wahre Nachfolge Christi nicht in einer albernen Nachäffung seiner damaligen äußerlichen Gestalt bestände; allein ich hörte nicht, so lange ich die Bibel noch für Gottes Wort hielt und glaubte, daß Gott gleichwohl seine heiligen Ursachen gehabt haben müsse, warum er den Juden verboten, den Bart abzuscheeren.“ Stolz dünkte er sich ein Märtyrer, wenn er ob dieses seltsamen Aufzuges Schmach erlitt.

Höchst ergötzlich und für Edelmann's damaliges Behaben sehr bezeichnend ist die Begegnung, welche er 1739 mit dem König Friedrich Wilhelm von Preußen erlebte. Edelmann wollte zu einem Gesinnungsgenossen nach Berlin reisen. In Potsdam wurde er, weil man ihn für einen Juden hielt, von der Wache aufgehalten. Als sich ergab, daß er ein harmloser Schwärmer sei, wurde die Sache dem König gemeldet, und dieser versagte sich nicht, denselben zur allgemeinen Belustigung vor sein berühmtes Tabackscollegium

zu laden. Darauf entspann sich, wie Edelmann erzählt, folgende Scene: „Die Thür des Königs wurde geöffnet und mir geheißen, hineinzutreten. Ich ging also hinein und trat ungefähr ein paar Schritt von der Thür und machte meine geziemende Verbeugung. Der König saß am Fenster allein und rauchte Taback und seine Generals saßen in Form eines Winkelmaßes um ihn herum. Wie ich in gedachter Entfernung bei der Thür stund, rief der König: Kommt her! Ich nahete mich demselben mit gebührender Ehrerbietung bis auf drei Schritte und Er fragte weiter: Wo kommt Ihr her? Die Antwort war: von Berleburg aus der Grafschaft Wittgenstein. Warum lasset Ihr den Bart wachsen? Antwort: Ich sehe nicht, warum sich ein Christ der Gestalt seines Heilandes zu schämen habe? Ha! sagte der König, Ihr werdet wohl ein Wiedergeborener sein. Ich antwortete hierauf: Nein! Ihro Majestät, dazu habe ich noch einen großen Sprung. Der König sagte: Er hat Recht, und setzte hinzu: Da sollte Massow da sein, welcher damals Obrister oder General sein mochte, und mir von Einigen so beschrieben wurde, als wenn er sich unter die Wiedergeborenen rechnete, weswegen allem Ansehen nach der König gern gesehen hätte, wenn zwischen ihm und mir ein theologisches Kampfjagen vorgefallen wäre. In Ermangelung dessen setzte der König seine Fragen fort. Die erste nach obigen war: Gehet Ihr in die Kirche? Ich antwortete: Ihro Majestät, ich habe meine Kirche bei mir. — O! sagte der König, Ihr seid ein gottloser Mensch, Ihr seid ein Quäker. Ich antwortete, wir sind Narren um Christi willen. In der That war ich's, und ich dachte, ich müßte es sein, weil es so geschrieben stünde, ungeachtet ich leicht hätte sehen können, daß auf diese Art der Gott der Gläubigen nur ein Gott der Narren sein müsse. Allein der Bibelgötze stund mir noch gar zu stark im Wege, mußte mir aber doch zur selben Zeit noch dazu dienen, daß mich der König nach der Positur, in welcher Er sich selber noch befand, nicht gar für einen Atheisten ansah. Er fragte also weiter: Gehet Ihr zum Abendmahl? Weil ich nun damals noch in dem Gedanken stund, daß Alle, die solches würdiglich genießen wollten, sich

auch im Ernst entschließen müßten, sich mit Christo zu gleichen, das ist, blutigem Tode sich pflanzen zu lassen, so antwortete ich: Wenn ich Christen finde, die sich nebst mir mit Christo zu gleichem Tode pflanzen lassen wollen, so bin ich bereit heut und morgen und, wenn es sonst ist, das Abendmahl mit ihnen zu halten. Der König schien dieser Rede etwas nachzudenken, fragte also nach einer Weile weiter: Warum gehet Ihr nicht in die Kirche, da wird es ja ausgetheilet. Ich antwortete hierauf freimüthig: O Ihro Majestät, das halte ich nicht für des Herrn Abendmahl, sondern für eine antichristliche Ceremonie; es ist ja nicht einmal ein Abendmahl, sondern nur ein Morgen- oder Mittagsmahl. Hierauf sahe der König seine Generale nach der Reihe an, und diese beobachteten allerseits die größte Stille. Ich mußte mich in der That wundern, daß mir diese Rede so ungemessen ausging. Es schien aber, als wenn sie den König mehr als die vorhergehenden zur Aufmerksamkeit gebracht hatte und Er fragte hierauf weiter: Wovon lebt Ihr? Ich antwortete kurz: Aus der Hand Gottes. Ja, sagte der König, Ihr werdet fechten gehen. Weil mir aber diese apostolische Weise, mein Brot zu essen, trotz aller anderen Phantasie, diesen heiligen Leuten nachzuäffen, nie angestanden hatte, so sagte ich: Nein, Ihro Majestät, ich habe das nicht nöthig, Gott hat mir so viel gegeben, daß ich als ein ehrlicher Mann leben kann; sollte sich aber je Mangel ereignen, so weiß ich auch, daß Gott noch Christen hat, die der Noth ihrer Nebenmenschen unter die Arme zu greifen wissen. Alles in der Welt hätte ich mir eher einfallen lassen, als daß Seine Majestät auch einer von diesen gutthätigen Christen hätte sein wollen; ehe ich mich's versah, sprachen sie zu einem der Beistehenden: Gebt ihm sechszehn Groschen. Ich dachte nichts weniger als daß das mich angehen sollte, sondern weil außer den Generalen noch mehrere Leute im Zimmer waren, die der König auch bisweilen mit einem flüchtigen Blick ansah, so meinte ich, es wisse Der, dem dieser Befehl ertheilt wurde, schon, wem er gelten solle. Es währte aber nicht lange, so kam einer aus dem Nebenzimmer und legte mir einen Franzgulden in den Hut. Mein heiliger Hochmuth sah diese König-

liche Gabe mit Verachtung an, und ich wäre capabel gewesen, dem König statt des einen Gulden zwei oder mehrere wiederzugeben, wenn mir die Klugheit nicht gesagt hätte, daß ich in diesem Fall, anstatt der Gabe, einen dichten Buckel voll Schläge und wohl noch ein unangenehmer Tractament davontragen würde. Inzwischen konnte ich doch, weil mir der Gulden, meiner damaligen Phantasie nach, eine rechte Last war, nicht unterlassen, den König also anzureden: Ihro Majestät, ich bitte mir eine Gnade aus. Der König fragte: Was? Ich antwortete: Verschonen Sie mich mit der Gabe. Er versetzte etwas unwillig: Warum? Wollt Ihr mehr haben? Ich antwortete mit einer ehrerbietigen Verbeugung: Nichts überall; Ihro Majestät, ich bitte unterthänigst, verschonen Sie mich damit, indem ich es nicht nöthig habe. Der König versetzte nochmalen mit einem recht gutherzigen Ton: Ich schenk's Euch im Namen Gottes. Und nun war es Zeit, mich länger nicht zu weigern, wo ich nicht einen gnädigen König in einen zornigen hätte verwandeln und meine ganze Sache verderben wollen. Sobald also der König nach obiger Art zu mir sprach: Ich schenk's Euch im Namen Gottes, machte ich meinen unterthänigsten Reverenz und sagte: Im Namen Gottes nehme ich's an. Der König schien sehr wohl damit zufrieden zu sein und fragte weiter: Wo wollt Ihr hin? Ich antwortete: Nach Berlin, wenn es Ihro Majestät erlauben. Nein! sprach der König, nach Berlin sollt Ihr nicht. Ich lasse meine Leser urtheilen, wie mir bei dieser Verweigerung des Königs zu Muth gewesen sein müsse, da Berlin und in demselben mein theuerster Bruder Benignus der Hauptzweck meiner Reise war. Es schien aus einer flüchtigen Zwischenfrage, die der König bei dieser Gelegenheit that, nämlich: Ihr werdet wohl bekehren wollen? daß er mich für einen umschweifenden Apostel halten mußte. Wie ich aber kurz darauf antwortete, daß Bekehren ein Werk Gottes sei, und hinzusetzte, daß ich mir eingebildet hätte, es wäre in Ihro Majestät Landen völlige Gewissensfreiheit, so sagte der König: Ja, es soll Euch auch in Eurem Gewissen nichts gekränket werden, aber nach Berlin sollt Ihr nicht kommen. Beim Abschied sagte er mit einer fast lachenden

Miene zu mir: Ihr seid ein gottloser Mensch, Gott bekehre Euch; worauf ich aber im Ernst versetzte: Das wünsche ich Ihro Majestät auch, und ohne weitere Ceremonie nach ehrerbietigster Verbeugung meine Wege ging.“ Edelmann kehrte darauf nach Berleburg zurück.

Gleich wunderliche Priester der sogenannten urchristlichen Vernunftreligion hat es wohl nur selten gegeben. Doch zeugt es von der gesunden, kräftig fortstrebenden Natur Edelmann's, daß dieses widerspruchsvolle Schwanken nach kurzer Frist von ihm überwunden wurde.

Bald gelangte er zu einem Standpunkt, welcher an Höhe und Weitblick die englischen Freidenker weit überragte. Er wurde Anhänger Spinoza's.

Seine Lebensbeschreibung sagt: „Ich hatte ungefähr, — weiß nicht mehr, wo? — den Satz Spinoza's gelesen: Deum essentiam rerum immanentem, non transeuntem statuo; das ist: Von Gott glaube ich, daß Er dergestalt das Wesen der Dinge sei, daß er denselben beständig innigst nahe, und nicht von denselben abwesend oder abgesondert sei. Dieser Satz kam mir von einem Mann, der so ein verschrieener Atheist sein sollte, so rührend vor, daß ich in einen rechten Eifer gerieth, daß man einen Mann, der einen der Majestät Gottes so anständigen Satz behauptete, zu einem Gottesverläugner machen wollte. Ich wurde daher, anstatt mich selbigen schrecken zu lassen, erst recht begierig, den Spinozam selber zu lesen. Ich konnte dieses verrufenen Mannes Schriften unter den mancherlei Heiligen zu Berleburg nirgends antreffen, mußte mich also nothwendig, wenn ich sie lesen wollte, weiter umsehen. Weil ich nun wußte, daß in Berlin öfter Auctiones gehalten wurden, so schrieb ich an meinen Bruder Benignum (Kaufmann Pinelli), der mir eben einen Catalogum geschicket hatte, in welchem des Spinozä Werke, die unter hundert Auctionen kaum einmal vorzukommen pflegen, mit enthalten waren, daß er mir solche schicken sollte.“ Am 24. Juni 1740 kamen sie an. „Das Erste, worauf mein Gemüth durch einen starken innerlichen Zug gelenkt wurde, war des Spinozae Tractatus Theologico-Politicus. Das scheußliche Portrait, das mir meine Lehrer von diesem Buch und seinem

Verfasser gemacht hatten, würde vielleicht vermögend gewesen sein, mich zu bewegen, es ungelesen wieder von mir zu legen, wenn ich nicht bereits aus der Erfahrung gewußt hätte, daß in alle den Schriften, wovon diese Herren am meisten zu warnen pflegen, das meiste Gute stecke. Ich nahm also den ehrlichen Spinozam, dessen bloßer Name mir in meinen Universitätsjahren schon ein Schaudern verursachte, nunmehr nicht nur ohne Furcht in die Hände, sondern ich las ihn auch mit großer Aufmerksamkeit durch. Und obschon eine Widerlegungsschrift mit dabei gebunden war, die ich ebenfalls durchzulesen vornahm, so fand ich doch bald in den ersten Kapiteln, wie wenig Spinoza in derselben widerlegt war. Ich wiederkäuete also fleißig, was ich bei ihm gelesen hatte, nahm meine Vernunft, die ich nun schon besser brauchen konnte, selber dabei zu Rath, untersuchte die Beschaffenheit der Sache so gut es mir in meiner damaligen Positur möglich war, zog andere Schriftsteller mit zu Rath, die bald für bald wider das erschreckliche Ansehen der Bibel geschrieben hatten. Je mehr ich aber suchte, je mehr fand ich, auf was für einem elenden Grund dieses fürchterliche Götzenbild stund und bekam immer mehr Muth, demselben etwas näherzutreten. Ich leugne nicht, daß es mir damals eben wie den Kindern ging, die den Knecht Ruprecht in Verdacht zu ziehen anfangen, und doch noch zu furchtsam sind, demselben herzhaft nach der Larve zu greifen. Denn ich dachte noch immer, andere ehrliche Leute, die tausendmal gelehrter und belesener sind als Du, und die Du doch eben nicht durch die Bank für wissentliche Betrüger halten kannst, fechten doch gleichwohl aus allen Kräften für das göttliche Ansehen der Bibel. Wenn sie also überzeugt wären, daß es so schlecht um die Bibel stünde, wie Spinoza anmerkt, so würden sie ja nicht so leichtfertig sein, dieselbe noch für das Wort des lebenden Gottes auszugeben. Es fiel mir aber, vor großen Freuden über das wenige Licht, das ich in dieser Sache bereits erhalten hatte, nicht ein, daß ich vielleicht selber ganz anders denken würde, wenn ich Superintendens, Abt oder Inspector über ein zahlreich Kirchspiel wäre; genug, der Trieb, den ich zu näherer Untersuchung der Bibel bei

mir spürte, machte mir immer mehr Herz, mich an nichts zu kehren, was mir bei diesem Geschäft im Weg stehen möchte."

Edelmann zögerte nicht, die Ergebnisse dieser seiner Betrachtungen in selbständigen Schriften niederzulegen. Es geschah dies in einer Schrift „Die Göttlichkeit der Vernunft" und in einer anderen Schrift „Moses mit aufgedecktem Angesicht". Obgleich jene erste Schrift erst 1741 erschien, die Vorrede der zweiten aber schon vom 1. November 1740 datirt ist, so ist die Göttlichkeit der Vernunft doch früher geschrieben als der Moses. Edelmann, welcher diesen Umstand selbst anführt, fügt hinzu: „Es ist dies darum zu wissen nöthig, damit man das Wachsthum des Lichtes, so mir Gott von Zeit zu Zeit scheinen lassen, daraus erkennen und mich keines Widerspruches beschuldigen möge, wenn man wahrnimmt, daß in dem Mose, der doch eher im Druck erschienen, ein ungleich heller Licht als in diesem erscheinet. Es ist mir zwar nicht unbekannt, daß der Herr Dr. Baumgarten bei der Rezension meiner Unschuldigen Wahrheiten im 9. Stück seiner Nachrichten von merkwürdigen Büchern S. 219 dasjenige, was ich einen Wachsthum des Lichts nenne, eine Zunahme an Irrthümern zu nennen beliebt, allein ich kann dies nunmehr nicht allein ganz wohl leiden, sondern es würde mir auch leid thun, wenn er diese Zunahme nicht an mir wahrgenommen hätte."

Wir beschränken uns daher auf die ausschließliche Betrachtung der zweiten Schrift. Der wunderliche Titel „Moses mit aufgedecktem Angesicht" soll die freie Prüfung der heiligen Schrift bezeichnen. „Den vorgezogenen Fürhang Mosis aufdecken" heißt in Edelmann's Sprache, der Offenbarung offen und unerschrocken ins Angesicht schauen. Daher werden die Unterredenden, von welchen die von Edelmann gewählte Gesprächsform getragen wird, Lichtlieb und Blindling, und die einzelnen Gespräche derselben „Anblicke" genannt. Es sind nur drei solcher Anblicke vorhanden; sie sind der abgebrochene Anfang eines größeren Ganzen. Die Lebensbeschreibung (S. 353) berichtet: „Ich nahm mir vor, diesem berüchtigten Judenführer in zwölf aufeinander folgenden Anblicken etwas näher, als

bisher geschehen war, unter die Decke zu gucken; allein die Blödigkeit meiner Brüder hat bekanntermaßen kaum drei derselben öffentlich vertragen können, und es ist glaublich, daß sie die übrigen, falls sie sie nach meinem Tode zu sehen bekommen sollten, noch tausendmal mehr in Verlegenheit setzen dürften."

Der erste Abschnitt oder Anblick behandelt die Lehre von der Inspiration; die Beweisführung ist durchaus aus dem theologisch-politischen Tractat geschöpft. Der zweite Abschnitt behandelt die Gottes- und Schöpfungslehre. Es ist die Anschauung der Spinoza'schen Ethik; zum Beweis, daß Edelmann nicht der Erste und Einzige sei, welcher auf die verrufenen Irrlehren eingehe, sind daher die verschollenen Schriften Knuzen's, des Stifters der Gewissener, wiederaufgenommen. Der Grundkern Spinoza's ist treffend und voll edler Begeisterung hervorgehoben, aber nur sprunghaft und ohne alle tiefere Begriffsentwicklung. „Kommen wir auf Spinoza und dessen Begriffe von Gott", sagt Edelmann S. 120, „so gestehe ich, daß ich meinen Augen kaum trauen darf, wenn ich dieses Mannes Schriften selber lese und bedenke, daß ihn unsere heutigen Christen haben zum Atheisten machen dürfen. Denn da er ausdrücklich Gott nicht nur dergestalt zur Ursache aller Dinge macht, daß er dieselbigen hervorgebracht, wie etwa ein Künstler ein Werk, der hernach wieder davongeht und selbiges dem Verfahren Anderer überläßt, sondern deutlich bekennt, daß Gott stets wesentlich in allen Dingen gegenwärtig bleibe und eben durch sein Dasein mache, daß sie sind, was sie sind, weswegen er ihn gar recht das Sein und Wesen aller Dinge nennt, so hätte unsere heutige gottlose Maulchristenheit sich nicht besser verrathen können, daß sie noch gar nichts Gründliches von Gott wisse, als da sie sich unterstanden, diesen Mann zum Atheisten zu machen." „Von der göttlichen Natur kann man nicht sagen, daß sie nur eine gewisse Art des Seins oder Wesens sei, sondern sie ist das Sein und Wesen selber, welches schlechterdings keine Grenzen hat." „Siehe, mein Bruder, so schreibt ein Mann, der nach dem unsinnigen Urtheil der elenden Tagesmeinung ein Mensch von zerrütteten Sinnen heißen muß." Ferner S. 148:

„Wir sind die Bächlein, Er ist die Quelle. Wir sind die Strahlen, Er ist die Sonne. Wir sind der Schatten, Er ist das Wesen. Eben der Unterschied nun, der zwischen der Sonne und dem Tag bleibt, den sie durch den Glanz ihrer Strahlen macht, wenn sie gleich das Wesen und Sein des Tages dergestalt ist, daß derselbe ohne sie nicht einen Augenblick Tag sein kann; eben derselbe bleibet auch zwischen Gott und seinen Creaturen, wenn er gleich ihr Sein und Wesen ist. Gleichwie also die Sonne durch den Ausguß ihrer Strahlen zwar den Tag machet, aber nicht dergestalt, daß der Tag ohne ihr Dasein doch ein Tag sein und heißen könne, also macht auch das stete Leben unseres Gottes zwar ohne Unterlaß Creaturen, aber nicht dergestalt, daß sie ohne sein beständiges Wesen und Dasein Creaturen bleiben könnten. Kurz, alle Creaturen sind nichts, Er aber ist's gar; und wohl derjenigen Creatur, die ihr Nichts erkennt und Gott Alles in Allem sein läßt, denn darin bestehet alle Seligkeit. Nicht eher ist uns wahrhaftig wohl, als wenn das allerseligste Gut in uns ungehindert sein und wesen darf, wie es will; hingegen rühret alle Unseligkeit der Menschen daher, daß sie selbst, ohne Gott, etwas sein und dessen Sein und Wesen in ihnen nach ihrem eigenen Sein dirigiren wollen. Die Creaturen sind nur gewisse Arten, wodurch Gott bald auf diese bald auf jene Art beweist, daß Er ist, weswegen auch Spinoza, der sich gern kurz auszudrücken gewohnt war, zu sagen pflegte, die Creaturen wären nur Modificationes essentiae divinae, vor welcher neuen Redensart die armen Götzenknechte in allerlei Sekten schon so viele Kreuze gemacht, daß man aller Welt Kirchhöfe damit besetzen könnte.“ Und S. 169: „Die Materie ist nichts anderes als der Schatten von dem großen Wesen unseres Gottes. So wenig nun Dein Wesen oder Du selbst Deiner wahren Menschheit nach deswegen zu etwas Schattigtem gemacht wirst, wenn Du gleich nicht leugnen kannst, daß das Wesen Deines Schattens continuirlich von dem Sein und Wesen Deines Körpers ausfließt, ebensowenig wird auch Gott zu etwas Materialischem gemacht, wenn gleich das Wesen der Materie als seines Schattens beständig von seinem unvergleichlichen Wesen abstrahlet

und ausfließet. Und gleichwie Dein Leib, so lange er sich im Licht befunden, nie ohne Schatten gewesen, also ist auch Gott in seinem unaufhörlichen Licht nie ohne Materie gewesen. Diese ist also mit gleichem Recht eben so alt als Gott selber ist, wie Du begreifen wirst, daß Dein Schatten nothwendig nicht um einen Augenblick jünger sein könne als Dein im Lichte sich befindender Körper. Wie also Dein Schatten ein zwar unvollkommenes, jedoch auch nicht so gar ungleiches und unkenntliches Bild von Deinem Körper vorstellt; also stellet auch die Materie in ihrer verschiedenen Bildung und Stellung, wodurch die sichtbaren Dinge dieser Welt hervorgebracht werden, ein zwar nicht vollkommenes, jedoch aber auch nicht so gar unähnliches und unkenntliches Bild von dem herrlichen Wesen unseres großen Schöpfers vor." Der dritte Abschnitt wendet sich von diesem Standpunkte aus gegen Leibniz und Wolff. Es ist klar, daß, wer die Nothwendigkeit und Ewigkeit der Welt begreift, sich nimmermehr zur Annahme einer zufälligen und unter allen möglichen Welten besten Welt verstehen kann; aber es ist für Edelmann überaus bezeichnend, daß er nicht sowohl die philosophischen als vielmehr vorzugsweise die sittlichen Bedenken in diesem Kampf herausgreift. „Eine Philosophie", heißt es S. 161, „welche den Menschen nicht dahin anweist, wie er zu der verscherzten Gleichheit Gottes wieder gelangen kann, sondern demselben nur mit leeren Titeln schmeichelt und ihm weiß macht, er lebe bereits in der besten Welt, ist eine leichtfertige Betrügerei, die nicht werth ist, daß ihr ein vernünftiger Mensch sein Ohr leiht. Denn sie verdient nichts weniger als den Namen einer Philosophie, sondern ist die größte Philomorie oder Liebe zur Thorheit, die noch gewesen ist, so lange Menschen denken können; und Alle, die ihr folgen, sind arme bezauberte und betrogene Leute, die das Vergnügen, womit die wahre Weisheit ihre Lieblinge zu ergötzen pflegt, noch nie empfunden haben, sonst würden sie solchen Windbeuteln den Abschied geben."

Edelmann büßte diese Kühnheit. „Es währete nicht lange, so hörten wir die Sturmglocken an allen Orten läuten, die Zeitungsschreiber schlugen einen Lärmen über den andern, und man that

uns zu wissen, daß der Reichsfiscal hinter dem armen Moses her sei und den Verkauf desselben bei hohen Strafen verboten haben sollte.“ Mit diesen Worten beschreibt Edelmann in seiner Lebensbeschreibung (S. 355) den Beginn der Verfolgungen, denen er fortan sein ganzes Leben hindurch ausgesetzt blieb.

So lange der duldsame Graf Casimir lebte, hatte Edelmann allerdings in Berleburg völlige Sicherheit. Auch in Hachenburg auf dem Westerwald, wohin Edelmann gegangen war, nachdem 1742 der „unholde“ Graf Ferdinand in Berleburg die Regierung übernommen hatte, fand er bei der gräflichen Herrschaft Schutz gegen die Verketzerungen und Gewaltthätigkeiten der Geistlichkeit. Als er aber im Frühling 1744 nach Neuwied übergesiedelt war, wurde er nach kurzer Zeit vom Consistorium aufgefordert, ein schriftliches Glaubensbekenntniß einzureichen. Edelmann that dies am 14. September 1745. Bot dieses Glaubensbekenntniß schon an sich den Gegnern die bedenklichsten Handhaben, so wurde das Uebel gesteigert, indem Edelmann, verletzt durch ungetreue und entstellte Abschriften, welche böswillig in Umlauf gesetzt wurden, dasselbe 1746 in seiner wahren Gestalt und mit ausführlichen Anmerkungen veröffentlichte. Edelmann entzog sich der Verhaftung durch Flucht. Lange irrte er unstet in Norddeutschland umher; besonders scheint er in Altona verweilt zu haben.

Jene Vertheidigungsschrift führt den Titel: „Johann Christian Edelmann's abgenöthigtes, jedoch Anderen nicht wieder aufgenöthigtes Glaubensbekenntniß.“ Sie gilt daher gewöhnlich für die wichtigste Schrift Edelmann's. Aber an Offenheit und Entschiedenheit steht sie hinter dem Moses weit zurück. Der Anlaß, aus welchem sie entstand, und der Zweck, welchem sie diente, hat manche Spitze und Härte abgeschliffen.

Kühner und heftiger tritt Edelmann wieder in der 1747 geschriebenen Epistel St. Harenberg's auf. Sie ist eine Streitschrift gegen den Hamburger Propst Harenberg, welcher eine „Epistel“ an ihn gerichtet hatte. Der offenste Spinozismus ist hier mit unvergleichlicher polemischer Kunst vorgetragen.

Im Herbst 1747 war Edelmann nach Berlin gekommen. Die erbittertsten Verfolgungen empfingen ihn auch hier. Propst Süßmilch predigte sogleich nach seiner Ankunft gegen ihn auf der Kanzel und verstärkte diesen Angriff überdies durch besondere Streitschriften. Andere nicht minder scharfe Gegner kamen von anderen Seiten. Darauf ging Edelmann nach Hamburg. Auch hier fühlte er sich unsicher. Die fortgesetzten Anfeindungen waren dergestalt, daß am 9. Mai 1750 seine Schriften „mit den gewöhnlichen Solennitäten und unter erstaunlichem Zulauf durch Scharfrichters Hände“ verbrannt wurden. Schon gegen Ende des Jahres 1749 kehrte er daher wieder nach Berlin zurück. Er lebte still und eingezogen. Die Nachrichten einiger Zeitgenossen, welche von ihm rühmen, daß er keinem Menschen seine Ueberzeugung aufgedrungen, daß er nie Religionsgespräche angefangen, vielmehr selbst Fragenden immer nur kurze und unverfängliche Antworten gegeben habe, sind durchaus glaubhaft. „Sie wissen bereits“, schreibt Edelmann in jener Epistel an Harenberg (S. 159), „daß ich gleich auf dem Titelblatt meines Glaubensbekenntnisses zu erkennen gegeben, daß selbiges Anderen nicht aufgenöthigt werden solle; so lange Sie also nicht hören, daß ich Denjenigen, die nicht in allen Stücken einerlei Meinung mit mir sind, ein Anathema an den Hals werfe, oder die, so mir von freien Stücken Beifall geben, nöthige, mein Glaubensbekenntniß zu unterschreiben oder gar zu beschwören, so lange haben Sie keinen Grund, mich als einen Sektenmacher vorzustellen oder Sie müssen nicht wissen, was eine Sekte ist. Wer einem Jeden freistellt, seine Meinung anzunehmen oder zu verwerfen, der siehet auf der Welt Niemand ungleicher als einem Sektirer, wenn gleich die halbe Welt sich seine Meinung gefallen ließe.“ Trotzalledem hatte Edelmann nach wie vor mit unausgesetzter Anfeindung und Verfolgung zu kämpfen, weil man durchaus nicht von der Meinung abging, daß er ein neuer Religionsstifter sein wolle. Jede Veröffentlichung von Druckschriften wurde ihm auf's strengste untersagt.

Am erbittertsten waren, wie gegen Spinoza, so auch gegen Edelmann besonders die Juden; war doch „der Moses mit dem

aufgedeckten Angesicht" auch gegen sie gerichtet! Selbst Moses Mendelssohn scheint von dieser Schwäche nicht frei gewesen zu sein. Sulzer hatte am 4. December 1747 an Samuel Gotthold Lange (vgl. S. G. Lange's Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe. Halle 1769, Th. 1, S. 308) geschrieben: „Gestern habe ich den berufenen Edelmann in einer Gesellschaft angetroffen. Er ist im Umgang ein recht artiger Mann, und man kann kaum glauben, daß er derselbe ist, der in seinen Schriften so sehr poltert und schimpft." Wie herb und abschätzig urtheilt dagegen Mendelssohn, wenn er über Edelmann's Persönlichkeit am 19. November 1755 an Lessing schreibt: „Von Edelmann will ich einige Worte sprechen, weil ich mich so sehr über ihn gewundert habe. Welch ein hölzerner Mann! Ich wette was, der Mensch hat eben so viel Blei in seinem Gehirn als Eisen an seinen Stiefeln. Sie kennen ihn doch auch, liebster Lessing? Hat er Ihnen nicht ebenso klotzmäßig geschienen? Wenn er doch nur ein rechter Windbeutel wäre! So was hätte ich nie vermuthet, als man mir sagte, Edelmann würde heut kommen. Es kann aber leicht sein, daß ihn Verfolgung, Unglück und Beschwerlichkeiten so sehr niedergeschlagen und alle seine Lebensgeister unterdrückt haben."

Die Selbstbiographie Edelmann's bricht mit dem Jahre 1752 ab. Ueber die letzten Lebensjahre fehlt es daher an aller verläßlichen Kunde. Sogar Ort und Zeit seines Todes war vergessen. Erst neuerdings hat H. Pröhle in seinen „Feldgarben 1859, S. 257" auf die Todesanzeige aufmerksam gemacht, welche die „Berliner Nachrichten von Staat- und Gelehrten Sachen 1767, Nr. 24" brachten. Diese Anzeige lautet: „Berlin vom 21. Februaris. Den 15. dieses Monats ist allhier der in der gelehrten Welt seit vielen Jahren durch seine Schriften bekanntgewordene Johann Christian Edelmann im 69. Jahre seines Alters verstorben. Da dessen Lebenslauf durch die Streitigkeiten, welche seine Grundsätze mit den Gottesgelehrten und Weltweisen unserer Zeit erregt, den unterscheidenden Charakter einer neuen Sekte erhalten, so verdient dessen Tod billig angemerkt zu werden, wodurch derselbe, nachdem ihn ein Schlagfluß

an gemeldetem Tage Nachmittags auf seinem Stuhle sitzend betroffen, gegen 9 Uhr Abends ebenso still als unvermuthet dem Schauplatz der Welt entzogen worden. Eine von ihm hinterlassene Disposition, nach welcher er unter Begleitung weniger seiner guten Freunde auf dem Kirchhofe vor dem Hallischen Thor allhier beerdigt worden, scheint die Vermuthung zu erregen, daß ihn ein solches Ende weder ganz unvermuthet noch unvorbereitet getroffen."

Wie ein überraschendes Meteor war Edelmann aufgestiegen; wie ein Meteor verschwand er auch wieder, ohne sichtliche Nachwirkung. Weder war die Zeit reif für dergleichen Anschauungen, noch war die Denkweise Edelmann's selbst hell und durchgebildet genug, um zu überzeugen und Schule zu machen. Mit Recht konnte noch nach Jahrzehnten Lessing in seinem berühmten Gespräch mit Jacobi behaupten, daß man von Spinoza noch immer wie von einem todten Hund rede. Die wahrhaftige und darum geläuterte Verjüngung und Auferstehung Spinoza's erfolgte erst in Goethe, Schelling und Hegel. Manches muß lange im Dunkel und in der Dämmerung wachsen, bevor es lebenskräftig und lebenerweckend an das Sonnenlicht tritt.

Zweites Kapitel.

Geschichte und Philologie.

Bünau. Mascov. Mosheim. — J. M. Gesner. Christ.

Lessing sagt im zweiundfünfzigsten Literaturbriefe, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Literatur am schlechtesten aussehe. Wer konnte ihm da widersprechen? Keiner von den Geschichtsschreibern aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wird mehr gelesen; kaum wird noch ihr Name genannt.

Gleichwohl darf man sie nicht unbeachtet lassen, will man ein lebendiges und allseitiges Bild dieses Zeitalters gewinnen.

Es war eine entscheidende Wendung der gesammten Geschichtsauffassung.

Bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatte nach wie vor die üppigste Polyhistorie gewuchert. Die Geschichte war ein wüster Curiositätenkasten, in welchem man Alles aufspeicherte, was nirgends anders Platz fand. Einheit und innere Entwicklung wurden weder geahnt noch gesucht; und wo sich das Bedürfniß tieferer Gliederung regte, war diese eine ausschließlich theologisirende. Nach der auf den Propheten Daniel gegründeten Anschauung wurde die Geschichte als die Geschichte der vier Weltmonarchieen, d. h. als die Geschichte des babylonischen, persischen, griechischen und römischen Reiches gefaßt; das römische Reich, als noch bestehend betrachtet, umschloß dann wohl oder übel die Geschichte der Christenheit. So waren alle im Schul- und Universitätsunterricht üblichen Handbücher abgefaßt; noch im Jahre 1666 wurde für Sachsen durch Johann Georg II. das strengste Festhalten dieser Behandlungsweise ausdrücklich befohlen. Und selbst als durch Hermann Conring thatsächlich und noch mehr durch Christophorus Cellarius (1685, 1688, 1696) mit bewußter Klarheit die Eintheilung in alte, mittlere und neuere Geschichte, und damit eine freiere und weltlichere Betrachtung eingeführt worden war, wurde doch noch im Jahre 1728 diese theologisirende Geschichtsbehandlung von Jan, Professor der Theologie in Wittenberg, in einer besonderen Schrift: „Antiquae et pervulgatae de quatuor monarchiis sententiae contra recentiorum quorundam objectiones assertio“ mit allem Aufwand scholastischer Gelehrsamkeit vertheidigt. Diese Schrift wurde noch 1805 in Breyer's Historischem Magazin Bd. I wieder abgedruckt.

Dennoch aber wagte sich seit Conring in Deutschland die Geschichte auf ihre eigenen Füße zu stellen.

Seit dem Westfälischen Frieden hatte sich allmälig auch die politische Seite der Geschichte in das Bewußtsein gedrängt. Die Geschichte der vier alten Monarchieen wurde europäische Staaten-

geschichte. Es ist für die Folgerichtigkeit und den inneren Zusammenhang dieser Wandlungen äußerst bedeutsam, daß der erste Begründer dieser tieferen Geschichtsauffassung in Deutschland derselbe Mann war, welcher auch das Naturrecht, d. h. die Erlösung der Rechtsanschauung von der bindenden Uebermacht der Theologie, begründet und durchgeführt hatte. Es war Samuel Pufendorf. Besonders seine „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten, so jetziger Zeit in Europa sich finden“ (1682), wirkte in diesem Sinn weithin bahnbrechend und epochemachend. Zum ersten Mal wurde die Aufmerksamkeit auf die Schilderung der inneren Zustände und auf die das Steigen und Fallen der Staaten bedingenden Ursachen und Ereignisse gerichtet. Und mit dieser tieferen Auffassung verband sich in Pufendorf auf's glücklichste die streng wissenschaftliche Forschung. Seine Geschichte Schwedens unter Gustav Adolf, Christian, Karl X. beschränkt sich zwar wesentlich auf die kriegerischen und diplomatischen Vorgänge, schildert aber diese auf Grund eingehender Durchforschung des schwedischen Reichsarchivs, ohne doch dadurch sich zu einseitiger Auffassung verleiten zu lassen (1688, 1696). Ja in seinen „Neunzehn Büchern über die Thaten des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg“ (1695) wird das archivalische Material sogar in einer Masse verwerthet, welche die Einheit der erzählenden Darstellung beeinträchtigt.

In glänzender Weise aber vermochte es Leibniz, die kritische Forschung mit der Combinationsgabe und dem Urtheil des weltkundigen Mannes zu verbinden. Seine „Annales imperii occidentis“ (768 bis 1005) hätten der Geschichtsschreibung Deutschlands den ersten Platz in der zeitgenössischen Wissenschaft gewinnen können, wenn nicht der Tod des großen Mannes die Veröffentlichung verhindert und die Wirkung abgeschnitten hätte. Erst durch Pertz ist das gewichtige Werk der Nation zugänglich gemacht worden (1843 bis 1846). Doch hat Leibniz auch bei seinen Lebzeiten durch die Ausgaben von Urkunden und Chroniken, die er veranstaltete, durch die klaren und sicheren Aussprüche über Erfordernisse der Kritik, mit denen er sie begleitete, sehr wohlthätig auf die Geschichtsschreibung eingewirkt.

Die veränderte Richtung bekundet sich augenfällig, wenn wir sehen, daß auf den Universitäten die Geschichtsprofessur, welche bis dahin meist dem Professor der Poesie und Beredsamkeit zugefallen war, von jetzt ab gewöhnlich mit der Professur des Staatsrechts verbunden wurde.

Zunächst allerdings konnte es scheinen, als sei unter den Schülern und Nachfolgern Pufendorf's nur eine neue Einseitigkeit an die Stelle der alten getreten. Wie früher das Theologische, so drängte sich jetzt das Juristische vor. Nur Wenige, wie vor Allem der Wittenberger Professor Samuel Conrad Schurzfleisch (1642 bis 1708), wagten es, vom neuen Standpunkt aus alle Seiten des geschichtlichen Lebens zu umfassen. Die meisten dieser geschichtsforschenden Staatsrechtslehrer beschränkten sich ganz ausschließlich auf die „teutsche Kaiser- und Reichshistorie"; und sie machten gar kein Hehl daraus, daß es ihnen in diesen geschichtlichen Studien nicht sowohl um die reine und freie Wissenschaft zu thun war als vielmehr nur um schneidige Waffen zur Ausfechtung staatsrechtlicher Streitigkeiten, insbesondere zur Vertheidigung der fürstlichen Hoheitsrechte.

Trotzdem war der Fortschritt ein unermeßlicher.

Was in neuester Zeit mit reicheren Hilfsmitteln und mit tieferer kritischer Einsicht die herrschenden historischen Schulen wieder in Angriff genommen haben, die Sichtung, Sammlung und Herausgabe der älteren deutschen Chroniken und Urkunden, das wurde schon damals bei diesem ersten Erwachen deutscher Geschichtswissenschaft auf's rühmlichste begonnen und ausgebeutet. Was in dieser Beziehung Johann Georg von Eckhard (1664 bis 1730), Leibniz' Mitarbeiter und späterer Würzburgischer Historiograph, Burckhard Mencke (1674 bis 1732), Professor der Geschichte und churfürstlicher Historiograph in Leipzig, was die beiden berühmten Halleschen Professoren, Peter von Ludewig (1668 bis 1743) und Hieronymus Gundling (1670 bis 1729), dieser besonders auch als Erklärer Pufendorf's, gethan haben, ist, wenn wir bedenken, daß wir in der Zeit erster Anfänge stehen, sowohl an

sich wie besonders in der folgenreichen Nachwirkung des höchsten Lobes werth.

Und zuletzt gingen gerade aus diesen Bemühungen um die deutsche Reichsgeschichte zwei Unternehmungen hervor, welche die Geschichtsschreibung auch aus dem Banne beherrschender staatsrechtlicher Systeme lösten und die historischen Vorgänge aus ihren thatsächlichen Bedingungen zu begreifen suchten, welche zugleich über die zünftige Bedeutung hinaus für die Nation Werth gewannen und somit die unentreißbare Bedeutung haben, daß sie der Anfang und die Grundlage der gesammten neueren deutschen Geschichtsschreibung geworden sind.

Es sind die Geschichtswerke von Mascov und Bünau.

Johann Jacob Mascov, geboren am 26. November 1689 zu Danzig, seit 1718 Professor der Geschichte und des öffentlichen Rechts in Leipzig, veröffentlichte seit 1726 seine „Geschichte der Teutschen bis zum Anfang der Fränkischen Monarchie in zehn Büchern“, welcher elf Jahre später die „Geschichte der Teutschen bis zum Abgang der Merovingischen Könige“ in sechs Büchern folgten. In den Jahren 1741 bis 1753 schrieb er die „Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici“, von Konrad I. bis Konrad III. Das Entstehen und Wachsen der fürstlichen Herrscherhäuser, der Stand der Kirche, die Grundzüge des Lehnswesens und die vornehmsten Erscheinungen des Kulturlebens in den verschiedenen Zeitabschnitten werden mit gewissenhafter weitgreifender Urkundlichkeit und mit sicherem geschichtlichem Blick geschildert. Noch W. Giesebrecht hat es in seiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit ausgesprochen, daß Mascov auf alle folgenden Behandlungen des deutschen Mittelalters den größten Einfluß geübt, ja daß er noch heut seinen Werth behaupte.

Heinrich Graf von Bünau, geboren am 2. Juni 1697 zu Weißenfels, ein reichbegüterter sächsischer Staatsmann, der zuerst in Sachsen, dann als kaiserlicher Reichshofrath, weiter als obervormundschaftlicher Statthalter des Herzogthums Sachsen-Eisenach und endlich als weimarischer Minister an der Spitze wichtigster Geschäfts-

führung stand, schrieb in den Jahren 1728 bis 1743 seine „Genaue und umständliche teutsche Kayser- und Reichshistorie aus den bewährtesten Geschichtsschreibern und Uhrkunden zusammengetragen“. In vier Quartbänden behandelt sie die Kaisergeschichte bis auf den Tod Conrad's I. Die Fortsetzung, die spätere Kaiserzeit bis auf Otto III. umfassend, ist druckfertig, aber noch ungedruckt; außer ihr umfassen die sechzehn handschriftlichen Foliobände, die sich jetzt auf der Königl. Bibliothek zu Dresden befinden, noch Bruchstücke weiterer Partieen. Bünau kommt Mascov nicht gleich an Schärfe der Kritik und an sicherer Anordnung des Stoffs, an Umfänglichkeit der Quellenkenntniß aber überragt er ihn; Böhmer nannte ihn den deutschen Muratori.

Waren Mascov und Bünau, ein Jeder in seiner Weise, vornehmlich bestrebt, den Ursprung und das Wachsthum der deutschen Rechts- und Staatsverhältnisse zu schildern, so war damit fester Halt, ein einheitlicher Grundgedanke und innerer folgerichtiger Zusammenhang gegeben; aus dem wüsten vielgelehrten Durcheinander von Geschichten und Anekdoten war der Begriff der Geschichte erwachsen. Und hatte schon Samuel Conrad Schurzfleisch in seinen Epistolae arcanae (Bd. 1, S. 613) die Lebensbedingung aller wahrhaft pragmatischen Geschichtserzählung ausgesprochen, indem er darauf drang, nicht blos die Ereignisse, sondern auch deren verborgene Ursachen zu berichten, so suchten Bünau und besonders Mascov diese strenge und wohlbegründete Forderung zur That zu gestalten; überall erforschten und schilderten sie, um mit Mascov zu sprechen, zugleich die „Regierungsform, Gemüthseigenschaft, Religion und Sitten“, „damit man die Dinge, von welchen eine Gewißheit zu erlangen, in ihrem rechten Licht sehe“. Zu diesen großen inneren Vorzügen kommt das nicht geringere äußere Verdienst, daß Bünau und Mascov, wenige sehr vereinzelte Vorgänger abgerechnet, die Ersten waren, welche es unternahmen, auch in die Wissenschaft der Geschichte die Behandlung in deutscher Sprache einzuführen. Es war ein zukunftskräftiger Keim, welchen Bünau legte, als er in der Vorrede sagte: „Einige werden zwar tadeln, daß ich die teutsche Sprache

vor der lateinischen erwählet, inmaßen diese auswärts mehr bekannt ist; allein Cicero, dem vorgeworfen ward, daß er in seiner Mutter- und nicht viel lieber in der griechischen als der damaligen Gelehrtensprache geschrieben, hat Denjenigen bereits längstens geantwortet, die ihre eigene Sprache verachten. Es ist gewiß, daß seit einiger Zeit die teutsche Sprache in gewissen Stücken reiner und besser geschrieben worden als vorher; nur glaube ich, daß in der historischen Schreibart noch nicht viel Gutes, viel weniger Vollkommenes, in teutscher Sprache aufzuweisen sei. Ich hoffe daher um so viel mehr entschuldigt zu werden, wenn ich es noch zu keiner Vollkommenheit bringen können, da ich beinah der Erste bin, der Solches in einem weitläufigen Werk unternimmt; dabei mir aber angenehm sein wird, wenn ich Andere dadurch ermuntern kann, es in diesem Stück höher zu treiben und mir weit vor zu thun." Bünau's Sprache ist trocken und nüchtern; Mascov aber, obgleich später wieder zum Latein zurückkehrend, hat bereits eine so edle Reinheit und eine so durchgebildete Einfachheit und Gefälligkeit der Darstellung, daß nur Lorenz von Mosheim ihm an die Seite gestellt werden kann.

Lessing konnte daher in jenem bereits erwähnten Literaturbrief, in welchem er den empfindlichen Mangel guter deutscher Geschichtsschreiber beklagt, mit einigem Recht hinzusetzen, daß es trotzalledem nur eine Kleinigkeit sei, was einem Bünau, einem Mascov zu vollkommenen Geschichtsschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkle Zeiten gewagt hätten. „Wem aber kann hier," sagt Lessing, „wo die Quellen oft gar fehlen und oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen trockenen Factums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit als der Begebenheit selbst vortragen zu können hoffen darf; wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten

zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen.“

Vielleicht wäre es, was Lessing für das Rathsamste hielt, für die Ausbildung historischer Kunst in der That von Vortheil gewesen, wenn diese sich wenigstens vorläufig nur auf das Nächste und Bekannte der eigenen Gegenwart beschränkt hätte. Wie aber war dies möglich in einem Zeitalter, in welchem alles auch noch so entfernte Anstreifen an politische Tagesfragen auf's ängstlichste überwacht und auf's härteste bestraft wurde?

Wilhelm Tenzel († 1707) hatte sich um die allgemeine historische Bildung wie um die Erforschung der sächsischen Geschichte einige Verdienste erworben, als er von Gotha nach Dresden als Historiograph berufen wurde. Aber daß er in seinen „Genealogiae Beichlingicae“ den Stammbaum dieses Grafenhauses bis auf Herzog Widukind zurückzuführen suchte, erregte den Neid und die Ungnade August's des Starken dergestalt, daß er Tenzel sofort seiner Stelle entsetzte und in kläglichster Armuth sterben ließ. Ihn ersetzte in seinem Amt Burkhard Mencke (geb. 1674), der durch Quellenedition und publicistische Arbeiten sich bekannt machte, aber als darstellender Historiker weniger leistete und mit Bezug darauf in einer feinsinnigen Abhandlung: De eo, quod ridiculum est in republica seu de histrionia politica (1721) bedauernd es ausspricht: über die Lebenden müsse er schweigen, da sie ihn verderben könnten.

So erklärt sich die merkwürdige Erscheinung, daß, obgleich die freiere Auffassung und Behandlung ursprünglich der Rechts- und Staatswissenschaft zu danken war, die erste reife Frucht dennoch nicht der Staatsgeschichte zufiel, sondern der Kirchengeschichte, welche bereits in Arnold's Ketzerhistorie einen so ruhmreichen Anfang genommen.

Mosheim's Kirchengeschichte ist das bedeutendste geschichtliche Werk des Zeitalters.

Johann Lorenz von Mosheim, aus alter freiherrlicher Familie am 9. October 1694 zu Lübeck geboren, hat als beredtester Kanzel-

redner und als höchst einflußreicher Lehrer in Kiel, Helmstädt und Göttingen mehrere Jahrzehnte hindurch fast alle Zweige der Theologie beherrscht. „Es war unmöglich", sagt sein berühmter Schüler Schröckh, „daß man durch seinen Vortrag hätte ermüdet werden können. Seine laute und ungemein durchdringende Stimme, seine deutliche Aussprache, seine Lebhaftigkeit, und die anständigen Bewegungen, womit er das, was er sagte, zu begleiten pflegte, fesselten schon im Voraus die ganze Aufmerksamkeit eines jeden Zuhörers. Sein Vortrag selbst aber hatte noch weit reizendere Vorzüge. Er floß, gleich einem sanften Strom, ohne den geringsten Anstoß, mit Hilfe weniger aufgeschriebener Zeilen unaufhörlich fort. Die einleuchtende Deutlichkeit, die Stärke der Beweise, der genaue Zusammenhang der gewählten und bestimmten Ausdrücke, die ungesuchte Anmuth der Worte, die immer am rechten Orte angebrachten Betrachtungen, die gerade das Nöthigste zusammenfassende Kürze, kurz alle Eigenschaften, die der römische Dichter unter dem schönen Ausdruck und der deutlichen Ordnung begreift, machten, daß man in jeder seiner Vorlesungen eine mit Fleiß ausgearbeitete Rede zu hören glaubte." Und noch nachhaltiger wirkte Mosheim als Schriftsteller. Seine Schreibart hatte dieselbe Reinheit, Fülle und Anmuth wie sein mündlicher Vortrag. Was Mosheim für Hebung der deutschen Kanzelberedtsamkeit, für die wissenschaftliche Begründung der christlichen Sittenlehre, für die Verbreitung milder Freisinnigkeit, in welcher die Zeitgenossen ihn gern mit Melanchthon verglichen, gethan hat, bleibt um so unvergeßlicher, je wichtiger es war, daß dem geistlosen Pietismus der Halle'schen Theologen ein wissenschaftliches und doch gemüthswarmes Gegengewicht gegenübergestellt werde. Mosheim starb am 9. September 1755, als Kanzler der Universität Göttingen, einundsechszig Jahre alt, allgemein verehrt und betrauert.

Kirchengeschichte war der Anfang seiner Studien gewesen; zu ihr kehrte er immer wieder als zu seiner eigensten Heimath zurück. Er schrieb zuerst Institutiones historiae ecclesiasticae Novi Testamenti 1726; sie waren in vier Bücher oder Perioden ein=

getheilt, drei aber wurden nur vollendet. Eine neue Ausgabe waren die Institutiones historiae ecclesiasticae antiquioris im Jahre 1737; darauf folgten 1741 als besonderes Werk die Institutiones historiae recentioris. Schon im Jahre 1739 hatte er die alte Kirchengeschichte neu zu bearbeiten angefangen in den Institutiones historiae ecclesiasticae saeculi primi majores. Dazu kommen noch neben dem „Versuch einer gründlichen und unparteiischen Kirchen- und Ketzergeschichte“ 1746 (über die Ophiten und die Apostelbrüder) und dem weiteren „Versuch einer vollständigen und unparteiischen Ketzergeschichte“ 1748 (über Servet) die beiden Hauptwerke De rebus Christianorum ante Constantinum Magnum commentarii 1753 und Institutionum historiae ecclesiasticae antiquae et recentioris libri IV. 1755. Dieses letztere Buch in der deutschen Uebersetzung von J. A. von Einem hat man gewöhnlich vor Augen, wenn man von Mosheim's Kirchengeschichte spricht.

Auch Mosheim kennt wie Bünau und Mascov noch nicht den Begriff innerer Entwicklung. Die Kirche erscheint noch durchaus ohne eigenes, naturwüchsiges, treibendes Leben. War früherhin Begriff und Geschichte des Staats bei den weltlichen Geschichtsschreibern fast ganz und gar von der Uebergewalt der ausschließlich kirchlichen Gesichtspunkte erdrückt worden, so kommt jetzt umgekehrt bei dem kirchlichen Geschichtsschreiber Begriff und Geschichte der Kirche vor der Uebergewalt der vom Rechts- und Staatsleben entnommenen Betrachtungen und Vergleichungen nicht zu ihrem Recht. Daher die gewaltsame Sonderung des Stoffs in innere und äußere Geschichte, die fast unbegreifliche Willkürlichkeit in der Abgrenzung der einzelnen Zeitabschnitte, die theilnahmlose Nüchternheit in der Betrachtung der rein religiösen Bewegungen. Aber wie himmelweit ist hier bereits Auffassung und Behandlung von jener salbungsvollen Beschränktheit der alten Streittheologie entfernt, an welcher auch Arnold's Ketzerhistorie, wenn auch in veränderter Richtung, noch festhielt. Gewissenhafte und ausgedehnte Quellenforschung, strengste Gegenständlichkeit und Gerechtigkeit, der weiteste und unbefangenste

Blick in die maßgebenden allgemeinen Kulturzusammenhänge, fester geschichtlicher Sinn, würdige beredte Erzählung! Mosheim ist der erste wahrhaft pragmatische deutsche Geschichtsschreiber. F. Chr. Baur, selbst einer der bewährtesten Fachgenossen, sagt in seinem trefflichen Buch über „Die Epochen der kirchlichen Geschichtsschreibung“ 1852, S. 127: „Wie nach Mosheim die Geschichte erst dann ihren wahren Werth und Nutzen hat, wenn sie nicht blos zeigt, was geschehen ist, sondern auch, wie und warum es geschehen ist, oder die Begebenheiten aus ihren Ursachen erklärt, so verlangt er für diesen Zweck von dem Geschichtsschreiber besonders, daß er neben den Zeugnissen der Schriftsteller und der Geschichte der Zeiten die menschliche Natur genau kenne, denn wer mit den geistigen Fähigkeiten, den Charakteren, Neigungen, Begierden der Menschen, mit der Macht ihrer Leidenschaften bekannt sei, werde daraus auch das Geschehene um so leichter erklären können. Ganz besonders hält Mosheim eine genaue Kenntniß der Philosophie für nothwendig, um in das innere Leben der christlichen Kirche tiefer hineinzublicken, und wenn er auch nur mit Bedauern von dem Einfluß spricht, welchen menschliche Wissenschaft und Philosophie auf die so sehr von ihr verschiedene göttliche Lehre des Christenthums gehabt habe, so ist doch hier gerade vorzugsweise das Gebiet, auf welchem er als Geschichtsschreiber der christlichen Kirche sich auszeichnet. Niemand verstand es so sehr wie Mosheim mit einem so eindringenden Scharfsinn, einer so gewandten Combinationsgabe, einem für eine solche Aufgabe so fähigen und reich ausgestatteten Geist die verschiedenen Systeme zu construiren, in welchen hauptsächlich die geistige Bewegung der ältesten Periode besteht.“

Hand in Hand mit der vorschreitenden Befreiung der Geschichtsbetrachtung ging die Befreiung der Philologie und der humanistischen Alterthumsstudien.

Es ist bekannt, wie kläglich unter den Zänkereien des siebzehnten Jahrhunderts das einst so blühende Leben der Humanisten verkümmert und abgewelkt war. Was sich als Alterthumswissenschaft gab, hatte mit dem Geist des Alterthums gar nichts zu thun; in

der wüsten Anhäufung der sogenannten Realien hatte antiquarische Kleinkrämerei und geistloses Gelehrtenthum den unbeschränktesten Tummelplatz. J. M. Gesner erzählt aus seiner Jugendzeit (Praelectiones ad isag. § 65, herausgegeben von J. N. Niclas), daß, als eine Anzahl Studirender in Jena den angesehenen und kenntnißreichen Professor J. G. Müller um eine Vorlesung über die Aristotelische Rhetorik bat, dieser sogleich mit der Erklärung eines einzelnen Wortes im ersten Satz vier volle Stunden zubrachte. In den niederen Schulen aber war die Philologie noch immer lediglich die Magd der Theologie. Das Griechische war von den Gymnasien fast verschwunden oder wurde doch nur in der Lesung des Neuen Testaments geübt, dessen Gräcität durch die Anhänger der strengen Inspirationslehre für klassisch erklärt wurde; das Lateinische war schwülstiges und barbarisches Floskelwerk. Die Schranken der Theologie durchbrechen hieß daher vor Allem auch den Alterthumsstudien wieder freiere Lebensluft öffnen. Erst jetzt wieder war die Zeit gekommen, daß sich die Alterthumsstudien ihrer alten weihevollen Bestimmung erinnerten, die Vorschule der allgemeinen Bildung, die Grundlage reiner und schöner Menschlichkeit zu sein.

Wie eine vielversprechende Morgenröthe hellerer Tage ersteht Johann Matthias Gesner; anspruchslos, still thätig, der Wiedererwecker der philologischen Wissenschaft in Deutschland, der ruhmreiche Ahnherr jener ruhmreichen Gelehrtengeschlechter, welche sich in ununterbrochener Folge bis auf Gottfried Hermann, Böckh, Welcker und Otfried Müller hinziehen.

Johann Matthias Gesner war am 9. April 1691 zu Roth bei Ansbach geboren und hatte seit 1710 in Jena studirt. In den Jahren 1715 bis 1729 war er Conrector in Weimar, dann dreizehn Monate Rector in Ansbach; 1730 wurde er Rector der Thomasschule in Leipzig; 1734 übernahm er die Professur der Poesie und Beredsamkeit an der neugegründeten Universität Göttingen. Eifrig betheiligte er sich in seinen letzten Jahren an den Arbeiten der 1751 gestifteten Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften; er starb am 3. August 1761.

Gesner war gleich groß als Gelehrter wie als Schulmann. In beiden Richtungen ist der Einfluß der Engländer unverkennbar. Dort war es Bentley, hier Locke, welche hauptsächlich auf ihn eingewirkt hatten.

Er zuerst wies wieder auf die Griechen, er zuerst zog die Alten wieder in die allgemeinen Bildungskreise, er suchte mit Geist und Geschmack, unterstützt durch ausgebreitete Kenntnisse, die Werke der Alten dem eindringenden Verständniß zu erschließen. Man pflegt jetzt nicht selten auf das Unzulängliche von Gesner's Wortkritik verachtend herabzusehen; aber man soll nicht vergessen, daß es sich, wie die Dinge damals lagen, vor Allem um die richtige Methode der Erklärung, um Verständniß und Geschmacksbildung handelte. Während bei R. Bentley die Kritik überwiegt und nicht selten in tolldreiste Spitzfindigkeit ausartet, während bei den Holländern, selbst bei J. Fr. Gronov und T. Hemsterhuis, nach wie vor das Streben hervortritt, die Schriftsteller nur als äußeren Anlaß für gelehrte antiquarische und grammatische Erörterungen und Ausführungen zu benutzen, geht Gesner immer nur auf das, was der unmittelbar vorliegende Schriftsteller bietet und fordert. Wo sind richtigere Grundsätze der Erklärung als die in der Vorrede zum Claudianus aufgestellten? „Ich habe", sagt Gesner, „meine Bemerkungen gegeben, nicht um meine Gelehrsamkeit zeigen zu können, sondern um den Gedanken des Dichters darzulegen, mochte nun etwas aus der Tiefe der Forschung zu schöpfen sein oder gewöhnliches Wissen genügen, mögen es Andere früher oder ich jetzt zuerst es gesagt haben; ich habe nicht einen dickleibigen Commentar aufgespeichert, sondern nur das erreichen wollen, daß man den Dichter verstehe; sodann habe ich, um den Geschmack der Jünglinge zu bilden, was schön und würdig, was wahrhaft dichterisch sei, kurz angedeutet und ebenso getreulich auf das aufmerksam gemacht, was der Natur, den großen Mustern, der Idee des Guten und Schönen zuwiderläuft, sodann habe ich offen gestanden, wo ich etwas nicht verstehe, um so die Einen zu trösten, wenn sie es auch nicht verstehen, und Gelehrtere oder Glücklichere zu eigenen Versuchen anzureizen." Wir

haben fast immer Ursache, dabei die Sicherheit seiner künstlerischen Empfindung anzuerkennen. Er ist, wie Herder einmal sagt, „ein Mann von richtigen Sinnen". Wenn J. D. Michaelis in seiner Gedächtnißrede (vgl. J. M. Gesneri Biogr. acad. Bd. 1, S. 261) berichtet, daß Gesner einst in traulicher Unterhaltung den Dichtungen Haller's vor Homer und Virgil den Vorzug gegeben, so war dies offenbar nur eine jener übelangebrachten Höflichkeiten, zu welchen sich zu seinem eigenen großen Leidwesen die schüchterne Bescheidenheit Gesner's in unbewachten Augenblicken öfters hinreißen ließ. In der Beurtheilung Klopstock's ging Gesner weder mit den Gottschedianern, welche die Messiade ganz und gar verwarfen, noch mit der neuen Richtung, welche das Gestaltlose und Schwülstige derselben als höchste Poesie bewunderte.

Und obgleich einer der größten Gelehrten, dünkte sich Gesner nicht zu vornehm, zugleich einer der treufleißigsten Schulmänner zu sein. Schon als dreiundzwanzigjähriger Jüngling hatte er 1715 in seinen „Primae lineae isagoges in eruditionem universalem" die Grundlinien jener neuen Pädagogik entworfen, welche auf die deutsche Gelehrtenbildung fortan den segensreichsten und nachhaltigsten Einfluß übte. Sein Grundgedanke war, daß bei der Auswahl der in der Schule zu lesenden Schriften einzig und allein der Inhalt den Ausschlag zu geben habe, auf daß durch diesen Geist und Gemüth des Schülers mit Kenntnissen der mannichfachsten Art bereichert und mit Liebe zur Tugend und zu allem Schönen erfüllt werde. Nur wenige bedeutende Stücke lese man langsam und lese sie so, daß man auf alle Schwierigkeiten aufmerksam macht, welche für das vollständige Verständniß eines Schriftstellers zu überwinden sind, alles Andere lese man rasch, um zum Verständniß des Ganzen zu gelangen und den Geist durch die Fülle des Stoffs zu nähren. In diesem Sinn wirkte er weithin durch die Ausgabe seiner „Chrestomathia graeca" (1731), einer Sammlung ausgewählter Stücke aus griechischen Klassikern; auch einige lateinische Autoren behandelte er in ähnlicher Art. Aber auch ganz andersartige Ziele des Unterrichts wurden von ihm fast zum ersten Male aufgestellt;

frühzeitig sei der Blick des Schülers zu erweitern und ihm der Zugang zu Geschichte, Mathematik und Naturkenntniß zu öffnen; denn Vielseitigkeit des Wissens sei nöthig, weil alle Wissenschaften unter einander auf's engste verbunden seien und Einseitigkeit leicht zu trockener Grübelei und pedantischer Selbstüberhebung führe. Gesner wirkte in diesem Sinne nicht blos in Weimar, Ansbach und Leipzig, sondern ebensosehr und sogar noch bedeutender als Universitätsprofessor in Göttingen, wo er das erste philologische Seminar gründete und mit seinen Grundsätzen (1738) für die neue Schulordnung der Hannoverschen Lande maßgebend wurde. Ernesti und Heyne führten auch nach dieser Seite hin das von Gesner glücklich Begonnene mit glücklichster Nacheiferung weiter.

Man sprach fortan wieder vom Geist des Alterthums, von alter Kunst und Dichtung, nicht blos von grammatischem und antiquarischem Kleinkram.

Und neben Gesner stand der Leipziger Professor Christ. Er war der Erste, welcher die Aufmerksamkeit auch wieder auf die bisher in Deutschland fast völlig unbekannte und vernachlässigte bildende Kunst des Alterthums lenkte.

Johann Friedrich Christ, im April 1700 zu Koburg geboren und am 3. September 1756 zu Leipzig gestorben, war ein feinsinniger Kopf von vielseitiger Bildung. Schon in früher Jugend hatte er künstlerische Neigungen. Er zeichnete, malte, radirte, modellirte. Im Jahre 1724 schrieb er eine „Kurze Anzeige der vorhabenden Beschreibung der Historie der Malerei neuerer Zeiten“, die ein biographisch kritisches Künstlerlexikon in Aussicht stellte; 1726 erschien als Probestück in den Fränkischen Acta erudita „Das Leben des berühmten Malers Lucas Cranach's“. Seine Anschauungen wurden bereichert, als er, nachdem er bereits 1731 in Leipzig Professor der Geschichte geworden, in den Jahren 1733 und 1734 als Begleiter des Grafen Rudolf von Bünau, des jüngeren Bruders des Reichshistorikers, Deutschland, Belgien, Holland, England, Ober-Italien und Toscana bereiste. Im Jahre 1739 ging er zur Professur der Dichtkunst über. Durch Wohlstand begünstigt,

sammelte er sein ganzes Leben hindurch mit Eifer Kupferstiche, Gemmen und Münzen. Ebenso erweckt es für seine dichterische Empfindung das beste Vorurtheil, wenn er, obgleich selbst nur lateinisch dichtend, in einem 1746 herausgegebenen Sammelwerk Villaticum (S. 127) auf's herbste beklagt, daß man jetzt die lutherischen Kirchenlieder nur mit allerlei Neuerungen singe, und sodann hinzufügt, daß er sein eigenes Gesangbuch nach den alten Drucken durchgesehen und wiederhergestellt habe. Ja, wir finden Christ auch in politischer Beziehung den Gesichtskreis seiner Zeitgenossen weit überragend. In einer Jugendschrift über Macchiavelli (De N. Macchiavello libri tres, 1731) beweist er, daß Macchiavelli lediglich die Absicht gehabt habe, die Gewalt der Mediciäer in Italien verhaßt zu machen; Macchiavelli's römische Geschichte stellt er über die Aristotelische Politik, da jene für Freistaaten, diese aber nur zu Gunsten der Alleinherrschaft geschrieben sei.

Christ ist nie zu größeren darstellenden Werken gekommen. Die kunstgeschichtlichen Schriften, die er selbst in Druck gab, beschränken sich auf die Erklärung der Daktyliothek des Richter'schen Museums (1743), auf die Erklärung der Lippert'schen Daktyliothek (1755 und 1756), auf die „Anzeige und Auslegung der monogrammatum berühmter Mahler und Kupferstecher“ (1747), auf eine Abhandlung über die Erkennung der Aechtheit antiker Gemmen (1753 und 1754). Aber er war ein emsiger und beliebter Lehrer. Seine Vorlesungen, insoweit sie die Denkmale alter Kunst behandelten, waren von weitgreifender Wirkung. (Vgl. E. Dörffel: J. F. Christ. Leipzig 1878.)

J. K. Zeune hat 1776 die Vorlesungen Christ's aus Collegienheften herausgegeben. Allerdings war Christ's Standpunkt noch ein vorwaltend antiquarischer. Es gelang ihm noch nicht, wie einige Jahrzehnte später seinem begünstigterem und genialerem Nachfolger Johann Joachim Winckelmann, die künstlerische Form als solche als das Wesentliche des Kunstwerkes und damit als den Grund und Kern aller wahrhaft wissenschaftlichen Kunstbetrachtung zu erkennen; von der Ansicht ausgehend, daß, wie Chr. G. Heyne

sich in der Vorrede zu seiner Sammlung antiquarischer Aufsätze ausdrückt, die Künste das Andenken vergangener Begebenheiten auf die Nachwelt zu bringen gedient hätten, betrachtete er ihre Werke mehr als geschichtliche Denkmale und vermengte sie mit anderen historisch wichtigen Ueberresten des Alterthums. Was die Vorlesungen boten, war mehr Encyklopädie der Philologie als Kunstgeschichte. Das Programm (S. 32 ff.) lautet: „Es kann die Literatur nach Beschaffenheit der Dinge, womit sie zu thun hat, in gewisse Klassen vertheilt werden, die ohngefähr folgende nach unserer Ansicht sein mögen: 1) Die Erkenntniß der auserlesensten Bücher (notitia rei librariae) stehet als der größte und edelste Theil der Literatur voran. 2) Hernach folget der andere Haupttheil der Literatur von der Untersuchung der Denkmäler in Ansehung der Aufschriften, welche gewöhnlich Inscriptiones genannt werden. 3) Weiter, der dritte von den Münzen, es betreffe entweder das gewöhnliche Geld, so im gemeinen Leben im Handel und Wandel gäng und gäbe ist, oder die sogenannten Schaustücke, weil beide Arten der Münzen wieder zur Aufklärung der Geschichte beitragen. 4) Ferner der vierte Haupttheil, welcher die verschiedenen Arten von Bildern betrachtet, sie seien in's Runde, Große oder Kleine (colossi, signa, sigilla) von Erz oder Marmor und anderen Steinen, oder sie seien halb erhaben in allerhand Materien oder einwärts geschnitten wie die zum Siegeln dienlichen Edelsteine, oder sie seien Zeichnungen auf Flächen, die entweder mit Linien umrissen sind oder mit Farben illuminirt oder mit bunten Scherben, Gläsern und Steinen belegt sind. 5) Auch gehört noch zu unserem Endzweck ein fünfter Theil, welcher einige Nachrichten von allen den kleinen Ueberbleibseln des Alterthums, als Waffen, Gefäßen, allerhand Hausrath und dergleichen ertheilet; der gelehrte Jacob Spon nennt es Angeiographie. 6) Endlich beschäftigt sich der sechste Theil der Literatur mit Briefschaften (tabulis, codicillis, diplomatibus), mit einem Wort, mit der Diplomatik.“ Aber wer wird über diese unkünstlerische Auffassung der alten Kunst mit einem Vorgänger Winckelmann's hadern? Freuen wir uns vielmehr, daß

trotz dieser Beschränkung Christ dennoch, wie schon Karl Justi in seiner Biographie Winckelmann's gebührend hervorgehoben hat, selbst in rein künstlerischen Dingen der würdige Vorgänger Winckelmann's ist. „Die alten griechischen Werke“, sagt Christ, „sind der Natur überaus gemäß. Die Proportionen sind richtig. Das Alter, der Wohlstand, auch alle Umstände sind auf's genaueste beobachtet. Die Bewegungen sind so edel als einfältig und ungezwungen. Und über das Alles haben sie eine mit Majestät vermischte Zärtlichkeit, Annehmlichkeit und Schönheit.“ Von den römischen Kunstwerken sagt er, daß „sie eher eine ernsthafte Majestät, eine wohlanständige Miene, als eine zärtliche und reizende Schönheit und Vollkommenheit haben“. Ueber die neuere Kunst äußert er: „So weit auch manche neueren Meister durch die alten Muster gekommen sind, so ist doch das schöne Maß der alten in allen Theilen des Körpers und der feine Begriff von der richtigen Uebereinstimmung derselben, d. h. die Schönheit, zur Zeit noch nicht wiederhergestellt. Es ist, als ob unsere Meister fürchteten, man möchte ihre Wissenschaft nicht sehen noch verstehen, wenn sie nicht die Anatomie des Leibes, die Bewegungen, die Affecte u. dgl. stark, heftig, mächtig ausdrückten. Das bewundern die Unerfahrenen, und selbst Kenner nennen es eine meisterhafte Feinheit. Aber es ist das durch Exaggeration verwöhnte Auge der Neuern, dem die einfältige rechte Wahrheit und Präcision trocken erscheint.“

Ueberall ist Christ's mächtiger Einfluß sichtbar. Bis zum Auftreten Winckelmann's galt er in der Kenntniß der alten Kunst überall als der Erste. Nicht blos Klotz und Ernesti schöpften von ihm ihre gesammte antiquarische Kenntniß. Lessing bekennt in den Antiquarischen Briefen mit Stolz, daß er Christ gekannt und Christ gehört; auch Heyne gedachte (vgl. Heyne's Biographie von Heeren S. 26) gern und dankbar der von Christ persönlich empfangenen Anregung. Es ist unmöglich, einen Kunstschriftsteller aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aufzuschlagen, ohne unablässig den Spuren Christ's zu begegnen. Selbst Oeser, der treue Jugendfreund Winckelmann's, pflegte, wie Goethe im achten Buch von

Wahrheit und Dichtung berichtet, oft darauf hinzuweisen, daß Christ als Liebhaber, Sammler, Kenner, Mitarbeiter, der Kunst schöne Dienste geleistet und seine Gelehrsamkeit zu wahrer Förderung derselben angewendet habe.

Wohin wir also im Reich der Wissenschaft blicken, überall das regste Aufstreben und die fröhlichste Eroberer- und Entdeckerlust.

Man kann den gewaltigen Fortschritt, welchen die Freiheit und Tiefe der deutschen Wissenschaft im Laufe der letzten Jahrzehnte gemacht hatte, nicht schlagender kennzeichnen, als indem man die im Jahre 1734 erfolgte Gründung der neuen Universität Göttingen mit der am Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgten Gründung der Universität Halle vergleicht.

Die Anfänge der Universität Halle standen noch durchaus unter der übermächtigen Herrschaft der Theologie; wurde doch sogar Thomasius selbst eine Zeitlang in die Gesinnung und Thätigkeit der nach Halle berufenen Pietisten verflochten! Göttingens hochherziger Gründer und Curator, Gerlach Adolf von Münchhausen, stellte dagegen von Hause aus die leitende Grundbedingung, daß alle übergreifende Oberaufsicht der theologischen Fakultät von der jungen Stiftung fern bleibe. „Die theologische Fakultät“, bestimmt ein von E. Rößler in der verdienstvollen Schrift über „die Gründung der Universität Göttingen“ (1855) veröffentlichtes Gutachten Münchhausen's, „sei weder mit solchen Männern zu besetzen, deren Lehren zum Atheismo oder Naturalismo leiten oder auch die Articulos fundamentales religionis evangelicae anfechten, noch auch mit Solchen, welche ein evangelisches Papstthum behaupten, ihr ganzes Systema Anderen aufdringen, Diejenigen, so in gewissen das Fundamentum fidei nicht concernirenden quaestionibus mit ihnen kein gleiches Sentiment führen, verketzern und die Libertatem conscientiae sammt der Toleranz als unleidlich ansehen, wodurch nichts als unnöthiger Streit und innerliche Unruhe zu entstehen pflegt.“

Mit diesem belebenden Gefühl wissenschaftlicher Freiheit und Selbständigkeit trat die kampfvolle Vergangenheit in das Zeitalter Friedrich's des Großen.

Drittes Kapitel.

Der gesteigerte Kampf zwischen Renaissance und Volksthümlichkeit in Kunst und Dichtung, und die beginnende Versöhnung.

---

1. Die Dichtung.

a. Die ersten Einwirkungen der englischen Literatur.

Die moralischen Wochenschriften.

Mitten aus dem englischen Bürgerthum, als volksthümlicher Gegenschlag gegen die französirende Dichtung Dryden's und Pope's hatten sich in den Jahren 1709—1714 in England die moralischen Wochenschriften herausgebildet. Anfang und Spitze derselben waren der Tatler, Spectator und Guardian von Steele und Addison, die in den Jahren 1709 bis 1713 erschienen und über die wir schon im ersten Theil dieses Werks gesprochen haben.

Frisch aus dem Leben gegriffen, gesund in Gesinnung und Anschauung und unübertrefflich in der Form, waren sie auf die gesammten sittlichen und geistigen Zustände Englands von dem tiefgreifenden Einfluß gewesen. Es stimmt vollständig mit den Schilderungen der Engländer selbst überein, wenn der Hamburgische „Patriot“ von 1724 im 36. Stück sagt, daß hauptsächlich diese Zeitschriften die Ursache seien „von derjenigen Vollkommenheit, dazu jeztund die englische Sprache gediehen, und von derjenigen Scharfsinnigkeit, die durchgängig im ganzen Königreich herrsche; namentlich sei es die Frucht ihrer Bemühung, wenn auch unter dem Frauenzimmer der gute Geschmack ausgebreitet, der Verstand geschärft, die Liebe zur Tugend gepflegt werde“. Noch heut behaupten in England diese Wochenschriften ungeschwächt ihr überkommenes klassisches Ansehen.

Es war von der höchsten geschichtlichen Bedeutung, daß mit dem ersten Eindringen Locke's und der englischen Freidenker auch dieser Zweig der englischen Literatur sogleich in Deutschland feste und keimkräftige Wurzel faßte. Die Einwirkung Pope's und Thomson's auf Haller und Brockes gehörte ausschließlich der gelehrten Kunstdichtung an; hier aber wurde auch für die künstlerische Belebung und Fortbildung der volksthümlichen Literatur ein sehr wirksamer und nachhaltiger Anstoß gewonnen. In England entsprangen aus diesen moralischen Wochenschriften der Familienroman und das bürgerliche Trauerspiel. Es ist leicht, in Deutschland dieselben Entwickelungsstufen nachzuweisen.

Die deutschen Nachahmungen der englischen Wochenschriften haben mehr als zwei Menschenalter beherrscht. Sie traten die Erbschaft an, welche Thomasius hinterlassen hatte.

Ueber die ältesten, in Hamburg angestellten Versuche, es den englischen Wochenschriften gleichzuthun, hat Karl Jacoby uns vor Kurzem in dankenswerther Weise unterrichtet. Am 31. Mai 1713 erschien der von Mattheson herausgegebene „Vernünfftler“, der es im Lauf eines Jahres auf hundert Nummern brachte. Er lehnt sich durchaus an die englischen Vorbilder an. Origineller, aber auch niedriger stehend in recht grober Satire ist „Die lustige Fama aus der Närrischen Welt“, die 1718 ein kurzes Leben fristete. Beide Zeitschriften sind ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Sie sind fast nirgends bei den Zeitgenossen erwähnt; ebensowenig haben sie sich auf unseren Bibliotheken erhalten. Die eigentlichen Begründer der deutschen moralischen Wochenschriften sind „Die Discurse der Maler“, welche 1721 Bodmer und Breitinger in Zürich herausgaben.

Sogleich in der Widmung „An den Erlauchten Zuschauer der Engeländischen Nation“ bekennt diese Zeitschrift offen, wem „sie ihren Ursprung, einen Theil ihrer Methode und vielleicht alles Dasjenige, was sie Artiges habe“, verdanke. „Nachdem das Gerücht von dem Nutzen und der Zierlichkeit, mit welchen Ihr Eure Entdeckungen über den Punkt der Sitten Eurer Insel begleitet habt, gantz Europa durchgelauffen, haben sich in einem Winkel desselben Menschen zu-

sammengefunden, welche von der starken Begierde, ihrer Nation zu dienen, sich haben verleiten lassen, eben dasselbe zu versuchen, was Ihr bei der Eurren so glücklich ausgeführet habet“. Discurse nennen sich die einzelnen Abhandlungen, weil sie in der That zum großen Theil aus mündlichen Unterredungen zwischen Bodmer und Breitinger und einigen anderen Freunden und Mitarbeitern wie Zellweger, Lauffer, Zollikofer und Heinrich Meister hervorgingen; Discurse der Maler, weil die beabsichtigten Sittenschilderungen als kleine Gemälde betrachtet werden sollten und darum auch mit dem Namen berühmter Maler, wie Rubens, Holbein, Dürer, Raffael, Hannibal Caracci, unterzeichnet wurden. Sie stecken sich ihr Ziel eben so weit als die englischen Vorbilder. „Gleichwie die Gesellschaft, die sich zusammen verbunden hat, die Discurse zu schreiben, zu ihrem Objecte den Menschen genommen hat, so prätendirt sie von allem Demjenigen zu reden, was in sein Capitel gehört, ohne andere Ordnung als diejenige, zu welcher ihr ihre Nebenmenschen und ihre eigene Situation von Zeit zu Zeit Anlaß geben werden, für ihre Speculationen walten zu lassen; ihre Passionen, Capricen, Laster, Fehler, Tugenden, Wissenschaften, Thorheit, ihr Elend, ihre Glückseligkeit, ihr Leben und Tod, ihre Relationen, die sie mit anderen Entibus haben, endlich Alles, was menschlich ist und die Menschen angeht, giebt ihr Materie an die Hand zu gedencken und zu schreiben.“ Erörterungen über Freundschaft, Todesfurcht, Geschichtsschreibung, Sprache und Sprachgebrauch, Kindererziehung, Glückseligkeit, über das Erbauliche sinniger Naturbetrachtung, über die Verderblichkeit der Freigeisterei und die Nothwendigkeit der Offenbarung, über Kartenspiel und Tabackrauchen, über die Bescheidenheit, über Geckenhaftigkeit in Tracht und Behaben, über den Schwulst der Lohenstein und Hoffmannswaldau, und ähnliche Gegenstände der Moral, Literatur und Geschichte wechseln in bunter und anziehender Folge. Aber es fehlt die Tiefe der Betrachtung, die Beweglichkeit und Munterkeit des Geistes, die Frische und die gestaltende Kraft der Darstellung, welche Steele und vornehmlich Addison zu Gebot standen; die Sprache ist rauh und schleppend. Ueberdies wurde der ohnehin zaghafte Flügel=

schlag durch allerlei polizeiliche und gesellschaftliche Quängeleien und Verdrießlichkeiten beschnitten. Die Theilnahme der Leser war daher gering. Bereits 1723 gaben die Herausgeber ihr Unternehmen mit dem vierten Theile ermüdet auf; dieser letzte Theil führte den neuen Titel: „Die Maler oder Discurse von den Sitten der Menschen.“ Die gesammte Zeitschrift wurde 1746 in ein zweibändiges Buch: „Der Maler der Sitten“ umgearbeitet und neugedruckt.

Wie aber hätte dieser richtige und glückliche Gedanke nicht alsbald die emsigste Nacheiferung finden sollen!

Am 5. Januar 1724 erschien zu Hamburg: „Der Patriot“. Er wurde, wie die Einleitung zum dritten Band mittheilt, von der patriotischen Gesellschaft in Hamburg geschrieben. Diese umfaßte die gebildetsten und angesehensten Männer der Stadt, den Syndicus J. S. Surland, die Rathsherren Klefecker, Widow und Brockes, den Prediger Joh. Thomas und die Gelehrten und Professoren Weichmann, Hoffmann, Anckelmann und Richey. Die Mitglieder durchsprachen in allwöchentlichen Zusammenkünften die wichtigsten Fragen „der Rechts- und Sittenlehre, der Staats- und Handlungskunst“ und vertheilten dann untereinander diese durchsprochenen Aufgaben zu schriftlicher Bearbeitung. Der Patriot bezeichnet sein Wesen selbst am besten, wenn er sagt, „daß er mit natürlichen und vernünftigen Gründen in allen den geselligen Umgang, die Haushaltung, Kinderzucht und gemeine Wohlfahrt betreffenden Sachen Andere gern von Thorheiten abführen und ihnen dasjenige sagen will, was entweder so sonderbar oder so lebhaft zu sagen die Umstände eines heiligen Amtes und Ortes nicht allemal zulassen“. Das kokette Versteckspiel mit der Person des Verfassers, die Reisen in fremde Welttheile, die hie und da novellistische Form, die Briefe und Zuschriften weisen auch hier deutlich und mit offenem Eingeständniß auf das englische Vorbild; an einigen Schilderungen ersieht man überdies die Einwirkung von Labruyère's Charakterbildern; vereinzelt erscheinen Uebersetzungen von Montesquieu's Persischen Briefen. Der Patriot ist die verhältnißmäßig geistvollste und entschieden die wirksamste unter allen deutschen moralischen Wochenschriften. Mit Recht konnte

sie sich 1725 im neunundsechzigsten Stück rühmen, daß vor ihr nichts vorhanden gewesen, das dem Tatler, Spectator und Guardian gleichkomme, und daß, mit wenigen Ausnahmen, auch alle nachfolgenden Nachahmungen nur immer schlechter geworden. Sie wurde sogleich im ersten Jahr in fünftausend Exemplaren abgesetzt und erschien in wiederholten Nachdrücken und Auflagen; trotzdem währte auch ihre Existenz nicht mehr als drei Jahre.

Gottsched, der in seinen jüngeren Jahren gegen die englische Literatur noch nicht jene schroffe Abneigung hatte, welche eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten seiner späteren Stellung ist, trat 1725 und 1726 mit einer Wochenschrift: „Die vernünftigen Tadlerinnen“, in die Schranken. Er wollte, wie die Vorrede sich ausdrückt, besonders „den deutschen Frauenzimmern ein Blatt in die Hände bringen, welches ihnen zu einer angenehmen Zeitkürzung dienen und doch von nützlicherem und lehrreicherem Inhalt sein sollte als die gewöhnlichen Romane“. Die Gegenstände, welche behandelt werden, beziehen sich daher fast ausschließlich auf das Leben des Hauses und des geselligen Umgangs; auch diese Zeitschrift ist in späteren Jahren mehrmals neu aufgelegt worden. An ihre Stelle trat 1727—1729 eine zweite Zeitschrift Gottsched's: „Der Biedermann“. Es scheint, als wollte er hier bereits tiefer in die großen öffentlichen Angelegenheiten hinübergreifen; es ist bedeutsam, daß hier die Rüge der religiösen Unduldsamkeit, des Aberglaubens und der Hexenprozesse scharf in den Vordergrund tritt. Zu diesem Behuf übersetzt Gottsched Swift's Märchen von der Tonne und Fontenelle's Erzählung von den beiden streitenden Schwestern Mero (Rome) und Enègue (Genève).

Seit diesen sehr achtungswerthen Anfängen wurde diese Zeitschriftenliteratur immer beliebter und allgemeiner. Beck, ein Nürnberger Schulmann, giebt in Gottsched's Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit (Bd. 11, S. 829 ff.) ein Verzeichniß der „in deutscher Sprache herausgekommenen sittlichen Wochenschriften“ von 1713 bis 1761; es umfaßt mit Einschluß der Uebersetzungen nicht weniger als einhundertundzweiundachtzig Nummern.

Keine dieser zahlreichen Wochenschriften kann sich auch nur entfernt mit den englischen vergleichen.

Nirgends erscheint der Gegensatz des deutschen und englischen Lebens von damals greller und trostloser. Wie eng und einförmig ist noch immer der deutsche Gesichtskreis! Keine anderen Stoffe als in ermüdender Einförmigkeit lange Abhandlungen über Erziehung, Ammenwesen, Spiel, Geiz, Putzsucht, Verschwendung, Adelstolz, Heirath und Ehe, Sprachmengerei u. s. w. Und wie beschränkt, wie spießbürgerlich und platt ist die Behandlung! Wo ist selbst in der besten dieser Zeitschriften, wo ist im Hamburger Patriot, jene Unerschöpflichkeit der Erfindung, jener Reiz anmuthiger und lebensvoller Charakterzeichnung, die dem Spectator eine unvergängliche Lebenskraft geben? Nichts als breites und trockenes Moralisiren, das oft sehr peinlich an die hergebrachte Schwerfälligkeit des Kanzel- und Kanzeleistils erinnert; und wo der Versuch gemacht wird, zu persönlicher Charakteristik oder zum erzählenden Genrebild vorzuschreiten, da sind es immer nur jene allgemeinen und darum unwahren Tugend- und Lastermasken, welche in den sogenannten Lustspielen der Gottsched'schen Schule und später besonders in Rabener's Satiren den dichterischen Sinn verletzen. Und das Schlimmste ist, daß mit jedem folgenden Jahrzehnt diese Wochenschriften nur immer erbärmlicher werden. In England verschwanden sie, nachdem ihre Sendung erfüllt war; in Deutschland schleppten sie sich weiter und weiter und verfielen zuletzt der handwerksmäßigsten Betriebsamkeit.

Lessing schilderte dieses Verderben treffend, als er im dritten Brief der Vorrede zu Mylius' Schriften ärgerlich ausrief: „Herr Mylius hat sich auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. — — Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte; Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit auf Alles aufmerksam sein konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte. Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witz-

linge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben und, was das Betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen. Herr Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahre 1745 seinen Freigeist anfing und ihn durch zweiundfünfzig Wochen glücklich fortsetzte..... Ich weiß es aus dem Munde des Verfassers, daß er sich nie hingesetzt, ein Blatt von demselben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuschauer gelesen zu haben. Diese Art, sich vorzubereiten und seinen Geist zu einer edlen Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel sehr lobenswerth. Freilich kann sie nur bei denen von einiger Wirkung sein, die schon vor sich Kräfte genug hätten, nichts Gemeines zu schreiben. Denn denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen als die äußerliche Einrichtung zu ertappen! Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Gespräch, bald eine Erzählung, bald ein Gedichtchen vorlegen und in dieser abwechselnden Armuth sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal einsehen."

Nichtsdestoweniger ist nicht zu leugnen, daß der Einfluß auch dieser deutschen Sittenschriften unermeßlich und wenigstens eine Zeitlang von dem tiefgreifendsten Nutzen war, für die allgemeine Volksbildung sowohl wie insbesondere auch für die Literatur selbst.

Sie führten in Wahrheit die Literatur wieder in das Leben ein. Allgemeiner und faßlicher und eindringender als abgeschlossene dickleibige Bücher warfen sie ideale Fragen und Anliegen auch in die bildungsbedürftige und doch bildungsverlassene Masse. Wie einst in England erstanden jetzt auch in Deutschland besondere Gesellschaften, welche sich zur Besprechung und Befolgung der in diesen Zeitschriften vorgetragenen Mahnungen und Rathschläge vereinigten; der Patriot erwähnt deren ausdrücklich in Merseburg und Christianstadt. Zuschriften und Anfragen, unaufgeforderte Förderer und Mitarbeiter kamen von allen Seiten. K. Biedermann hat in seiner „Kulturgeschichte Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert" völlig Recht, wenn er, wie in England, so auch in Deutschland, diese Wochenschriften als Organe des wiedererstehenden Bürgerthums be-

zeichnet. Und in diesem Sinn ist es gewiß nicht bedeutungslos, daß die erste Begründung derselben von dem republikanischen Zürich ausging, und daß mehr als ein Drittel der Gesammtsumme aller dieser Unternehmungen auf die wohlhabenden Handelsstädte Leipzig und Hamburg fällt.

Es begann jene unheilvolle Kluft zwischen gelehrter Kunstdichtung und Volksliteratur zu schwinden, welche der Krebsschaden des siebzehnten Jahrhunderts gewesen war. Die gebildete Literatur wurde volksthümlicher, die volksthümliche gebildeter. Der Unterschied zwischen Christian Weise und Gellert ist kein anderer, als daß der eine vor, der andere nach dem ersten Auftreten der moralischen Wochenschriften lebte und wirkte.

Die Robinsonaden und die Insel Felsenburg.

Im ersten Bande dieses Werkes ist von dem Robinson Crusoe des Daniel Defoe gehandelt worden, der im Jahr 1719 in England erschienen war. Bald wanderte das allbewunderte Buch durch die ganze Welt; nirgends aber fand es freudigere Aufnahme und zahlreichere Nachahmung als in Deutschland.

Koch führt im zweiten Bande seines Compendiums der deutschen Literaturgeschichte S. 267 — 272 aus den Jahren 1720 — 1760 vierzig deutsche Robinsonaden auf, Gräße im ersten Bande des Trésor de livres rares et précieux fünfzig. Dazu kommen die sogenannten Abenteurerromane, welche mit den Robinsonaden im engsten Zusammenhang stehen; ebenfalls nach Gräße sind solcher „Avanturiers“ innerhalb desselben Zeitraums mehr als zwanzig erschienen. Und bei dieser Berechnung sind die unzähligen Kinderbücher, welche auf Anregung Rousseau's die unverwüstliche Spannkraft jener Erzählung für Erziehungszwecke verwendeten, als einer anderen Zeit und Richtung angehörend, noch gar nicht in Anschlag gebracht.

Diese ältesten Robinsonaden sind freilich entsetzlich platt und dürftig. Wer an sie mit jenen Erwartungen und Vorbegriffen

herantritt, die er aus dem englischen Urbild oder selbst nur aus dem beliebten Kinderbuch Campe's entnommen, wird sich arg enttäuscht finden. Es giebt ein kleines Büchlein aus dem Jahr 1724, das den Titel führt: „Der unter der Maske eines deutschen Poeten raisonnirende Robinson." Was aber wird uns in ihm geboten? Nichts als eine trockene lehrhafte Abhandlung, eine Satire auf die schwülstige Gelegenheitsdichterei der zweiten schlesischen Schule; ein deutscher Poet trifft mit Robinson in den elysischen Feldern zusammen und eröffnet ihm seine Gedanken über deutsche Dichtung. Viele andere Beispiele derselben Art sind leicht zu finden. Alles, auch das Fremdartigste, wird in den Kreis Robinson's gezogen. Man sieht deutlich, der englische Roman hatte auf die deutschen Gemüther einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sein Name sofort zur wirksamen Empfehlung, zur buchhändlerischen und schriftstellerischen Reclame benutzt ward.

Was uns daher zuerst unter dem Namen der Robinsonaden begegnet, ist im Grunde das längstbekannte Alte, nur behufs besseren Betriebes mit einem neuem modischem Aushängeschild ausgestattet. Die ältesten deutschen Robinsonaden sind lediglich die letzten Ausläufer jenes Volksromans, wie er sich in Deutschland nach dem Schluß des dreißigjährigen Krieges gestaltet hatte. Sie sind die Fortsetzung der wunderlichen und wundersüchtigen Reise- und Abenteurergeschichten, die, ursprünglich aus den spanischen Schelmenromanen hervorgegangen, durch die simplicianischen Schriften die allgemeinste Verbreitung gewonnen hatten, sich von Tage zu Tage immer mehr verflachten und verliederlichten, und trotz der Verspottung Schelmuffsky's doch nach wie vor in naivster Ungestörtheit ihr armseliges Wesen forttrieben. Und zu jenen Simpliciaden treten kleine satirische Zeitschilderungen, die sich an Christian Weise anlehnen, sich aber nicht einmal auf dieser doch so mäßigen Höhe philisterhaften Moralisirens zu halten wissen, sondern sich mit dem unverhohlensten Wohlbehagen in derselben Gemeinheit tummeln, deren Bekämpfung ihr angeblicher Zweck ist.

Formlos und bunt sind in diesen sogenannten Robinsonaden

die widersprechendsten Bestandtheile durcheinandergewürfelt. Doch ist es möglich, verschiedene Strömungen auseinanderzuhalten.

Wir bezeichnen die Hauptgruppen, wenn wir sie in satirische Lehrgeschichten, in Abenteurerromane und in romanhafte Reiseschilderungen sondern.

Ohne Zweifel am dürftigsten ist die lehrhaft satirische Gruppe. Oede Schulmeistereien. Jenem gegen die zweite schlesische Schule gerichteten poetischen Robinson folgte 1732 „Der medicinische Robinson“. Der Titel verspricht „eine höchst merk- und denkwürdige Lebens- und Reisebeschreibung eines in diesem Jahrhundert verstorbenen Medici, darinnen alle dessen wunderbare Unfälle, unglaubliche Widerwärtigkeiten, erschreckliche Lebensgefahren und unendliche Unglücke, auch wie er einige Jahre auf einer unbewohnten Insel höchst wundersam erhalten worden“ erzählt werden; seltsamerweise ist aber weder von großen Gefährlichkeiten noch von jener wundersamen Inselidylle im Buch selbst die mindeste Andeutung. Ausschließlicher Inhalt ist vielmehr nur die geistlose Herzensergießung eines Arztes, in welcher, wie der Titel weiter besagt, „insbesondere zum öfteren des eingerissenen Mißbrauchs und Verunehrung der edlen Gesundheitsgelahrtheit und der Unart einiger seichten Aerzte gedacht, überhaupt aber manch guter Gedanke über böse und gute Dinge angebracht wird“. Aehnlich waren wohl auch: „Der geistliche Robinson oder Beschreibung einer Reise, so ein Capuciner in viele Lande von Europa und Afrika gethan, 1723“ und „Der moralische Robinson, worin allerhand moralische Reflexiones enthalten, die ein gewisser junger Cavalier mit seinem Hofmeister auf Reisen gemachet, 1724“. Doch scheinen diese letzterwähnten Bücher verschollen; auch der Verfasser der fünfbändigen „Bibliothek der Robinsone“, die von 1805 an in Berlin erschien, hat sie nicht aus eigener Anschauung gekannt.

Weitaus die zahlreichste Gruppe sind die Abenteurergeschichten. Ursprung und Wesen derselben offenbart sich unzweideutig, wenn wir sehen, daß 1726 der Gilblas von Lesage unter dem Namen des spanischen Robinson übersetzt wird. Einige dieser Geschichten

nennen sich Robinsonaden, andere Aventürierromane. Doch ist dies nur ein Unterschied des Namens, nicht ein Unterschied der Sache; beide Titel sollen in gleicher Weise das Seltsame, Wunderbare und Abenteuerliche hervorheben. Der Verfasser des sächsischen Robinson (Leipzig 1744) sagt in der Vorrede: „Das Wort Robinson hat seit einiger Zeit bei uns Teutschen eben die Bedeutung angenommen, die sonst das französische Wort Aventurier hat, welches einen Menschen anzeiget, der in der Welt allerlei außerordentlichen Glücks- und Unglücksfällen unterworfen gewesen.“ Und der Verfasser des dänischen Aventürier (Frankfurt und Leipzig 1751) erklärt ausdrücklich, „daß er seine Geschichte, die den Titel einer Robinsonade mehr als jede andere verdiene, nur deshalb nicht den dänischen Robinson genannt habe, weil bereits im vorigen Jahr ein Buch unter dieser Aufschrift zum Vorschein gekommen.“ Alle diese Geschichten, obgleich unter sich sehr verschieden, sind ohne Ausnahme höchst unerfreulich. Bald sind sie frei erfunden, wie z. B. der italienische Robinson und die meisten anderen Robinsonaden dieser Art; bald lehnen sie sich an geschichtliche Persönlichkeiten und Ereignisse, wie der niedersächsische, der schwedische und der schlesische Robinson. Bald tragen sie offen die nichtswürdigste nackte Gemeinheit zur Schau, wie z. B. die Jungfer Robinsone und das Leben und die seltsamen Begebenheiten der Donna Rufina; bald behängen sie sich mit einem moralisirenden Armensündermäntelchen, wie z. B. „Der im Irrgarten der Liebe umhertaumelnde Cavalier“, der sich nicht begnügt, schon im Titel hinzuzusetzen, daß es sich hier um die Reise- und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Adel handle, „welcher nach vielen Liebesexcessen endlich erfahren müssen, wie der Himmel die Sünden der Jugend im Alter zu bestrafen pflegt“, sondern auch durch den Druckort „Warnungsstadt 1740“ seine moralischen Absichten bekunden will. Wer nicht eine dieser wüsten Geschichten gelesen hat, hat keine Vorstellung von der unbeschreiblichen Gefühlsverwilderung, an welcher das Zeitalter der Leibniz und Wolff noch immer krankte. Man klagt so viel von der Noth und Verwilderung des dreißigjährigen Krieges, und Jedermann weiß, daß diese Klagen leider nur

allzusehr Recht haben; aber dieses Geschlecht, wie es sich unter dem Druck und der Liederlichkeit des neuentstandenen fürstlichen Absolutismus erzeugt hat, ist noch ebenso roh. Angesichts dieser Robinsonaden sind die Erlebnisse und Erzählungen von Grimmelshausen's Landstörtzerin Courage von wahrhaft erquickender Reinheit und Unschuld; und das Bild wird nur um so greller, wenn wir hören, daß der Verfasser des im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Cavaliers wahrscheinlich kein geringerer ist als der Verfasser der Insel Felsenburg. Die älteste deutsche Robinsonade: „Der teutsche Robinson oder Bernhard Creutz, das ist eines übelgearteten Jünglings seltsame Lebensbeschreibung“ (Hall in Schwaben 1722) wirft stolz die Frage auf, warum es in Deutschland nicht ebenso gut Robinsone geben könne als in England, und meint dann seinen englischen Vorgänger an Reiz und Spannung zu überbieten, indem sie das Ekelhafte der widernatürlichsten Laster mit umständlicher Lüsternheit ausmalt.

Auch die Erzeugnisse der letzten Gruppe, die Robinsonaden im engeren Sinn, die abenteuerlichen Reiseschilderungen, sind nicht besser. Sie haben keine Ahnung von der hohen Poesie des englischen Urbildes. Die meisten von ihnen sehen in Robinson Crusoe nichts als eine ergötzliche Lügengeschichte. „Warum soll man genöthigt sein, die Lügen allemal so fern herkommen zu lassen?“ ruft ganz unbefangen der Verfasser des deutschen Robinson aus; er will damit rechtfertigen, daß er seinen Helden zu einem Deutschen gemacht hat. Die natürliche Folge solcher Anschauung ist der Aberwitz, daß die Insel, auf welche der deutsche Robinson verschlagen wird, im Innern eines ungethümen Fischleibes liegt. Derartige Albernheiten, ohne Sinn und Verstand, aber anspruchsvoll und effecthaschend, könnten in ermüdender Unzahl aufgeführt werden. Andere dieser Robinsonaden sind zwar gemäßigter, verständiger, gebildeter; sie begrenzen sich in der thatsächlichen Unterlage wirklicher Reisen oder allgemein festgestellter und bewährter Erfahrungen und Kenntnisse. Hierher gehören z. B. der französische und amerikanische Robinson, 1723 und 1724. Man meint freier aufathmen zu können. Doch auch

diese Freude ist nur von kurzer Dauer. Näher betrachtet sind es nichts als die alten trockenen Geographieromane Happel's, wie sie am Ende des siebzehnten Jahrhunderts wucherten; und man kann nicht einmal sagen, daß sie in ihrer neuen Gewandung werthvoller oder gar dichterischer geworden.

Tiefe Scham überkömmt uns, vergleichen wir diese armseligen Ausgeburten mit dem herrlichen Urbild. Wie ganz anders wußten um dieselbe Zeit die Holländer den glücklichen Stoff nachzubilden! Der „Holländische Robinson oder die seltsame Lebenshistorie Heinrich Tepel's“ erschien 1721 zuerst als Episode in „Juan de Poso's Beschreibung des mächtigen Königreiches Keinke Kesmes“, wurde dann aber als gesonderte Erzählung herausgegeben und übersetzt. Er erreicht zwar auch nicht die Poesie Defoe's, aber er hält die eigentliche Robinsonstimmung fest. Er beruht unzweifelhaft auf wirklich Erlebtem und erzählt es schlicht, frisch, mit liebevoller Kleinmalerei und darum herzgewinnend.

Und trotzalledem ist in Deutschland unter der Einwirkung des englischen Robinson ein Werk entstanden, das das Verdienst hat, dem inneren Gehalt der überkommenen Scenerie eine neue Wendung, ja in gewissem Sinn sogar eine tiefere Fortbildung gegeben zu haben.

Es ist die Geschichte von der Insel Felsenburg. Der erste Theil erschien zuerst 1731 zu Nordhausen. Der weitschweifige Titel bezeichnet den Inhalt in folgender Weise: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsens, welcher in seinem achtzehnten Jahre zu Schiffe gegangen, durch Schiffbruch selbvierte an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Uebersteigung das schönste Land entdeckt, sich daselbst mit seiner Gefährtin verheirathet, aus solcher Ehe eine Familie von mehr als dreihundert Seelen erzeuget, das Land vortrefflich angebauet, durch besondere Zufälle erstaunenswürdige Schätze gesammelt, seine in Teutschland ausgekundschafteten Freunde glücklich gemacht, am Ende des 1728sten Jahres, als in seinem hunderten Jahre, annoch frisch und gesund gelebt und vermuthlich noch dato lebt, entworfen von dessen Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne Mons. Eber-

hard Julio, curieusen Lesern aber zum vermuthlichen Gemüths=vergnügen ausgefertigt, auch par Commission dem Druck über=geben von Gisandern.“ Der zweite Theil folgte 1732; er nennt sich „Fortgesetzte Geschichtsbeschreibung Alberti Julii und seiner auf der Insel Felsenburg errichteten Colonien“. Der dritte Theil aus dem Jahr 1737 und der vierte aus dem Jahr 1743 führen mit wenig Veränderung denselben Titel; sie enthalten die Geschichten und Lebensbeschreibungen der von den ersten Ansiedlern unmittelbar abstammenden und der inzwischen von außen eingewanderten Insel=bewohner; doch stehen die späteren Theile nicht auf der Höhe des ersten.

Von der Persönlichkeit des bescheidenen, treuherzigen und talent=vollen Verfassers ist wenig bekannt. Wir wissen nur, daß er Johann Gottfried Schnabel geheißen hat, um 1690 geboren war, als Be=gleiter des jungen Grafen von Stolberg an den niederländischen Feldzügen Prinz Eugens theilnahm und später zu Stolberg am Harz in Stolberg'schem Hofdienst stand. In den Jahren 1731 bis 1738 gab er eine Zeitschrift heraus: „Stolbergische Sammlung neuer und merkwürdiger Weltgeschichte.“ Ueberdies schrieb er ein Leben des Prinzen Eugen und einen abgeschmackten Abenteurer=roman: „Der aus dem Mond gefallene und nachher zur Sonne des Glücks gestiegene Prinz. Frankfurt und Leipzig 1750.“ Auch an der lasciven Robinsonade „Der im Irrgarten der Liebe herum=taumelnde Cavalier“ ist er betheiligt. Er ist, wie Erich Schmidt in der Allgemeinen deutschen Biographie es ausdrückt, im traurigen Literatenthum verkommen; sein Todesjahr ist unbekannt.

Wir stehen nicht an, die Insel Felsenburg für eines der denk=würdigsten und wichtigsten Bücher des ganzen Zeitalters zu halten.

Denkwürdig und wichtig sowohl durch seinen inneren Gehalt wie durch die überraschende Kraft und Reinheit seiner dichterischen Gestaltung.

Knüpfen wir den Begriff der Robinsonade an die Darstellung eines auf eine wüste Insel verschlagenen Einsiedlers, so ist bereits zwei Menschenalter vor Robinson der Schluß des deutschen Sim=

plicissimus eine solche Robinsonade. Aus dem unheilvollen Trubel der stürmenden Weltverhältnisse flüchtet sich der alte vielgeprüfte Dulder Simplicius in die stille Abgeschiedenheit, um einsam mit sich und seinem Gott zu verkehren. Kein deutscher Schriftsteller hatte seitdem dieses lebenquellende Motiv wieder aufgegriffen. Der insulanische Mandorell von Happel erzählt zwar (Buch 2, Kap. 5, S. 313—16) von einem auf einer unbewohnten Insel hausenden spanischen Matrosen Serrano; aber diese Erzählung bleibt eine leer anekdotische Episode, ohne tiefere psychologische Durchführung und ohne ideale Bedeutung. Erst als die wundersame Einsiedlergeschichte Robinson Crusoe's mit ihrem unwiderstehlichen Zauber in alle Herzen drang, erstand im deutschen Gemüth wieder jene alte simplicianische Stimmung und fand in der Insel Felsenburg ihren vollsten und fesselndsten Ausdruck. Es wird sich schwer nachweisen lassen, ob der Verfasser bewußt oder unbewußt sich an jenen Vorgang des Simplicissimus anlehnte; so viel steht fest, daß sein Roman aus derselben sehnsuchtsvollen und weltmüden Verachtung der Wirklichkeit entsprungen ist. Der Unterschied des Robinson Crusoe und der Insel Felsenburg ist der Unterschied der öffentlichen Verhältnisse Englands und Deutschlands. Defoe, obgleich in seinem eigenen Leben unglücklich und von allen Seiten verfolgt, weiß doch sein Vaterland glücklich; er kennt nicht den verzweifelten Bruch mit dem Bestehenden, er kennt nur die unermüdete Werkthätigkeit, das rastlose Benützen des Augenblicks. Der englische Robinson in seiner hilflosen Verlassenheit ist eine Welt im Kleinen, er schreitet von Erfindung zu Erfindung, er errichtet dann später, als englische und spanische Matrosen sich zu ihm gesellen, ein eigenes neues Gemeinwesen mit Gesetzen und Strafen, er sucht in diesem sogar das bestimmte Ideal der in seiner Heimath mangelnden religiösen Duldsamkeit zu verwirklichen; aber nirgends ist der sentimentale Zug, daß er darum die wirkliche Welt aufgiebt und ihr seine stille Idylle vorzieht; er kehrt bewegt, aber freudig in seine Heimath zurück, sobald sich ihm die Gelegenheit bietet. Ganz anders die deutsche Nachbildung! War denn Sitte, Leben, Gesellschaft und Staat in

Deutschland thatsächlich besser geworden seit jenen entsetzlichen Gräueln, welche der Simplicissimus schilderte? Nach wie vor stand ein edles Gemüth in dieser wilden Gegenwart vereinsamt und versenkte sich trostbedürftig in Träume von dem verlorenen, aber wiederzufindenden Paradies einer reineren oder beglückteren Patriarchenwelt. Es soll ein Buch von Wahrenberg geben, das 1723 zu Königsberg unter dem Titel „Die glückseligen Inseln“ erschien. Die Insel Felsenburg ist eine solche glückselige Insel. Im weiten Ocean, allen Seefahrern unbekannt und unzugänglich, ist dieses fruchtbare quellenreiche schattige Eiland der Sitz eines glücklichen Geschlechts geworden, das in dem einst mit wenigen Genossen dahin durch Schiffbruch verschlagenen Sachsen Albertus Julius seinen Altvater und weisen Gesetzgeber ehrt und diese seine friedliche Abgeschlossenheit um keinen Preis mit der friedlosen, unholden Außenwelt vertauschen mag. Es werden zur Förderung von Bildung, Ackerbau und Gewerbfleiß europäische Einwanderer herbeigezogen, deren gleiche Gesinnung und Sitteneinfalt erprobt ist; es bildet sich ein socialistisches Gemeinwesen, wie es Cabet's Ikarien nicht träumerischer erfinden kann. Ja, es erscheint zuweilen, als sei es im tiefsten Wesen auf eine jener lehrhaften Staatsutopieen abgesehen, wie sie seit Thomas Morus vielfach umliefen; man hört an einzelnen Stellen deutlich die Anklänge an Fenelon's Telemach. Aber der eigenste Lebensnerv liegt doch in dem süßen Glücksgefühl der sicheren Geborgenheit, in der bewußten Abkehr von allem eigensüchtigem und leidvollem Welttreiben. Daher die ausführlichen Erzählungen der Einwanderer von ihren vergangenen Lebensschicksalen. Diese Rückblicke sind nicht leere oder gar störende Einschiebsel, wie oberflächliche Betrachter gemeint haben; sie sind mit feiner Kunst darauf berechnet, durch düstere Schatten das Licht nur um so heller herauszuheben. Die Grundstimmung der Insel Felsenburg ist jenes schwärmerische Verlangen nach Frieden und Seelenruhe, das Schiller im wahren Sinn des Wortes sentimental genannt hat. Aus dumpfer Kerkerluft ist es der ununterdrückbare Ruf nach Freiheit, der laute Schmerzensschrei nach Natur und Ursprünglichkeit. Es ist Rousseau vor Rousseau.

Und daher auch dieser erfrischende Hauch ächter Poesie, der uns hier wie aus keinem anderen Dichtwerk jenes Zeitalters entgegenweht. Freilich fehlt es nicht an ärgerlicher Plattheit und Weitschweifigkeit, selbst nicht an einzelnen Rohheiten. Es stört nicht blos die altfränkische und unbeholfene Sprache, es stört noch mehr der Mangel an Formgefühl; die einzelnen Glieder sind weder untereinander noch in ihrem Verhältniß zum Ganzen in Maß und Richtung gebracht. Es raubt oft alle einheitliche Stimmung, wenn mitten in das lieblichste und naturwahrste Leben ganz sinnlos der tollste Wunder- und Geisterkram hineinspukt und der albernste Aberglaube mit den anziehendsten Idealen auf gleicher Linie steht. In allen diesen Dingen empfindet man schmerzlich, wie unendlich feinfühlender und gebildeter der englische Dichter war als der deutsche. Aber nicht ohne Grund sind so zartsinnige Kenner ächter Kunst und Dichtung wie Tieck und Oehlenschläger bestrebt gewesen, mit Ausmerzung dieser ungehörigen Flecken das alte Volksbuch wieder lebendig zu machen. Wir stehen in der vollen Ungebundenheit gesunden und freien Naturlebens; und zugleich liegt so viel Gemüthstiefe und Schlichtheit in dem Ton, mit welchem alle großen und kleinen Ereignisse dieser wundersamen Weltabgeschiedenheit erzählt werden, daß wir uns warmen Herzens in die Täuschung wiegen, in diesen Urkunden und Lebensbeschreibungen die glaubwürdigste Chronik zu lesen. Und wie versteht es dieser treue und umständliche Chronist, alle seine Gestalten fest und scharf vor das Auge zu stellen! Der hartherzige und verbrecherische Lemelie, die reine und unschuldsvolle Concordia, die Stammmutter dieses neuen Geschlechts, Albertus Julius, klug, umsichtig und edel in seiner Jugend, weise, hochherzig und ehrwürdig in seinem Alter, sind Gestalten, wie sie nur dem ächten Dichter gelingen. Und, was in dieser rohen Zeit am meisten Bewunderung fordert, welche unendliche Zartheit und Keuschheit der Empfindung liegt in einzelnen Scenen, für welche weniger edle Naturen auch noch heut nur die schlüpfrigsten Motive wählen würden. Leuvens, der erste Gatte Concordia's, ist gestorben. Albertus Julius, ein Jüngling von zwanzig Jahren, weilt mit

Concordia, der jungen Wittwe, allein, ganz allein auf der Insel. Er ist ihr Beschützer und Ernährer, er ist ihr Freund und Wohnungsgenosse. Die heißeste Liebe, das brennendste Verlangen erwacht in seiner jungen Seele; aber Concordia ist so rein und hoch, daß er seine Klagen und Seufzer nur der schweigenden Luft anzuvertrauen wagt. Endlich entdeckt Concordia das Geheimniß seines Herzens; sie willigt ein, ihm anzugehören. „Unter diesen ihren klugen Reden küssete ich zum öfteren dero schönen Hände und nahm mir die Kühnheit, einen feurigen Kuß auf ihre Rosenlippen zu drücken, welchen sie mit einem anderen ersetzte. Nachhero stunden wir auf, um zu unserem heutigen Hochzeitsfeste Anstalten zu machen. Ich schlachtete ein jung Reh, eine junge Ziege, schoß ein paar Rebhühner, schaffte Fische herbei, steckte die Braten an die Spieße, welche unsere Affen wenden mußten, setzte das Kochfleisch zum Feuer, mittlerweile meine Braut Kuchen, Brot und allerlei Gebackenes zurichtete und unsere Wohnstube auf's herrlichste auszierete, so daß Alles in schönster Ordnung war. Demnach führeten wir, genommener Abrede gemäß, einander in die Kammer, allwo auf einem reinlich gedeckten Tisch ein Crucifix stund, welches wir unter des Don Cyrillo Schätzen gefunden hatten. Vor selbigem lag eine aufgeschlagene Bibel. Wir knieten beide vor diesem kleinen Altare nieder und ich verlas die drei ersten Kapitel aus dem ersten Buche Mose. Hierauf redete ich meine Braut also an: „Liebste Concordia, ich frage Euch allhier vor dem Angesichte Gottes und seiner heiligen Engel, ob Ihr mich, Albert Julium, zu Eurem ehelichen Gemahl haben wollet, gleichwie ich Euch zu meiner ehelichen Gemahlin nach göttlicher Ordnung aus reinem und keuschem Herzen innigst begehre?“ Concordia antwortete nicht allein mit einem lauten Ja, sondern reichte mir auch ihre rechte Hand, welche ich nach verwechseltem Trauring in die meinige fügte und also betete: „Du heiliger wunderbarer Gott, wir glauben ganz gewiß, daß Deine Vorsicht an diesem, von aller anderen menschlichen Gesellschaft entlegenen Ort unsere Seelen vereinigt hat und in dieser Stunde auch unsere Leiber mit dem heiligen Bande der Ehe zusammenfüget, darum soll unter Deinem Schutz nichts als der Tod vermögend sein,

dieses Band zu brechen". Concordia sprach hiezu: „Amen". Nach diesem beteten wir einstimmig das Vaterunser und den gewöhnlichen Segen der christlichen Kirche, sangen das Lied, es woll uns Gott genädig sein, küsseten uns etlichemal und führeten einander wieder zurück, bereiteten die Mahlzeit, setzten uns zu Tisch und nahmen unsere Speisen nebst dem köstlichen Getränk in solcher Vergnüglichkeit ein, als wohl jemals ein Brautpaar in der ganzen Welt gethan haben mag."

Bernardin de Saint Pierre's süßliches Idyllion von Paul und Virginie ist in Aller Händen, und die unendlich gehaltvollere und gesundere Geschichte von der Insel Felsenburg ist vergessen. Wie wenige Menschen wissen und empfinden, was Poesie ist!

Die Insel Felsenburg steht der ausschließlich gelehrten Kunstlehre Gottsched's ganz in derselben Weise gegenüber wie der Simplicissimus einst der ausschließlich gelehrten Kunstlehre der ersten und zweiten schlesischen Schule.

Wichtiger aber noch als diese nächste und unmittelbarste Einwirkung des englischen Robinson war die mittelbare Nachwirkung.

Der deutsche Volksroman, bisher unter der Obmacht der spanischen Schelmenromane, schaute fortan vorwaltend nach England.

Neben Defoe fand in diesen Jahren besonders sein großer Zeitgenosse Swift den zuvorkommendsten Eingang. Sogar Gottsched, welcher den Robinson nirgends erwähnt, empfiehlt im achtundzwanzigsten Stücke der „Vernünftigen Tadlerinnen" von 1725 das Märchen von der Tonne und Gulliver's Reisen; am 2. Februar 1728 bringt „Der Biedermann" von jenem Märchen eine Uebersetzung. Als daher in England in folgerichtiger Weiterentwickelung der moralischen Wochenschriften der englische Sitten- und Familienroman entstand, waren ihm auch in Deutschland sogleich alle Thore geöffnet. Bodmer's und Breitinger's „Discurse der Maler" hatten 1723 nur erst den Spectator und die Geschichte Robinson Crusoe's für eine Damenbibliothek empfehlen können; aber die neue Auflage, welche 1746 unter dem Titel „Der Maler der Sitten" erschien, versäumt nicht, Richardson's Pamela und Fielding's Joseph Andrew hinzuzufügen.

Für die deutsche Dichtung der Lessing'schen Zeit ist diese Hinwendung zum englischen Familienroman entscheidend geworden.

Brockes und Drollinger. Haller und Hagedorn.

Der englische Einfluß beschränkte sich nicht blos auf die volksthümliche Richtung der moralischen Wochenschriften und Romane; er zeigte sich namentlich auch in der Lyrik, wenn gereimte Naturbeschreibungen, Satiren und Lehrgedichte Lyrik zu nennen erlaubt ist. Treten wir von Canitz und Besser zu Brockes, Drollinger, Haller und Hagedorn, so sehen wir deutlich den Uebergang von Boileau zu Pope und dessen Schule.

Künstlerisch ist wenig Gewinn bei diesem Wechsel. Poesie ist in Pope nicht mehr als in Boileau; hier wie dort nur das trockenste Verstandeswesen und die absichtlichste Lehrhaftigkeit. Aber Pope hat eine tiefere philosophische Weltanschauung; er hat Newton, Leibniz, Locke und den englischen Deismus hinter sich und hat die Ergebnisse dieser freieren Denkart zum Inhalt seiner Dichtung gemacht. Wie natürlich also, daß Deutschland, erfüllt von der frischen Begeisterung für die Leibniz-Wolff'sche Philosophie und von den raschen Einwirkungen der englischen Freidenker, zu Pope und dessen dichterischen Sinnes- und Strebensgenossen die tiefste Wahlverwandtschaft fühlte!

Pope's Schwächen sind auf die deutschen Nachahmer übergegangen; aber nicht die Vorzüge. Weder Brockes noch Haller noch selbst Hagedorn sind von jenem süßen Wohllaut der Verse getragen, welchem noch heute Pope, Prior und Thomson in England ihre fortdauernde Verehrung verdanken. Sie sind daher mit Recht veraltet und aus der lebendigen Theilnahme der Menschen geschwunden. Doch muß man ihnen den Ruhm zuerkennen, daß sie in der That die Begründer einer neuen Literaturepoche waren. Die fade Gelegenheitsreimerei der schlesischen Schulen und die Leere und Kriecherei

der höfischen Dichtung wird durch sie siegreich verdrängt. Es ist innerer Kern, es ist Gedankengehalt in ihnen.

Sie haben wieder Würde und Hoheit. Man ahnt, daß die Dichtung nicht blos müßiges Ergötzen, sondern ein unverbrüchlicher Theil des geistigen Lebens ist.

Der Erste, aber auch der Dürftigste dieser neuen Richtung ist Barthold Heinrich Brockes; geboren am 22. September 1688 zu Hamburg, seit 1720 Senator daselbst.

Brockes war eine äußerst prosaische und spießbürgerliche Natur, zu nichts weniger als zum dichterischen Reformator geschaffen. Gleichwohl ist er, wenn auch sehr beschränkt und bescheiden, ein solcher Reformator geworden, weil er trotzalledem in Deutschland der Erste war, welcher den Versuch machte, nach Maßgabe der Engländer religiöse und philosophische Fragen in die Dichtung einzuführen.

Es enthüllt sich die ganze Armseligkeit seiner Natur und seines Dichtungsvermögens, wenn Brockes in seiner von Lappenberg im zweiten Bande der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte (1847) mitgetheilten Selbstbiographie sagt: „Ich arrivirte nach meinen gefährlichen Reisen (in Italien, Frankreich und Holland) Anno 1704 den ersten Adventsonntag glücklich wieder in meiner Vaterstadt und ward von meiner Frau Mutter, wie leicht zu ermessen, mit vielen Freuden empfangen. Nachdem ich nun hieselbst die gewöhnlichen Visiten angenommen und gegeben, ging ich mit mir zu Rathe, wie ich nunmehr mein Leben anstellen, ob ich ein eifriger Advocat werden oder ein geruhiges Leben führen und mein eigener Herr bleiben wollte. Zu dem letzteren hatte ich einen natürlichen Trieb. Meine Absicht war demnach, zu einer reichen Heirath zu gelangen. Weil ich aber den Bogen zu hoch spannte und verschiedene mir angetragene Partieen ausschlug, hätte mir solches gar leicht fehlen können. Indessen versäumte ich nichts, was meiner Meinung nach mir einige Hochachtung zu Wege bringen möchte. Ich hielt mich zu den vornehmsten Compagnieen, gab wöchentlich ein Concert, verschaffte mir ein klein Kabinet von Gemälden und gedachte auf solche Weise mich in Estime zu setzen. Doch habe ich nachmals aus

Erfahrung bemerkt, daß nach Beschaffenheit des Zustandes unserer Stadt dergleichen Weg nicht allerdings ohne Gefahr sei und man, statt Ehren einzulegen, den Namen eines Müßiggängers gar leicht davon tragen kann. Ob ich nun gleich keine öffentliche Arbeit vornahm, wendete ich jedoch meine Zeit nicht eben unnütz an, sondern tractirte für mich die Moral, las meistentheils Bücher, die davon handelten, als die Charactères des Mons. Labruyère, Rochefoucauld, Pensées de Pascal, Molière, Boileau. Und weil ich, um die italienische Sprache zu lernen, mich auf Lesung der welschen Poesie geleget, auch zuweilen einige Passagen daraus übersetzt hatte, fing ich zum Zeitvertreib an, einige Satiren aus dem Boileau zu übersetzen, welches mir ziemlich von Statten ging und mir allgemach eine größere Lust zur Poesie verursachte. Eben um diese Zeit fügte es sich, daß einer meiner guten Freunde, Lic. Fegesack, sich verheirathete, und so entschloß ich mich, ein recht ausgeführtes Hochzeitsgedicht zu verfertigen, welches mir zwar nicht wenig Mühe kostete, aber auch so gut aufgenommen ward, daß ich darob vergnügt zu sein große Ursache hatte. Wie nun eine Gelegenheit der anderen die Hand bietet, also fügte es sich, daß zur selben Zeit die anwesenden Kayserl. Herren Commissarii von E. E. Rath auf dem gewöhnlichen Petri Mahl tractiret und mit einer extraordinären Serenata regaliret werden sollten. Da man denn abseiten des hochweisen Rathes mich um Verfertigung der Poesie begrüßen ließ, welche dann ebenmäßig einen allgemeinen Beifall erwarb, ich aber dadurch je länger je mehr angetrieben ward, dem studio poetico mit größerer Application mich zu widmen. Und wie eben damals La Strage degl' innocenti des Ritters Marini zufälliger Weise durch den jetzigen Herrn Assessorem Surland, dem dieses Buch in einer Auction als eine Zugabe zugekommen, mir in die Hände gerieth, als machte ich mit dessen Uebersetzung einen Anfang, arbeitete daran bei müßigen Stunden und brachte solches glücklich zu Stande. Wann ich aber gar bald gewahr ward, daß die Poesie, wofern sie keinen sonderlichen Endzweck hätte, ein leeres Wortspiel sei und keine große Hochachtung verdiene, als bemühete ich mich, solche Objecta

meiner Dichtkunst zu erwählen, woraus die Menschen nebst einer erlaubten Belustigung zugleich erbauet werden möchten. Da ich denn erstlich das bekannte nachher in verschiedene Sprachen übersetzte Passionsoratorium verfertigt, nachgehends aber durch die Schönheit der Natur gerührt, mich entschloß, den Schöpfer derselben in fröhlicher Betrachtung und möglicher Beschreibung zu besingen. Wozu ich mich um so viel mehr verpflichtet hielt, als ich eine so große und fast unverantwortliche Nachlässigkeit, Unempfindlichkeit und den daraus folgenden Undank gegen den allmächtigen Schöpfer für höchst sträflich und dem Christenthum ganz unanständig hielt. Verfertigte demnach, zumal zur Frühlingszeit, verschiedene Stücke und suchte darin die Schönheit der Natur nach Möglichkeit zu beschreiben, um sowohl mich selbst als Andere zu des weisen Schöpfers Ruhm durch eigenes Vermögen je mehr und mehr anzufrischen, woraus denn endlich der erste Theil meines „Irdischen Vergnügens“ erwachsen. Und wie ich durch Gottes Gnade verspüret, daß selbiges Buch nicht ohne Nutzen gewesen, hat mich solches um desto mehr angespornet, auf diesem Wege weiter fortzugehen. Und nachdem der erste Theil in kurzer Zeit verschiedene Malen wieder aufgeleget werden müssen, ist auch der andere und nachher der dritte und vierte Theil, Gott Lob! zu Stande kommen und wünsche ich von Herzen, daß auch diese nicht ohne Erbauung gelesen werden, ein jeder Mensch dadurch seine Sinne besser gebrauchen, sich auf eine leichte Weise vergnügen und, welches billig der Endzweck aller Menschen sein sollte, Gott in seinen Werken verehren lernen möge. Dieses wäre nun eine kurze Nachricht, auf welche Weise ich zur Poesie gekommen und warum ich sie so lange continuiret.“

Was kann aus so platter Philisterseele Hohes kommen? Brockes setzte sein „Irdisches Vergnügen in Gott“ bis zu seinem am 16. Januar 1747 erfolgten Tod als eine Art von dichterischem Tagebuch mit unermüdlichster Selbstgenügsamkeit fort; es wuchs allmälich zu neun ansehnlichen Bänden. Der erste Band erschien 1721, der neunte 1748. Als Gedicht betrachtet ist es von gründ-

lichster Langweiligkeit. Es wird sich jetzt schwerlich Jemand überwinden, dasselbe anders als bruchstückweise zu lesen.

Jedoch die große geschichtliche Bedeutung, daß dieses Gedicht auch die gelehrte Kunstdichtung auf dieselben englischen Anregungen hinwies, zu welchen sich gleichzeitig die volksthümliche Unterhaltungsliteratur gewendet hatte, liegt klar vor Augen. In der Form sowohl wie im Inhalt.

Es ist auffallend, daß Brockes in seiner Selbstbiographie mehr von italienischem als englischem Einfluß spricht. Und ebenso auffallend ist es, daß, wie Petersen im zweiten Bande der Zeitschrift für Hamburgische Geschichte (S. 55) berichtet, in der „teutschübenden Gesellschaft zu Hamburg“, einem dichterischen Kränzchen, dessen Mitglied Brockes war, Brockes nur die Uebersetzungen aus dem Italienischen, Triewald aber die Uebersetzungen aus dem Englischen übernommen hatte.

Seine Bekanntschaft mit den Engländern ist gleichwohl schon in früher Zeit nachweisbar und trat allmälich immer mehr in den Vordergrund. Das Einleitungsgedicht zum ersten Band „Ueber das Firmament“ sagt: „Als jüngst mein Auge sich in die saphyrne Tiefe, die weder Grund noch Strom, noch Ziel noch End umschränkt, ins unerforschte Meer des hohen Luftraums senkt und mein verschlungener Blick bald hie bald dahin lief, doch immer tiefer sank, entsetzte sich mein Geist, es schwindelte mein Aug, es stockte meine Seele ob der unendlichen, unmäßig tiefen Höhle, die wohl mit Recht ein Bild der Ewigkeiten heißt, so nur aus Gott allein ohn’ End und Anfang stammen; es schlug des Abgrunds Raum wie eine dicke Fluth des bodenlosen Meeres auf sinkend Eisen thut in einem Augenblick auf meinen Geist zusammen. Die ungeheure Gruft des tiefen dunklen Lichts, der lichten Dunkelheit, ohn’ Anfang, ohne Schwanken, verschlang sogar die Welt, begrub selbst die Gedanken; mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punkt, ein Nichts und ich verlor mich selbst. Dies schlug mich plötzlich nieder, Verzweiflung drohete der ganz verwirrten Brust; — allein, o heilsam Nichts, glückseliger Verlust; allgegenwärt’ger Gott! in Dir fand ich mich wieder.“ Wer

hört hier nicht die Tonart Milton's, noch bevor Bodmer die Aufmerksamkeit Deutschlands allgemeiner auf das verlorene Paradies gelenkt hatte? Brockes war offenbar ebenso wie Bodmer durch die zündende Abhandlung des Spectator über Milton zu Milton geführt worden. Im Jahr 1740 übersetzte Brockes Pope's Versuch vom Menschen, und 1745 Thomson's Jahreszeiten. Wem Brockes seine dichterischen Naturbeschreibungen nachbildete, ist für den Kenner Pope's und Thomson's unzweifelhaft. Und hierdurch erklärt sich nun auch, wodurch Brockes so sehr als neue und originelle Erscheinung auf seine Zeitgenossen wirkte. Er hatte von den Engländern die Naturbeobachtung gelernt, die den deutschen Dichtern bisher fern lag. Oder, wie Ludwig Fulda bei Betrachtung der „Gegner der zweiten schlesischen Schule" es treffend ausdrückt: „Bisher hatte der Dichter dargestellt, was er dachte, und wenn es hochkam, was er fühlte; Brockes stellte zum erstenmal dar, was er sah." Freilich wurde Alles Gesehene ihm ein Anlaß zu immer neuen ausgesponnenen Reflexionen; aber es lag doch bei allem ein Natureindruck zu Grunde, aus dem die religiöse Betrachtung ihren Stoff entnahm.

Und am überraschendsten ist, daß Brockes, dessen Dichtung ein „irdisches Vergnügen in Gott" war, und den man daher als einen durchaus frommen, gottseligen, streng religiösen Dichter zu rühmen pflegt, auch in seiner Gesinnung den freidenkerischen Regungen Pope's und Thomson's nicht fernsteht, ja daß er recht eigentlich in Bolingbroke und Shaftesbury wurzelt. Es war bereits aus einem im zwanzigsten Bande von Niedner's Zeitschrift für historische Theologie abgedruckten Brief des Hamburger Arztes Johann Albert Heinrich Reimarus, des Sohnes des berühmten Wolfenbüttler Fragmentisten, bekannt, daß Brockes unter die zwei oder drei Freunde gehörte, welchen der schweigsame und zurückhaltende Fragmentist seine damals bereits niedergeschriebenen verfänglichen Angriffe gegen Offenbarung und Christenthum im Vertrauen mitgetheilt hatte. Und nun hat David Friedrich Strauß in seinen „Kleinen Schriften" auf Grund dieser Thatsache feinsinnig hervorgehoben, daß auch der Kern der Brockes'schen Naturfrömmigkeit in Wahrheit nicht der schlichte kirch-

liche Glaube, sondern der englische Deismus und die Wolff'sche Philosophie ist. Die Quelle seiner Gottfreudigkeit ist der zweckmäßige Haushalt der Natur, in welchem nicht nur alle Geschöpfe an sich auf's beste erschaffen, sondern namentlich auch zum Dienst und Nutzen des Menschen als des unstreitig höchsten irdischen Geschöpfes auf's weiseste eingerichtet sind; seine dichterische Naturbeschreibung ist, um in der Sprache der Zeit zu sprechen, der gereimte physikotheologische Beweis. Wird gleich die Selbständigkeit der Natur, die zweckmäßige innere Einrichtung der einzelnen Naturwesen, die Berechnung all ihrer Glieder und Triebe auf ihr eigenes Wohlsein, mit uneigennütziger Liebe betont, so ist doch nicht zu verkennen, daß die andere Seite, ihr Nutzen für den Menschen, diejenige ist, in deren Ausführung, wie Strauß sich ausdrückt, der behagliche Senator sich am liebsten ergeht und von welcher er sich am religiösesten gestimmt findet. Wohl bezeugt der schlanke Bau und der rasche Anstand des Hirsches die Spuren einer schöpferischen Macht und Weisheit; noch mehr aber ist dieser Hirsch ein Beweis der göttlichen Liebe und Fürsorge für uns Menschen, „da sein angenehmes Fleisch, das er uns zur Kost gewährt, Uns auf so verschiedne Weis' zugericht, ergötzt und nährt". Wohl hat Gott „in der Gemsen Körper solche Werkzeug' fügen wollen, Daß sie Sturz und Fall nicht scheuen, und da gern sind, wo sie sollen"; doch die Hauptsache ist auch hier der Nutzen für den Menschen; „für die Schwindsucht ist ihr Unschlitt, fürs Gesicht die Galle gut; Gemsenfleisch ist gut zu essen, und den Schwindel heilt ihr Blut; Auch die Haut dient uns nicht minder; strahlet nicht aus diesem Thier Nebst der Weisheit und der Allmacht auch des Schöpfers Lieb herfür?" Selbst die garstigen Raubthiere „zeigen keinen Fehl der Schöpfung an, zudem wenn wir es recht ergründen, Sind auch in Wölfen viele Dinge zu unserm Nutzen noch zu finden; Wir haben nicht nur ihrer Bälge im scharfen Frost uns zu erfreuen, Es dienen ihrer Glieder viele zu großem Nutz in Arzneien". Und der Dichter vergißt nicht die Anwendung. Diese Offenbarung Gottes in der Natur ist ihm so sehr die „allererste, herrlichste und sicherste mit Recht zu nennen",

daß er sie ausdrücklich der biblischen Offenbarung entgegenstellt, als diejenige, in die kein Irrthum sich einmischt, „keine aus der Menschen Thorheit blos entstandne Ketzermacherei, die Schande menschlichen Geschlechts, des Hochmuths und des Geizes Brut; die drinn vorhandne lichte Lehre kommt allen Sterblichen zu gut, und ihrem großen Ursprung gleich ist sie so wahr als allgemein“. Und eben darum liegt in dieser Naturreligion zugleich die Gewähr mildester Duldsamkeit. „Sowie fast alle Nationen In allerlei Religionen Sich Gott verschiedentlich gedenken“ „so denkt ein Jeder zu Gottes Preise Sich Gott auf eine andere Weise; Aus welchem ich denn so viel fasse, Daß Gott von allen Menschen keinen, wenn er ihm redlich dienet, hasse.“ Sogar Atheisten sind nicht zu verfolgen; um so weniger, da sie in der Regel nur dadurch Atheisten geworden sind, „daß man, was Gott sei, so wunderlich erklärt“.

In denselben englischen Anregungen wurzelt Drollinger; doch ist er dichterisch entschieden seinem Vorgänger Brockes überlegen.

Karl Friedrich Drollinger, am 26. December 1688 zu Durlach geboren, lebte größtentheils in Basel, woselbst er wichtige Stadtämter verwaltete; dort starb er nach segensreicher Thätigkeit im Juni 1742; seine Gedichte wurden erst 1743 von J. Sprengen herausgegeben.

Drollinger hatte fast dieselbe Geschmacksbildung durchlebt wie Brockes. In seiner Jugend hatte er mit Hoffmannswaldau, Lohenstein und anderen dergleichen „Flittergeistern und unnatürlichen Dichtern“ umhergeschwärmt, darauf war er zu Canitz und Besser und zuletzt zu Brockes übergegangen; in seinem „poetischen Sendschreiben an Sprengen“ (Gedichte S. 100) nennt er Horaz, Boileau und Pope ausdrücklich als seine Muster. Wie sehr er namentlich in Pope seine eigensten Ansichten über Kunst und Dichtung wiederfand, bezeugte seine Uebersetzung von Pope's Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters. In den größeren Dichtungen Drollinger's werden daher immer nur die würdigsten Stoffe, Religion und Vaterland, vorgeführt; „ist's möglich“, ruft er in jenem Sendschreiben den Gelegenheitsdichtern zu, „daß Ihr Eure Leyer bei einer jeden

Kirchweih trillt, ist's möglich, daß von solchem Feuer Euch nur die kleinste Ader schwillt?" Seine Gedichte: „Lob der Gottheit", „über die Unsterblichkeit der Seele", „über die göttliche Fürsehung", sind von derselben lehrhaft beweisenden Naturfrömmigkeit, welche ihm von Brockes überkommen war; aber die Empfindung in ihnen ist inniger und schwungvoller. Seine Nachbildungen biblischer Psalmen sind die Vorboten Klopstock's; sein Gedicht an sein Vaterland Baden ist ernst, männlich, fern von aller niedrigen Schmeichelei, welche man sonst bei solchen Anlässen den regierenden Herren zu spenden pflegte. Dazu kommt ein Schliff und selbst ein Wohllaut der Sprache, welcher gegen Brockes höchst vortheilhaft absticht. Man kann noch heut die Gedichte Drollinger's ohne allen Anstoß und selbst mit Erquickung lesen. Es ist einzig der geringen Anzahl und der späten erst nach dem Tode des Dichters erfolgten Veröffentlichung zuzuschreiben, daß Drollinger nicht tiefer in die Bewegung der deutschen Literatur eingriff.

Zwei jüngere Dichter, Haller und Hagedorn, waren inzwischen aufgetreten. Sie überstrahlten Drollinger's Ruhm, weil sie derselben Richtung angehörten und doch vielseitiger und darum wirksamer waren.

Albrecht von Haller war im October 1708 zu Bern geboren; er starb daselbst am 12. December 1777.

Wie hätte die Vorliebe seiner Knabenjahre für die zweite schlesische Schule und für die Italiener, in deren Nachahmung diese befangen war, bestehen können vor dem Ernst seiner genialen Naturstudien, die ihn zu einem der ersten Gelehrten Europas machten, und vor den Anregungen seines frühen und langen Aufenthalts in Holland, Frankreich und England? Mit Begeisterung wendete er sich zur ernsten englischen Dichtung. Und diese Richtung wurde genährt durch den freundschaftlichen Verkehr, welchen er, von seinen Reisen zurückgekehrt, in Basel mit Drollinger und besonders mit Müralt pflegte; Müralt war einer der Ersten gewesen, welcher durch seine französisch geschriebenen „Briefe über die Engländer und Franzosen" die Aufmerksamkeit des Festlandes auf die englische

Literatur gelenkt hatte. Einige Gedichte Haller's weisen in einleitenden Vorbemerkungen ganz ausdrücklich darauf hin, daß sie im Wetteifer mit englischen Vorbildern entstanden; sie sollten zeigen, daß es nicht die Unbeholfenheit der deutschen Sprache sei, welche, wie man gewöhnlich annehme, den Mangel an deutschen philosophischen Gedichten verschulde. Es ist das dichterische Glaubensbekenntniß Haller's, wenn er in der Vorrede zur vierten Auflage seiner Dichtungen (1748) sagt, daß er die englischen Dichter sich bekannt gemacht und von diesen die Liebe zum Denken und den Vorzug der schweren, d. h. gehaltvollen Dichtung sich anzueignen gesucht habe; die philosophischen Dichter, deren Größe er bewundere, hätten in ihm für immer das geblähte und aufgedunsene Wesen Lohenstein's, der auf Metaphern wie auf leichten Blasen schwimme, von Grund aus verdrängt.

Es sind daher in Haller vorzugsweise die philosophischen Gedanken und Stimmungen seines Zeitalters, welche dichterischen Ausdruck finden. Unstreitig haben die ersten Bände von Brockes' Naturschilderungen auf Haller's berühmtestes Gedicht, auf die „Alpen" eingewirkt; dies Gedicht war die Frucht einer im Jahre 1728 unternommenen naturwissenschaftlichen Alpenreise. Aber die Nachbildung steht höher als das Vorbild. Das blos Beschreibende tritt in den Hintergrund; der Dichter fühlt, daß dieses tropfenweise Nacheinander keine lebendige Gestaltung, kein die Phantasie erfüllendes Gesammtbild giebt. Echt dichterisch liegt das vollste Licht nicht auf der äußeren Scenerie, welche Sache des Landschaftsmalers, nicht aber des Dichters ist, sondern vielmehr auf der elegischen Sehnsucht nach der Natur und Sitteneinfalt der weltabgeschiedenen Alpenbewohner, nach ihrer Kraft und Reinheit, nach ihrer Lust und Freude. Es ist derselbe tiefberechtigte, im Schiller'schen Sinn sentimentalische Gegensatz, welcher einige Jahrzehnte später in der Insel Felsenburg, in den Idyllen Salomon Geßner's und besonders in Rousseau weltbewegend in das allgemeine Bewußtsein trat. Und in den anderen Lehrgedichten, in den „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" 1729, in dem Gedicht von der „Falschheit menschlicher

Tugenden" 1730, in dem Gedicht „über den Ursprung des Uebels" 1734, gähren und grollen jene höchsten Fragen über Religion und Sittlichkeit, welche Leibniz, Wolff und die englischen Freidenker in die ringende Menschheit geworfen hatten. Wie Pope's Versuch vom Menschen sich größtentheils an Shaftesbury anlehnt, so hat Haller in seiner philosophischen Rechtfertigung des Uebels die besten Gedanken der Leibniz'schen Theodicee in wenige Gesänge gesammelt; und die begeisterten Leser rühmten, er habe nicht selten in einem einzigen treffenden Beispiel oder in einer bedeutungsvollen Fragstellung die ganze Kraft eines Beweises erschöpft. Von derselben kühlen Verständigkeit ist Haller's berühmtes Trauergedicht auf den Tod seiner Frau Marianne. Nicht Empfindungen, nur Gedanken über Empfindungen.

Treffend hat Schiller in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung Haller beurtheilt. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst, sagte Schiller, charakterisiren den Dichter; nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemälden, sowie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr als er darstellt; er ist groß, kühn, feurig erhaben, zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

Haller's Gedichte erschienen zuerst 1732 unter dem Titel „Versuch Schweizerischer Gedichte". Schon nach zwei Jahren erschien eine vermehrte Ausgabe, die auch die viel gerühmten, öfters einzeln abgedruckten „Alpen" enthielt. Man thut Haller Unrecht, wenn man diese zum Theil trocken lehrhafte, zum Theil lohensteinisch schwülstige Dichtung für sein Hauptwerk hält. Seine schönsten Gedichte entstammen seinen persönlichen Erlebnissen.

Als Haller in Göttingen (1736—1753) seine großen grundlegenden anatomischen und physiologischen Arbeiten schrieb, durch die sein Name in der Geschichte der Wissenschaft unsterblich geworden ist, verstummte seine dichterische Neigung. Und sie stellte sich auch nicht wieder ein, als er, von Heimweh getrieben, nach seiner Vaterstadt Bern zurückkehrte und dort Kraft und Zeit an die unerfreuliche Verwaltung städtischer Aemter verschwendete. Erst im beginnenden Greisenalter

versuchte er eine neue dichterische Thätigkeit. Aber in durchaus anderem Sinn. Wie Haller nach Maßgabe der streng gläubigen Richtung, die nach dem Zeugniß seines von J. G. Heinzmann (Bern 1787) herausgegebenen Tagebuches schon seit dem plötzlichen Tod seiner geliebten Marianne (1736) und dem ebenso plötzlichen Tod seiner zweiten Frau (1740) in ihm aufgetaucht war und seitdem sich unablässig gesteigert hatte, seine freisinnigen Jugendgedichte bereute und sie, soweit es irgend anging, auf's willkürlichste und gewaltsamste verballhornte, so schrieb er jetzt eine Reihe lehrhafter Schriften, zum Theil in dichterischer Einkleidung, die bestimmt waren, dem immer dreister vordringenden Neuerungsgeist sich entgegenzustellen. Einerseits politische Romane, Usong 1771, Alfred 1773, Fabius und Cato 1774; andererseits religiöse Herzensergießungen, wie 1772 die „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung". In den politischen Romanen, in denen die Anregungen Fenelon's und Montesquieu's deutlich bemerkbar sind, wollte er den aufgeklärten Despotismus, die constitutionelle Monarchie oder die aristokratische Republik gegen die Angriffe Rousseau's dichterisch verklären, „um die Sache der Regierungen, die Rechte der Societäten wider die unersättlichen Ansprüche der Fürsprecher der Rechte einzelner Bürger und wider die allgemeine Gleichheit der Menschen zu vertheidigen". In seinen religiösen Schriften wollte er, wie er in einem Briefe an Bonnet sagt, auf Grund der Geschichte und Offenbarung beweisen, wie Christus in Wahrheit derjenige sei, welchen die Propheten vorherverkündigt, und daß man daher an seine Worte, an seine göttlichen Eigenschaften und an seinen Erlösertod in tiefster Unterwerfung zu glauben habe. Freilich gehört auch Haller zu denen, welche die Religion mit dem Denken glaubten versöhnen zu können; indeß gerade damit kam er der Neigung seiner Zeitgenossen entgegen. Seine religiösen Schriften wurden viel gelesen; Bodemann hat in seiner Schrift: „Von und über Albrecht von Haller" den Nachruf eines hochgestellten Arztes, Störck, mitgetheilt, der die „Briefe" besonders rühmt und hervorhebt, Haller habe es nicht gewagt, die Bibel aus der Vernunft zu verbessern, sondern er habe die Vernunftmäßigkeit ihrer Lehren gezeigt.

Spricht man von der dichterischen Bedeutung Haller's, so ist nur die Rede von seinen Jugendwerken, auf welche er in seinem Alter so verächtlich herabsah; die Werke seines Alters wurden schon von den nächsten Zeitgenossen wenig beachtet und sind jetzt völlig verschollen.

Friedrich von Hagedorn, Haller's berühmter Zeit- und Strebgenosse, war unter denselben englischen Eindrücken groß geworden; obgleich er auch der „petite poesie" der Franzosen und vor Allem seinem Liebling Horaz den breitesten Raum gab.

Hagedorn war am 23. April 1708 zu Hamburg geboren, hatte in Jena studirt, war aber 1729 als Sekretär des dänischen Gesandten nach London gekommen und hatte dort volle vier Jahre verweilt. Wir sehen ihn in dieser Zeit so ganz und gar mit Pope, Prior, Addison und Shaftesbury beschäftigt, daß er in einem von Danzel mitgetheilten Brief an Gottsched vom 19. November 1730 die Theilnahme an der deutschen Gesellschaft zu Leipzig darum ablehnt, „weil er sich allzusehr angewöhnt habe, englische Redensarten in seine Muttersprache zu mischen". Im Sommer 1731 war Hagedorn nach Hamburg zurückgekehrt und lebte dort in mußefrei amtlicher Stellung und heiterer Behaglichkeit bis zu seinem Tod, welcher am 28. October 1754 erfolgte. Der stete Hinblick auf die englische Literatur hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet. Wer diese englischen Anregungen nicht aus Hagedorn's Gedichten selbst heraushört, findet sie in den Anmerkungen, welche er diesen Gedichten beizufügen pflegte, ausdrücklich hervorgehoben.

Zuweilen schlägt auch Hagedorn den ernsten Ton an und sucht auch seinerseits zu zeigen, daß er Pope's Lehrgedichte mit Nutzen gelesen hat. Wir finden bei Hagedorn „schriftmäßige Gedanken über die Eigenschaften Gottes", odenartige Gebete, moralische Lehrgedichte und Satiren. In seiner innersten Eigenthümlichkeit aber ist er nicht, wie Brockes, Drollinger und Haller, ein metaphysischer, sondern ein moralisirender Dichter; moralisirend in jener liebenswürdigen Art, welche in angeborener Herzensfröhlichkeit von Shaftesbury und Horaz gelernt hat, daß Tugend und heiterer Lebensgenuß

einander nicht ausschließen. So sehr daher Hagedorn an Gedankentiefe hinter Haller zurücksteht, an eigentlich dichterischer Wirkung, soweit eine solche innerhalb moralisirender Lehrhaftigkeit überhaupt möglich ist, übertrifft er ihn ganz unzweifelhaft. Indem Hagedorn, anknüpfend an Traditionen des sechszehnten Jahrhunderts, sowie nach dem Vorbilde Lafontaine's, Prior's und anderer, die Fabel und die Erzählung in Deutschland wieder heimisch machte, zeigte er, daß seine Phantasie aus der Armuth allgemeiner Begriffe nach der Lebensfülle individueller Gestaltung rang. Wie glücklich weiß er oft schon die Weise ächter Liedform zu treffen! Und wie ahnungsvoll ist er bereits der Vorläufer einer tieferen dichterischen Empfindung, wenn er im Vorbericht seiner Oden und Lieder nach Anleitung des englischen Zuschauers auf die Unvergleichbarkeit altenglischer Volksballaden hinweist.

Es ist bekannt, welchen mächtigen Einfluß Hagedorn auf die gesammte Lyrik der nächsten Folgezeit übte. Die Horazianer, die neuen Anakreontiker, die Fabeldichter stehen alle ohne Unterschied auf Hagedorn's Schultern. Und mächtiger noch als dieser rein dichterische Einfluß war der sittliche. Hagedorn war der wirksamste Verkündiger jener horazischen oder, wie man zu rühmen pflegte, sokratischen Lebensweisheit, deren altkluge Heiterkeit ein sehr bestimmender Grundzug für die Charakterbildung des achtzehnten Jahrhunderts wurde. Fast mehr als der Philologie ist den Anregungen Hagedorn's zuzuschreiben, daß für unsere Großväter ein Vers aus Horaz war, was für die Rechtgläubigen ein Spruch aus der Bibel und für den frei gebildeten Menschen eine der tiefen Lebensmaximen Goethe's und Schiller's ist.

Vergleichen wir Haller und Hagedorn, so kann es nicht besser geschehen als mit den Worten, die Haller selbst in einer besonderen Abhandlung im dritten Bande seiner Kleinen Schriften über sein Verhältniß zu Hagedorn aussprach. Er sagt: „Der Herr von Hagedorn besuchte Engelland; ich auch und noch etwas früher. Diese Reise hatte auf Beide einen wichtigen Einfluß. Wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen konnte, als man in

Deutschland bisher gesagt hatte; wir sahen, daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen lassen und strebten Beide nach einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten. Bei allen diesen Aehnlichkeiten aber blieb zwischen uns eine große Ungleichheit. Eine der Ursachen bestand in der Lebensart. Herr von Hagedorn war von einem fröhlichen Gemüth, er trank ein Glas Wein und genoß der freundschaftlichen Freude des Lebens. Ich hingegen sagte im neunzehnten Jahr meines Alters dem Wein ab, entzog mich lustigen Gesellschaften und suchte mein Vergnügen bei einem stillen Theetisch oder bei den Büchern. Hieraus entstand ein großer Unterschied im ganzen Ton unserer Poesie. Hagedorn dichtete Lieder, darin er die Liebe und den Wein besang und die die ersten waren, die man in Deutschland den Liedern der Franzosen an die Seite setzen durfte. Die Fröhlichkeit und die Kenntniß der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgedichte meines Freundes, eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert und den Boileau übertrifft. Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit. Diese Empfindsamkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freilich meinen Gedichten einen eigenen schweren Ton und einen Ernst, der sich von Hagedorn's Munterkeit unendlich unterscheidet.“ Der Erfolg hat zu Gunsten der gesunden Sinnlichkeit des heiteren Lebemanns gesprochen. Hagedorn's Gedichte erschienen seit 1729, wo die „Erlesenen Proben einiger Nebenstunden“ an's Licht traten, in immer neuen Ausgaben und Formen, stets vermehrt und immer gern aufgenommen. Der letzten Sammelausgabe, die der Autor selbst besorgte, gab er 1750 den bezeichnenden Titel: „Moralische Gedichte“.

Reflexionsdichtung! Nicht die hohen und reinen Dichtformen, Epos und Lyrik und Drama, sondern nur untergeordnete Zwitterarten, Lehrgedicht, Satire, Fabel, in Verse gebrachte philosophirende und moralisirende Betrachtung! Nicht freie Schöpfung des Gemüths und der Phantasie, sondern, wie der höchst bezeichnende Lieblingsausdruck der Zeit lautet, Belustigung des Verstandes und Witzes!

Dennoch waren die Zeitgenossen völlig im Recht, wenn sie in Haller und Hagedorn die größten Dichter ihrer Zeit, die Morgen=

röthe eines neuen Tages sahen. Goethe sagt in jener Stelle von Wahrheit und Dichtung, in welcher er bei Gelegenheit von König's Lager in Mühlberg den Verfall der deutschen Dichtung auf den Mangel eines großen nationalen Gehalts zurückführt, daß sich damals alles Ideelle der Welt nur in die Religion und Sittenlehre geflüchtet habe. Es war die Größe Haller's und Hagedorn's, daß sie, geschult durch den epochemachenden Vorgang der Engländer, diesen einzigmöglichen idealen Gehalt fest und sicher ergriffen und zu ernstem und glücklichem Ausdruck brachten.

---

b. Gottsched und sein Kampf mit Bodmer und Breitinger.

Der Kampf Gottsched's mit Bodmer und Breitinger hat einst ganz Deutschland erregt. Und doch hatten weder die Streitenden selbst, noch die zeitgenössischen Zuschauer ein klares Bewußtsein von dem Grund und Ziel dieses Kampfes. Mylius und Johann Andreas Cramer sagen in der 1743 geschriebenen Vorrede der „Hallischen Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks“: „Uns däucht, daß die schweizerischen Schriften von der Poesie mit der Gottsched'schen Dichtkunst in einem Schrank hätten beisammenstehen können, ohne daß eine Schlacht unter ihnen würde vorgefallen sein, wie Swift von der alten Schriftsteller Büchern gedichtet hat. Wir sind nicht im Stande, Denen gründlich zu antworten, die uns um die eigentlichen Ursachen dieses kritischen Zwiespalts näher befragen. Der Dichter, welcher dereinst diesen Krieg besingen wird, wird ohne Zweifel die Offenbarung der Musen so nöthig haben als Homer, da er die Zwietracht Achill's und Agamemnon's beschreiben wollte.“

Jetzt ist der entscheidende Gedanke, welcher unter der Oberfläche persönlicher Zänkereien wuchs und erstarkte, leicht durchschaubar.

Jener Kampf war der erste ernste Zusammenstoß der französischen und englischen Einwirkungen.

Beide Parteien waren einig in der Verneinung der damals noch immer nicht völlig erstorbenen zweiten schlesischen Schule; deshalb konnten sie eine Zeitlang friedlich und in wechselseitiger Förderung nebeneinandergehen. Aber sie waren verschieden im Ausgang ihrer Bildung und in der Aufstellung neuer Ziele; deshalb der schroffe und offene Gegensatz, die tödtliche Entzweiung, nachdem der gemeinsame Gegner erlegen war.

Gottsched war der eifrige und bis zur leidenschaftlichen Ausschließlichkeit einseitige Parteigänger des französischen Classicismus. Dies ist sein geschichtliches Recht und Unrecht.

Th. W. Danzel hat in seinem höchst verdienstvollen Buch „Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848" einen ganz besonderen Nachdruck auf die Thatsache gelegt, daß Gottsched der Erste gewesen sei, welcher mit klarer Bewußtheit Begriff und Begründung einer deutschen Gesammtliteratur, der wissenschaftlichen sowohl wie der dichterischen, in das Auge gefaßt habe. Diese Thatsache ist unbestreitbar. Johann Christoph Gottsched, am 2. Februar 1700 zu Judithen bei Königsberg in Preußen geboren, hatte sich während seiner Universitätsjahre in Königsberg mit Fleiß in die Wolff'sche Philosophie eingelebt und hatte zugleich bei Professor Rhode und später bei Rhode's Nachfolger, dem Hofrath Pietsch, einem der namhaftesten Anhänger von Canitz und Besser, auf's emsigste dichterischen Uebungen obgelegen. Erfüllt von der Macht und Richtigkeit dieser Bestrebungen war früh in ihm der Gedanke entstanden, daß es nunmehr möglich geworden, den Deutschen eine Literatur zu schaffen, welche der Literatur fremder Völker sich ebenbürtig an die Seite stelle. Und dieser Gedanke wurde von ihm sofort auf's ernsteste in Angriff genommen, als er, vor den Gewaltthätigkeiten preußischer Werber, welchen sein hoher und stattlicher Körperbau verlockend in's Auge stach, aus Königsberg fliehend, 1724 nach Leipzig kam, und dort im Mittelpunkt deutschen Buchhandels für die Ausführung seiner Plane den günstigsten Boden fand. Die äußeren Erfolge

seines Strebens, das ihn 1729 zur Professur der Poesie, 1734 zu der der Philosophie und später mehrmals zum Rektorat führte, begünstigten und förderten die Erreichung seiner literarischen Ziele.

Mit sichtlichem Behagen weilt Gottsched in der Vorrede seiner „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst 1748“ bei dem willkommenen Umstand, daß keine Sprache der Welt eine so große räumliche Ausdehnung beherrsche als die deutsche. Und wie er in einem bemerkenswerthen Aufsatz der Kritischen Beiträge (Stück 10, S. 348 ff.) ausdrücklich betont, daß Thomasius mit seinen Bemühungen um die Ausbildung des deutschen wissenschaftlichen Ausdrucks die nothwendige und naturgemäße Ergänzung von Martin Opitz gewesen, so schreibt auch er selbst 1728 den „Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst“, welcher nicht blos die Poesie, sondern auch die Prosa, und zwar diese vornehmlich, zu läutern und zu bilden strebte. In der Vorrede zur zweiten Auflage seines Lehrbuchs der Weltweisheit hebt er besonders hervor, daß, wenn auch in die Wolff'sche Philosophie einige falsche Sätze gekommen sein sollten, sie doch eine Philosophie in deutschem Gewande sei. Als er 1727 als noch ganz junger Magister ein dichterisches Kränzchen, das in Leipzig unter dem Namen der Görlitzer Gesellschaft bestand, zu einer allgemeinen deutschen Gesellschaft erweiterte, suchte er offen dem Vorbild der französischen Akademie nachzueifern; ein Gedanke, der ihn sein Lebelang nicht verlassen hat und der allerdings die beste Verwirklichung seiner weitausgreifenden, aber rein äußerlichen Pläne gewesen wäre.

Jedoch das Hauptaugenmerk in dieser neuzuschaffenden deutschen Gesammtliteratur blieb ihm trotzalledem immer die Dichtung. Und zwar eine Dichtung nach dem Muster der französischen. Was für die Römer die Griechen waren, das sollten, wie er in seinen Anmerkungen zur Horazischen Dichtlehre ausführt, für Deutschland jetzt die Franzosen sein.

Gottsched war nicht der Anfang eines neuen Zeitalters, sondern der Abschluß des alten. Es ist der tiefste Kern seines Wesens, wenn er 1744 in der Vorrede zu der von ihm veranstalteten Ausgabe von

Neukirch's Gedichten sagt, „das güldene Zeitalter unserer Poesie müsse in denen Zeiten gesucht und festgesetzt werden, da Besser und Canitz, Neukirch, Günther und Pietsch gelebt und geschrieben haben". Das Bedeutende und Unterscheidende in Gottsched war nur, daß er nicht wie diese seine französirenden Vorgänger sich mit den kleinen und untergeordneten Dichtarten begnügte, sondern auch alle reinsten und höchsten Formen, vornehmlich das Drama, zu deutlicher wissenschaftlicher Erkenntniß und werkthätiger Ausübung bringen wollte.

Ziel und Eigenthümlichkeit Gottsched's liegt daher hauptsächlich in seinem Handbuch der Dichtlehre und in seinen Bestrebungen zur Hebung des deutschen Theaters.

Die erste Ausgabe der Dichtlehre erschien 1730 unter dem Titel: „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen; darinnen erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besonderen Gattungen der Gedichte abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden, überall aber gezeigt wird, daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe". Die zweite Auflage fällt in das Jahr 1737, die dritte 1742, die vierte 1751. Es ist der Standpunkt Boileau's, aber verflacht und vergröbert.

In der Vorrede zur ersten Auflage erzählt Gottsched ausführlich, wie er seit 1724 in der Bibliothek Burkhard Mencken's die besten kritischen Schriften der Alten und Neuen studiert habe; Aristoteles, Longin, Horaz, Scaliger, Boileau, Dacier, Bossü, Perrault, Beauhours, Fenelon, St. Evremond, Fontenelle, Shaftesbury, Steele, ingleichen die Vorreden von Corneille und Racine, und nachmals noch des Castelvetro, Müralt's und Voltaire's Beurtheilungen alter und neuer Poeten und Bodmer's Discurse der Maler. Die Lehrmeinungen des französischen Classicismus wurden für ihn um so bestimmender, da er auch die Kenntniß der Alten erst aus der zweiten Hand schöpfte und überall nur durch die Brille der französischen Uebersetzungen sah. Zwar hat Gottsched zuweilen das Gefühl von der Nothwendigkeit einer tieferen philosophischen Grundlage. „Wenn man ein gründliches Erkenntniß aller Dinge", sagt er (zweite Auf-

lage S. 93), „Philosophie nennt, so sieht ein Jeder, daß Niemand den rechten Charakter von einem Poeten wird geben können als ein Philosoph; aber ein solcher Philosoph, der von der Poesie philosophiren kann, welches sich nicht bei Allen findet, die jenen Namen sonst gar wohl verdienen.“ Er bezeichnet es als seine Aufgabe, daß die Regeln der Kunst aus der Vernunft und Natur hergeleitet werden müssen; ja er betont scharf und geflissentlich, daß die Vorschriften der Alten nicht deshalb bindend seien, weil sie in den Alten, sondern weil sie in der Natur der Dinge ihren festen und nothwendigen Grund hätten. Aber die Durchführung hält dieser Einsicht nicht Stand. Wo wissenschaftliche Begründung erforderlich war, erscheint immer nur eine Belegstelle aus Boileau.

Gottsched kennt keinen Zweck der Dichtung als den Zweck der trockensten und absichtlichsten Lehrhaftigkeit. „Die allerersten Sänger ungekünstelter Lieder“, meint er (S. 86), „haben nach der damaligen Einfalt der Zeiten wohl nichts anderes im Sinn gehabt, als wie sie ihren Affect auf eine angenehme Art ausdrücken wollten, so daß derselbe auch in Anderen eine gewisse Gemüthsbewegung erwecken möchte; dahin zielten ihre lustigen und traurigen, verliebten und spöttischen Lieder; ein Saufbruder machte den andern lustig, ein Betrübter lockte dem Andern Thränen heraus, ein Liebhaber gewann das Herz seiner Geliebten und ein Spottvogel brachte durch seinen beißenden Scherz das Gelächter ganzer Gesellschaften zuwege.“ „Aber“, fährt Gottsched fort, „die nachfolgenden Dichter mischten in die Schönheit des Ausdrucks weise Lehren und Sittensprüche; die alten Poeten waren die ersten Weltweisen, oder umgekehrt die ältesten Weltweisen bedienten sich der Poesie, das rohe Volk dadurch zu zähmen.“ Auf Grund solcher Betrachtungen fragt daher Gottsched (S. 151), „ob alle poetischen Fabeln nothwendig moralische Absichten haben müssen?“ Antwort: „Man antwortet darauf, daß es freilich wohl möglich sei, Fabeln zur bloßen Belustigung zu ersinnen, dergleichen manches Mährlein ist, so die Ammen ihren Kindern erzählen, ja dergleichen die meisten Romanschreiber in ihren Büchern ausbrüten; allein da es möglich ist, die Lust mit dem

Nutzen zu verbinden und ein Poet auch ein rechtschaffener Bürger und redlicher Mann sein muß, so wird er nicht unterlassen, seine Fabeln so lehrreich zu machen, als ihm möglich ist; ja er wird keine einzige ersinnen, darunter nicht eine wichtige Wahrheit verborgen läge, „denn omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci". Und Gottsched frägt weiter: „Wie greift man indessen die Sache an, wenn man gesonnen ist, als ein Poet ein Gedicht oder eine Fabel zu machen? Dieses ist freilich das Hauptwerk in der ganzen Poesie; Vielen, die sonst ein gutes Naturell zur Poesie gehabt, ist es blos deswegen nicht gelungen, weil sie es in der Fabel versehen haben". Gottsched löst diese Frage folgendermaßen: „Zu allererst wähle man sich einen lehrreichen moralischen Satz nach Beschaffenheit der Absichten, die man sich zu erlangen vorgenommen; hierzu ersinne man sich eine ganz allgemeine Begebenheit, worin eine Handlung vorkömmt, daran dieser erwählte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt. Nunmehro kömmt es auf mich an, wozu ich diese Erfindung brauchen will, ob ich Lust habe, eine äsopische, komische, tragische oder epische Fabel daraus zu machen. Alles beruht hierbei auf der Benennung der Personen, so darin vorkommen sollten. Aesopus würde ihnen thierische Namen geben; wäre ich Willens, eine komische Fabel daraus zu machen, so müßten die Personen, so dabei vorkämen, bürgerlich sein, denn Helden und Prinzen gehören in die Tragödie; die Tragödie ist von der Comödie nur in der besonderen Absicht unterschieden, daß sie anstatt des Gelächters die Verwunderung, das Schrecken und Mitleiden zu erwecken sucht, daher pflegt sie sich lauter vornehmer Leute zu bedienen, die durch ihren Stand, Namen und Aufzug mehr in die Augen fallen; und für die epische Fabel, die das Meisterstück der ganzen Poesie ist, müssen die Personen die ansehnlichsten von der Welt, nämlich Könige, Helden und große Staatsleute sein, und Alles muß darin groß, seltsam und wunderbar klingen".

Wie platt und beschränkt! Die Enge dieser Anschauung rächt sich sogleich in den nächsten Folgerungen. Erstens hat Gottsched nur einen Maßstab für Reflexionsdichtung. Seine thatsächliche

Schätzung der Dichter und Dichtungen befindet sich, wie Franz Servaes in seiner „Poetik Gottsched's und der Schweizer“ sehr hübsch ausgeführt hat, in einem klaffenden Gegensatz zu der eigenen Forderung, daß die Poesie „Nachahmung der Natur“ sein solle. Die besten Dichter sind ihm, wie er (S. 125) ausdrücklich erklärt: „Terenz, Virgil, Horaz von den Lateinern; Petrarcha und Tasso von den Italienern; Malherbe, Corneille, Boileau, Racine, Molière und Voltaire von den Franzosen; Heinsius und Cats von den Holländern; Opitz, Dach, Flemming, beide Gryphier, Canitz, Besser und Günther von unseren Landsleuten“. Wo bleibt Homer und die tragische Dichtung der Griechen? Hier liegt der Grund, warum sich Gottsched später so entschieden gegen die Anerkennung Milton's und Shakespeare's sträubte. Und zweitens verleugnet Gottsched auch für die ausübende dichterische Thätigkeit die unverbrüchliche Ursprünglichkeit angeborner Schöpferkraft. Weil ihm selbst die holde Gabe der Phantasie versagt war, hält er sie überhaupt nicht für nöthig. Es ist wahr, die beiden ersten Ausgaben der kritischen Dichtkunst sprechen noch von der dichterischen Begabung, von dem angeborenen Talent und Genie als dem Ersten und unbedingt Vorauszusetzenden, und von der Schule und Zucht der Regel als dem erst nachträglich Hinzutretenden, Bildenden und Zügelnden; sie berufen sich sogar auf die Verse Rachel's, „denn wer nicht von Natur hiezu ist wie geboren, bei dem ist Kunst und Fleiß und Uebung auch verloren“. Aber auch schon in diesen ersten Ausgaben wird nirgends ein Anlauf genommen, diesem Ausgangspunkt gebührend Rechnung zu tragen. Der zweite Theil, welcher die besonderen Dichtarten behandelt, verwässert sich ganz und gar in eine „Anleitung, Gedichte zu fertigen“. Besonders gilt dies von der Abhandlung über die Tragödie. Das Traurigste aber war, daß, als allmälich Einwürfe gegen diesen Grundmangel laut wurden, Gottsched aus Eigensinn und beleidigter Eitelkeit denselben nur noch verschlimmerte. Mit jeder folgenden Auflage tritt die Naturkraft der Phantasie immer mehr in den Hintergrund; zuletzt wird sie ganz und gar verdrängt und vergessen. In der Vorrede zur dritten

Auflage entschlüpft Gottsched die verrätherische Aeußerung, daß man aus seinem Werk eine Ode, Cantate und alle übrigen Gedichtarten „machen lerne“; ja er preist diese handwerksmäßige Anleitung als den eigensten und ausschlaggebenden Vorzug seiner Dichtlehre vor der inzwischen erschienenen Dichtlehre Breitinger's, welche sich ungehöriger Weise mit diesen Einzelheiten gar nicht beschäftige.

Sicherlich hatte Gottsched's Dichtlehre große Verdienste. Sie war der erste umfassende Versuch, das Denken der Deutschen auf Kunst und Dichtung zu lenken, und muß als solcher daher mehr noch als die spätere Aesthetik Baumgarten's der Anfang und die Begründung der deutschen Kunstwissenschaft genannt werden. Und sie hatte überdies die höchst vortheilhafte und unmittelbar eingreifende Folge, daß durch sie die Nachzügler der zweiten schlesischen Schule auch den letzten Rest ihrer Geltung verloren. Die formlose Ungebärdigkeit wurde in eine feste, wenn auch pedantische Schule genommen. Daher die in ihrer Art großartige und fast beispiellose Dictatur, welche Gottsched länger als ein Menschenalter hindurch in der deutschen Geschmacksrichtung ausgeübt hat; eine tonangebende Stellung, und sei es auch nur für kurze Zeit, kann Keiner einnehmen, der nicht etwas wirklich Neues und Lebenerweckendes in die Geschichte einführt. Aber ebenso sicher ist, daß die Plattheit durch diese Dichtlehre unsäglichen Vorschub erhielt. Man muß die Briefe seiner Schüler lesen, welche Danzel in seinem trefflichen Buche über Gottsched zahlreich veröffentlicht hat, um zu sehen, wie die fingerschnelle Versmacherei nun erst recht den Freibrief erhalten zu haben meinte. Die kritische Dichtung Gottsched's glich einer Grammatik; wer fertigte nun nicht mit gutem Willen und leidlichem Verstand ein Exercitium? Lessing schildert dieses Unwesen schlagend, wenn er in der Vorrede zu Mylius' Schriften sagt, daß Gottsched Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen habe.

Weit schätzenswerther als in der „Kritischen Dichtkunst“ zeigt sich Gottsched indeß in dem literarischen Sammelwerke, das er von 1732 bis 1744 erscheinen ließ: den „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“. Hier hat er sich um

das literarhistorische Studium bleibende Verdienste erworben, hier zeigt er in der Würdigung älterer deutscher Schriftsteller, nicht eingeengt von den französischen Vorurtheilen, den bedeutenden Geist, der ihm zweifellos eigen war, der aber leider mehr und mehr verschnürt und verbildet wurde.

Wir kommen zum zweiten Hauptpunkt der Gottsched'schen Wirksamkeit, zur Betrachtung seiner dramaturgischen Bestrebungen.

Je ausschließlicher Gottsched seine Augen nach Frankreich gerichtet hatte, um so unabweislicher mußte ihm die Hebung dramatischer Kunst und Literatur tiefstes Herzensbedürfniß werden.

Der Gipfelpunkt der französischen Dichtung war das Drama. Wie aber stand es um das Drama in Deutschland?

Es galt, die deutsche Bühne „auf französischen Fuß" zu stellen.

Gottsched hat in der Vorrede zur ersten Auflage seines „sterbenden Cato" 1732 über die Entstehungsgeschichte seiner dramaturgischen Ueberzeugungen und Bestrebungen ausführlich Bericht erstattet. Er war noch in Königsberg, als er zum ersten Mal Lohenstein's Trauerspiele las; sie konnten seinen Geschmack nicht befriedigen. Ebenso erging es ihm mit der Opitz'schen Uebersetzung der Sophokleischen Antigone; die rauhen Verse verleideten ihm den Inhalt. Einige Jahre nachher lernte er Boileau kennen; durch diesen wurde seine Aufmerksamkeit auf Molière und Corneille gerichtet. Er las die französischen Dramatiker. In Königsberg aber hatte er nicht Gelegenheit, dramatische Aufführungen zu sehen. Um so emsiger war er in seinen Theaterbesuchen in Leipzig. Dort spielten zur Meßzeit die „privilegirten Dresdner Hofcomödianten", die Haak-Hoffmann'sche Truppe. Aber was für Stücke? „Lauter schwülstige und mit Harlekinslustbarkeiten untermengte Haupt- und Staatsactionen, lauter unnatürliche Romanstreiche und Liebeswirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten waren dasjenige, so man daselbst zu sehen bekam. Das einzige gute Stück, so man aufführete, war der Streit zwischen Ehre und Liebe oder Roderich und Chimene, Corneille's Cid; aber nur in ungebundener Rede übersetzt." Gottsched fügt hinzu, wie er hier in der empfindlichsten

Weise sich von dem großen Unterschied zwischen einem ordentlichen Schauspiel und einer regellosen Vorstellung der seltsamsten Verwirrungen überzeugt habe. Gottsched wendete sich an den Principal der Truppe mit der Frage, warum er nicht mehrere solche Stücke, warum er namentlich nicht die Trauerspiele von Andreas Gryphius aufführe, und erhielt zur Antwort, daß, obgleich dies früher geschehen sei, man jetzt Stücke in Versen, zumal ernsthafte ohne lustige Person, nicht mehr sehen wolle. Gottsched übersetzte aus den Schäfergedichten Fontenelle's den Endymion. Der Principal wagte nicht, das Stück auf die Bretter zu bringen. Gottsched aber ließ sich durch dieses erste Mißlingen nicht einschüchtern. Er strebte zunächst nach tieferer theoretischer Einsicht, er suchte nach Regeln. Allein die deutschen Anleitungen der Dichtkunst gaben entweder gar keine Auskunft oder doch nicht genügende. Er greift nach Dacier's Uebersetzung der Aristotelischen Poetik, darauf nach Casaubonus' de Poesi Satyrica Graecorum, nach Rappolt's Poetica Aristotelica, nach Daniel Heinsius' Schrift de Tragoediae Constitutione, nach Hedelin's Pratique du Théâtre, dann nach St. Evremond und dem englischen Spectator, nach Brumoy's théâtre des Grecs, nach Riccoboni's Histoire du Théâtre italien und besonders nach den kritischen Vorreden und Abhandlungen, mit welchen die französischen Dramatiker ihre Dichtungen einzuleiten und zu befürworten pflegen. Und nun beginnt er mit verstärkter Kraft, mit planvoller Bewußtheit, unterstützt vom Schauspieldirector Neuber und dessen geistvoller und vielthätiger Gattin, der bekannten Neuberin, welche die Hoffmann'sche Truppe übernommen hatten, 1727 auf's neue den diesmal siegreichen Feldzug. Es lohnt, Gottsched's eigene Worte anzuführen. Er sagt: „Je mehr ich nun durch die Lesung aller dieser Werke die wohleingerichtete Schaubühne der Ausländer kennen lernte, desto mehr schmerzte es mich, die deutsche Bühne noch in solcher Verwirrung zu sehen. Indessen aber, daß mir das Licht nach und nach aufging, so geschah es, daß die Dresdner Hofcomödianten einen anderen Principal bekamen, der nebst seiner geschickten Ehegattin, die gewiß in der Vorstellungskunst keiner Französin oder Engländerin etwas

nachgiebt, mehr Lust und Vermögen hatte, das bisherige Chaos abzuschaffen und die deutsche Comödie auf den Fuß der französischen zu setzen. Den ersten Vorschub dazu that der Hochfürstlich Braunschweigische Hof, woselbst zu des höchstseligen Herzog Anton Ulrichs Zeiten schon längst ein Versuch gemacht worden war, die Meisterstücke der Franzosen in deutsche Verse zu übersetzen und wirklich aufzuführen; man gab ihnen die Abschriften vieler solcher Stücke und obgleich sie mit dem Regulus des Pradon, eines nicht zum besten berüchtigten Poeten, den Anfang machten, den Bressand am obengedachten Hof schon vor vielen Jahren in ziemlich rauhe Verse übersetzt hatte, so gelang ihnen doch dieses Stück durch die gute Vorstellung so gut, daß sie auch den Brutus, ingleichen den Alexander und Porus von eben diesem Uebersetzer und bald darauf auch den Cid des Corneille aufführten, der aber von einem weit geschickteren Poeten (Geh. Kriegsrath Lange, ältestem Bürgermeister in Leipzig) in viel reinere und angenehmere Verse übersetzt war als jene und also auch ungleich mehr Beifall fand als alle poetischen Stücke, die man bisher gesehen hatte. Hierauf schlug ich, die angefangenen Verbesserungen unserer Schaubühne so viel nur möglich war festzusetzen und zu unterstützen, dem dermaligen Director derselben auch den von einem vornehmen Rathsgliede in Nürnberg (Führer) übersetzten Cinna vor. Wie nun dieses Meisterstück Corneille's durchgehends großen Beifall fand, so machte ich selbst endlich mit Uebersetzung der Iphigenia aus dem Racine einen Versuch und spornte zugleich ein paar gute Freunde und geschickte Mitglieder der deutschen Gesellschaft allhier an, dergleichen zu thun, da denn der eine den anderen Theil des Cid oder Ximenens Trauerjahre, der andere aber die Berenice aus dem Racine in's Deutsche brachte. Alle aber wurden mit ziemlichem Beifall aufgeführt, so daß man dergestalt schon acht regelmäßige Tragödien in Versen auf unserer Schaubühne sehen konnte. Ich schweige, was wir der geschickten Feder Herrn Koch's, eines der geschicktesten Acteurs, hierin zu danken haben, der uns ein paar Stücke von Titus Manlius selbst geliefert, den verheiratheten Philosophen aus dem Französischen übersetzt, die

Sinilde aber aus des Herrn Geheimen Secretärs König Opera „Sanzio“ entlehnt und mit einiger Umänderung in eine Tragödie verwandelt hat“. Hierauf aber folgte der sterbende Cato Gottsched's aus dem gleichnamigen Stück Addison's und des Franzosen Deschamps zusammengearbeitet. Eine Schaar begeisterter und betriebsamer Anhänger stellte sich alsbald unter die neue Fahne. (Vgl. Gottsched's kritische Beiträge, Stück 23, S. 521 ff.)

Danzel hat behauptet und durch die Schriften und Briefe Gottsched's scheint diese Behauptung bestätigt zu werden, daß es nicht, wie man gewöhnlich annimmt, die Frau, sondern Herr Neuber war, welcher damals die Truppe leitete und sich zum wirksamsten Verbreiter des neuen „gereinigten“ Drama machte. Aber die urkundliche Wahrheit ist trotzalledem, daß, wie das kurfürstlich sächsische Privilegium vom 8. August 1727, welches Fürstenau im zweiten Bande der „Geschichte der Musik und des Theaters in Sachsen“ mittheilt, beide Gatten gemeinsam als Inhaber bezeichnet, der Mann nur die äußeren Geschäfte führte, die Frau jedoch von Anfang an die eigentlich künstlerische Seele des ganzen Unternehmens war. Frau Neuber aber willfahrte dem Plan Gottsched's um so lieber, da sowohl sie selbst, wie ihr erster Heldenspieler, Kohlhardt, sich die französische Declamationsmanier vollständig angeeignet hatten und durch dieselbe den reichsten Beifall fanden. Mit seltenem Eifer und fast beispielloser Uneigennützigkeit wirkte die Neuber'sche Truppe in Leipzig, wo sie ihren festen Sitz hatte, und auf ihren Wanderungen in Braunschweig, Hannover, Hamburg, Lübeck, Kiel, Nürnberg, Straßburg und Dresden für diese Zwecke; unbeirrt durch manche Ungunst und Einbuße, welche eine so kühne Neuerung unvermeidlich zur Folge hatte. Die Briefe Neuber's an Gottsched, welche Danzel mittheilt, drängen nur immer nach Vervollständigung des Repertoirs. Es wurden in den Jahren 1727—1740 siebenundzwanzig regelmäßige neue Stücke gegeben; theils Uebersetzungen, theils Bearbeitungen.

Es war daher ein harter Schlag für Gottsched, als im Jahr 1740 die Neuber'sche Gesellschaft wegen allerlei Hemmungen, durch

welche die Regierung ihr Privilegium beeinträchtigte, einen auf Anlaß des Herzogs von Kurland, Ernst Biron, von der Kaiserin Anna an sie ergangenen Ruf nach Petersburg annahm. Gottsched, von ebenso zäher Ausdauer als allzeitfertiger Betriebsamkeit, suchte diesem Uebelstand, daß ihm nunmehr die lebendige Unterstützung der Bühne mangelte, durch die Herausgabe einer periodischen Schrift „Die deutsche Schaubühne“ die verderblichste Spitze abzubrechen. Die Ankündigung derselben in den Kritischen Beiträgen (Stück 23, S. 524) sagt: „Deutschland hat durch diese Abreise die einzige kluge und wohleingerichtete Schaubühne verloren, die es in seinen Grenzen gehabt hat. Damit aber der gute Geschmack, den die Liebhaber dieser gereinigten Schaubühne bereits so überflüssig gewiesen, nicht mit der Abwesenheit dieser Gesellschaft wieder auf das alte Chaos verfallen möge, junge Dichter aber auch den Muth nicht sinken lassen dürfen, da sie das Vergnügen nicht mehr haben können, Stücke, so sie etwa übersetzt oder selbst verfertiget, gut aufführen zu sehen, so hat man sich entschlossen, nach Art der Ausländer auch eine deutsche Schaubühne im Druck herauszugeben, die aus Regeln und Exempeln der theatralischen Poesie bestehen wird. — — Jeder Band wird allemal drei Trauerspiele und drei Lustspiele theils in gebundener, theils in ungebundener Rede bringen. Wer nun von unseren jungen deutschen Dichtern seine Kräfte an der theatralischen Poesie versuchen und die entweder übersetzten oder selbstgemachten Stücke an Herren Prof. Gottscheden versenden will, der soll, nachdem dieselben den Regeln der Schaubühne gemäß und in reinen Versen abgefasset sein werden, das Vergnügen haben, in den künftigen Theilen seine Arbeit eingerückt zu sehen, auch wohl an Büchern aus Breitkopfischem Verlag, die ein Jeder nennen kann, eine Erkenntlichkeit erhalten“.

Der Versuch gelang über Erwarten. Trauer- und Lustspiele strömten von allen Seiten herbei; die Sammlung brachte im Lauf von fünf Jahren in sechs Bänden siebenunddreißig dramatische Werke. Man rühmte mit prahlerischem Stolz, das deutsche Drama sei jetzt aus der Uebersetzung bereits zur Selbstschöpfung vorgeschritten. Und der gebildete Theil der deutschen Zuschauerwelt, von der fran-

zösirenden Bildung der Zeit ergriffen, des herrschenden Bühnenunwesens müde, kam der neuen Geschmacksrichtung willig entgegen. Hatte bereits in den Zeiten der ersten Anfänge Neuber mit diesen französirenden Stücken überall die glänzendsten Erfolge gehabt, so daß bedeutende Städte, wie z. B. Breslau, in dringenden Briefen Gottsched baten, daß er „zur Verbesserung des Geschmacks" den berühmten Neuber einmal auch zu ihnen senden möge, so übte jetzt das gedruckte Werk seine Wirkung nach allen Orten gleichzeitig aus. Die Theilnahme steigerte sich von Tag zu Tag. Zwar wurden noch immer Haupt- und Staatsactionen gegeben; aber wollten die Schauspielertruppen die Kasse füllen, so sahen sie sich mehr und mehr genöthigt, auch ihrerseits den neuen Weg einzuschlagen. Johann Friedrich Schönemann, seit 1730 zur Neuber'schen Truppe gehörig und seit 1740 Vorsteher einer eigenen Truppe, tritt fortan zu Gottsched in ein ganz ähnliches Verhältniß wie früher Neuber und bringt fast alle nach und nach erscheinenden Stücke der Gottsched'schen Schaubühne zur Darstellung. Ja, selbst Franciscus Schuch, der berühmte Harlekinsspieler, bei welchem sich die Burlesken am längsten erhielten, stößt eine Zeitlang in das Horn der Classicität (vergl. Danzel a. a. O. S. 163).

So verdrängte das regelmäßige, d. h. das den französischen Bühnengewohnheiten nachgebildete Drama die überkommenen Hannswurstiaden und Hauptactionen fast gänzlich. Wer hätte ahnen können, daß diese Herrschaft des Classicismus eine so rasch vorübereilende sein würde?

Unterschätzen wir die Verdienste Gottsched's um die dramatische Kunst und Literatur nicht. Wenn Lessing in jenem berühmten Angriff der Literaturbriefe dieselben völlig leugnet, so ist dies dem rücksichtslosen Feuereifer des für eine neue und höhere Anschauung erglühten Parteimannes billig nachzusehen; aber daraus folgt nicht, daß die ruhig geschichtliche Betrachtung, die über die nothwendige Einseitigkeit des unmittelbar Handelnden erhaben sein soll, nun unbedenklich in dasselbe unbedingte Verwerfungsurtheil einstimmen müsse. Gottsched hat das unzertrennliche Band zwischen Bühne und Literatur

wieder hergestellt und damit nicht blos der Dichtung, sondern auch der Kunst der Darstellung wieder Schule und Schranke gebracht. Schwerlich hätte Lessing seine tiefere Einsicht in Bau, Gliederung und die innere Einheit des dramatischen Kunstwerks gewonnen, wäre ihm Gottsched nicht vorangegangen, dessen Standpunkt seine eigenen Jugenddramen noch harmlos theilen. Wohl hat Lessing Recht, wenn er Gottsched tadelt, er habe ganz und gar die eigenartige und volksthümliche Bahn verlassen; aber wie wüst, wie unwegsam, wie von wildem Gestrüpp überwuchert war damals diese Bahn! Hatte nicht mit der französischen Staatsidee des Absolutismus und dem damit verbundenen Uebergewicht der ausschließlich höfischen Bildung in ganz Europa der französische Classicismus obgesiegt? Stand nicht selbst England, das in seinem Shakespeare ein so gewaltiges Muster volksthümlicher und dabei tief künstlerischer Dramatik erzeugt hatte, unter dem Druck derselben störenden Einflüsse? Und wir wollten gegen Gottsched den Stein erheben, weil er in dem berechtigten und ruhmvollen Streben, die verwilderte und entwürdigte deutsche Bühne auf die Höhe der herrschenden Zeitbildung zu bringen, nicht zugleich auch die Kraft und die Einsicht besaß, bereits die Unzulänglichkeit und Unnatur jener überall als unantastbar geltenden Regeln und Vorbilder zu durchschauen? Gegen den grausen Mordspektakel der Haupt- und Staatsactionen war selbst die platteste regelmäßige Tragödie ein Fortschritt, mochte sich diese auch zu Corneille und Racine verhalten wie die Erstorbenheit des politischen Lebens Deutschlands zu dem rüstigen Aufstreben Richelieu's. Freilich war es eine lächerliche Harlekinade, als 1737 die Neuberin auf der Leipziger Bühne den Harlekin öffentlich verbrannte; aber es war dabei nicht auf jenen buntscheckigen Narren allein abgesehen, sondern man sprach damit aus, daß fortan die rohe Zote und das wilde und freche Stegreifspiel von der gereinigten Bühne verbannt sei, daß für pöbelhaften Sinnenreiz der denkende Geist, für die Maske des stehenden Possenreißers die feinere Komik lebendiger Charaktergestaltung eintrete. Und wenn der sonst so nüchterne und kalte Gottsched warm und beredt wird in seiner Bekämpfung der

Oper, wer kann ihm dies angesichts des sinnlosen und gauklerischen Augenprunks verargen, welchem damals gerade in seiner nächsten Nähe die Ausstattung der Hasse'schen Opern in Dresden fröhnte, zumal so viele seiner Einwürfe selbst jetzt noch, nachdem doch die deutsche Oper durch die große Schule Gluck's, Mozart's und Beethoven's hindurchgegangen, noch immer höchst bedauerlich zutreffen?

Aber allerdings ist diese geschichtliche Rechtfertigung nicht zugleich auch die künstlerische. Wie wäre Gottsched, dem alle dichterische Kraft fehlte, grade dem Gipfel aller Dichtung, dem Drama, gewachsen gewesen? Wie dürftig ist: „der sterbende Cato", obgleich er sich an nicht verächtliche Muster anlehnt! Die „Correctheit", auf welche Gottsched drang, wurde ihm zur plattesten Prosa. Es ist in dieser Beziehung überaus bezeichnend, daß Gottsched für Molière niemals ein Herz fassen konnte, sondern sich mit entschiedener Vorliebe zu Destouches neigte. In jener erwähnten Ankündigung seiner deutschen Schaubühne rühmt er ganz besonders am neuen deutschen Lustspiel, „wie auch dieses von dem alten Wust gereinigt und soweit gebracht worden, daß man auf der Neuber'schen Bühne weder den Harlekin, noch Scaramuz, noch die anderen Narren der Welschen mehr sieht, die doch Molière in seinen Komödien nicht gänzlich vermieden". Weil Gottsched zur Ausfüllung des neugeforderten Repertoirs den Mangel deutscher Stücke schmerzlich empfand, hielt er es für völlig genügend, nur für die nöthige Masse zu sorgen, unbekümmert darum, ob durch solche Fabrikwaare auch die höheren Forderungen der Kunst und Poesie erfüllt seien. Daher die schreckenerregende Unzahl seichter und platt zusammengestoppelter Werke, mit welcher er selbst, seine selbstlos sich für seine Bestrebungen aufopfernde Gattin, seine Schüler und Anhänger die Bühne und Literatur überschwemmten. War schon in den niederen Dichtarten die elende Versmacherei unerträglich, wie schal und fade mußte eine Dramatik sein, die das ohnehin gespreizte Vorbild des französischen Classicismus durch die geistloseste und handwerksmäßigste Nachahmung vollends entwürdigt und entgeistigt hatte!

Zum Glück jedoch lag in dieser äußersten Entartung zugleich der Anstoß des kräftigsten Umschwungs. Wer das Bessere fühlte und ahnte, konnte auf die Dauer nicht schweigen.

Seltsam genug! Die ersten Plänklergefechte gegen Gottsched's unbedingte Oberherrschaft gingen von derselben Frau Neuberin aus, welche früherhin am meisten dazu beigetragen hatte, ihn auf den Thron zu erheben. Schon vor ihrer Abreise nach Rußland hatte sich eine kleine gegenseitige Verstimmung vorbereitet. Die Neuberin hatte 1739 Gottsched erzürnt, indem sie sich geweigert hatte, die in der Stüve'schen Uebersetzung einstudierte Alzire Voltaire's nach einer schlechteren Uebersetzung seiner „geschickten Freundin" umzustudieren. Die Hoffnungen, welche Frau Neuber auf Petersburg gesetzt hatte, waren durch den plötzlichen Tod der Kaiserin und den dadurch herbeigeführten Sturz Biron's gescheitert. Zur Ostermesse 1741 war sie nach Leipzig zurückgekehrt und sah Schönemann von Gottsched entschieden bevorzugt. Frau Neuber, durch ihre letzten leidvollen Erfahrungen ohnehin verbittert, sann auf Rache. Als Nachspiel zu der Burleske „das Schlaraffenland" parodirte sie den dritten Akt des sterbenden Cato; ein kecker Streifzug, der zum allgemeinsten Gelächter ausfiel. Und als Gottsched darauf auch seinerseits seine Anfeindungen steigerte, antwortete Frau Neuber noch kecker mit einem von ihr selbst verfaßten Vorspiel: „Der allerkostbarste Schatz", welches am 18. September 1741 aufgeführt wurde. Der von Fürstenau als Beilage zum zweiten Band seines oft erwähnten Werkes mitgetheilte Theaterzettel läßt das Heftigste vermuthen; es erscheinen die „Kunst" als eine Pilgerin, welche statt des Pilgerstabes einen Maßstab und Zirkel, und die „Arbeit", welche ein Reißbrett, ein Buch von Papier und eine Schwanenfeder trägt; es erscheint „die Unerfahrenheit" ohne Kopf, doch mit Händen, die „Wahrscheinlichkeit" als ein Gelehrter im Hauskleid, der „Hochmuth" und das „Vorurtheil" als Furien; und Gottsched selbst wurde dargestellt als „der Tadler", „in Gestalt der Nacht in einem Sternenkleid mit Fledermausflügeln, in der Hand eine Blendlaterne und um den Kopf eine Sonne von Flittergold". Graf Brühl, von Natur vor-

nehm scandalsüchtig und überdies gegen Gottsched persönlich aufgereizt durch seinen Sekretär Rost und den Hofpoeten König, wohnte der Vorstellung bei. Ja, als Gottsched gegen eine für den 4. October angekündigte Wiederholung bei dem Rath Protest eingelegt hatte, erließ Brühl an demselben Tage einen Kabinetsbefehl: „Der Rath von Leipzig solle das Stück ferner ungestört aufführen lassen, ohne künftiges Protestiren oder Appelliren im geringsten zu attendiren.“

Ohne Einfluß war dieser tolldreiste Angriff sicherlich nicht, obgleich sein Erfolg der seitdem mehr und mehr herabkommenden, ränkesüchtigen Angreiferin nicht zu Gute kam. Eine spätere Streitschrift sagt ausdrücklich, daß „die Zeit, da die Neuberin mit dem Herrn Professor gebrochen hat, für den Periodus anzusehen sei, wo die erbärmliche erhabene Schreibart der Gottsched'schen Schule von der Schaubühne verbannt und dagegen die natürliche und genaue eingeführt worden“.

Jedoch wirklich wissenschaftliche und darum entscheidende Gegner Gottsched's waren nur Bodmer und Breitinger.

Bodmer und Breitinger haben weniger massenhaft und unmittelbar in den Gang unserer Dichtung eingegriffen als Gottsched, und ihr Angedenken ist doch in größeren Ehren geblieben. Das Geheimniß ihrer Ueberlegenheit ist, daß sie, wenn auch nicht in der Ausübung, so doch in der Kunstlehre die Natur des Dichterischen, die Grundzüge des eigenartig Künstlerischen besser zu wahren wissen.

Man pflegt mit Recht Bodmer und Breitinger immer gemeinsam zu nennen, denn ihre Thätigkeit ist eine durchaus gemeinsame. Beide standen sich im Alter nah; Johann Jacob Bodmer war am 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich, Johann Jacob Breitinger am 1. März 1701 zu Zürich geboren. Beide waren Amtsgenossen; Bodmer war seit 1725 Professor der eidgenössischen Geschichte und Politik, Breitinger seit 1731 Professor der hebräischen und später der griechischen Sprache am Züricher Gymnasium. Schon in der ersten durchschlagenden Schrift, in den Discursen der Maler, waren Beide gemeinsam betheiligt. In dem Buch: „Von dem Einfluß und Ge-

brauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmackes oder genaue Untersuchung aller Arten Beschreibungen, worin die auserlesensten Stellen der berühmtesten Poeten dieser Zeit mit gründlicher Freiheit beurtheilt werden. Frankfurt und Leipzig 1727" ist die Zueignung an Wolff, obgleich nur in der Einzahl sprechend, mit J. B. J. B., d. h. Jacob Bodmer und Jacob Breitinger, unterzeichnet. Bodmer erklärt in der Vorrede zu Breitinger's „Kritischer Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauch der Gleichnisse. Zürich 1740" mit großer Genugthuung, daß der Inhalt „von seinem ersten und rohen Samen bis zu seiner Zeitigung in allen verschiedenen Graden des Wachsthums" die stete Unterhaltung der vergnügtesten Stunden auf Spaziergängen gewesen und daß er dieses Werk daher mit nicht geringerer Neigung als wie seine eigenen betrachte; und von Breitinger sind, wie Mörikofer in seiner „Geschichte der schweizerischen Literatur im 18. Jahrhundert" S. 113 berichtet, noch heut handschriftliche Aufzeichnungen vorhanden, in denen er an Bodmer schreibt, daß er sich der Gedanken Bodmer's soviel als möglich bedient, aber dieselben ergänzt und systematischer ausgebaut habe. Kein kritisches Buch Breitinger's, zu welchem nicht Bodmer, kein kritisches Buch Bodmer's, zu welchem nicht Breitinger eine Vorrede geschrieben hätte. Der erste Anstoß, die maßgebende Idee kam meist von Bodmer; Breitinger aber war der Prüfende, Ordnende, Ausführende. Im tiefsten Kern sind Beide übereinstimmend; aber Breitinger, ernster und gemessener, hat sich niemals zu jenen thörichten Uebertreibungen fortreißen lassen, mit denen später Bodmer in seiner kraftlosen Nachahmung Klopstock's und in seinem unverständigem Kampf gegen Lessing seinen Namen schädigte.

Bodmer und Breitinger hatten lange Zeit mit Gottsched in vollster Eintracht und in der regsten gegenseitigen Förderung gelebt. Vor 1740 ist der Streit nicht ausgebrochen. Wie Gottsched mehrfach laut und offen die Anregungen rühmt, welche er von den Discursen der Maler erhalten, so erblickten anfänglich auch die Schweizer in Gottsched einen rührigen und entschlossenen Mitkämpfer. Sie standen im freundschaftlichsten Briefwechsel; Danzel hat sehr

schätzbare Auszüge desselben gegeben. Auch wo Meinungsverschiedenheiten hervorbrechen, fehlt es nicht an schonenden Rücksichten. Sogar die Uebersetzung Milton's von Bodmer wird 1732 von Gottsched in den Kritischen Beiträgen, Seite 292, arglos empfohlen; erst acht Jahre später erfolgte im vierundzwanzigsten Stück, S. 652, ein scharfes Verwerfungsurtheil. Breitinger übersendet am 1. Juni 1739 seine eben erschienene Kritische Dichtkunst; und obgleich dieses Buch in einzelnen Stellen seine tiefen Abweichungen von Gottsched gar nicht verhehlt, so sind doch die Einwände gegen Gottsched höchst milde und leidenschaftslos vorgetragen; ja man sieht, daß oft geflissentlich die Gelegenheit herbeigeführt wird, Gottsched, wenn auch nicht als Kritiker, so doch als Dichter bereitwillig zu loben.

Doch lag unter dieser äußerlichen Eintracht ein glimmender Funke, welcher dereinst unausbleiblich zu offener Zwietracht entbrennen mußte.

Wie Gottsched von den Franzosen, so waren die Schweizer in ihrer Bildung von den Engländern ausgegangen. „Addison“, sagt Bodmer in einem Gedicht der von Gotthold Friedrich Stäudlin 1783 herausgegebenen „Apollinarien“, „hatte mein Herz; mit ihm ging ich aus meinem Winkel und that die ersten Besuche bei den handelnden Menschen.“ Die erste Zeitschrift Bodmer's „Die Discurse der Maler“ gab Zeugniß von der Lebendigkeit, mit welcher Bodmer diese Anregungen erfaßte. Durch die warme Begeisterung, mit welcher Addison in einer Abhandlung des Spectator den fast vergessenen Milton wieder in das Gedächtniß zurückgeführt hatte, war Bodmer schon früh auf Milton gelenkt worden. Seine Uebersetzung des verlorenen Paradieses war bereits 1724 vollendet; nur buchhändlerische Verwickelungen hatten das Erscheinen derselben bis 1732 verzögert. Allmählich erweiterten sich diese Studien mehr und mehr. Im Jahr 1737 übersetzte Bodmer Butler's Hudibras. Anklänge an englische Dichter und Schriftsteller begegnen uns bei ihm überall. Breitinger nimmt an allen diesen Dingen den eingehendsten Antheil. Wie also hätten die Schweizer auf die Dauer mit der Ausschließlich-

keit der Gottsched'schen Classicität Hand in Hand gehen können? Sie mußten den Gegensatz um so tiefer und heftiger empfinden, je störrischer und geistloser, je einflußreicher und herrschsüchtiger Gottsched seine engherzigen Grundsätze durchführte.

Längere Zeit schon waren die Hauptschriften der Schweizer im Stillen vorbereitet. In den Jahren 1739 — 1741 erschienen sie sodann in rascher Folge. Es sind von Bodmer die „Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen“ sowie die „Kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter“; von Breitinger die „Kritische Dichtkunst“ und die „Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse“.

Kahl und beschränkt ist auch der Gesichtskreis der Schweizer. Sie leiden noch an dem folgenschweren Widerspruch, daß sie zwar die Eigenmacht der Phantasie wieder in ihr unveräußerliches Recht einzusetzen suchen, daß aber auch sie die ererbte Ansicht von der unbedingten und unmittelbaren Lehrhaftigkeit der Poesie nicht aufgeben. Am greifbarsten erscheint dieser Widerspruch in Breitinger's kritischer Dichtkunst, welche überhaupt als das Grundbuch dieser schweizerischen Kunstanschauung zu betrachten ist.

Einerseits betont Breitinger die Gewalt der Phantasie so scharf, daß er die Wirkung dieser Phantasiegestalten um so mächtiger und „ergötzender“ glaubt, je mehr diese, obgleich an das Mögliche und Wahrscheinliche gebunden, den Schein der Neuheit haben, d. h. je mehr sie über das Bekannte, Gewöhnliche und Alltägliche hinausragen. „Nun aber“, folgert Breitinger (Krit. Dichtkunst S. 110) weiter, „kann nichts Neueres sein als das Wunderbare.“ Das Wunderbare ist daher die Spitze der Poesie; das Wunderbare, insoweit es sich, wie Breitinger (S. 132) ausdrücklich hinzufügt, in die Grenzen des Wahrscheinlichen einschränkt, insoweit es ein „vermummtes Wahrscheinliches“ ist. „Der Mensch wird nur durch dasjenige gerührt, was er glaubt; und der Mensch verwundert sich nur über dasjenige, was er für etwas Außerordentliches hält. Das

Wunderbare muß daher die Farbe der Wahrscheinlichkeit, und das Wahrscheinliche die Farbe des Wunderbaren haben. In den Romanen von Amadis fehlt es führwahr am Wunderbaren nicht, aber ihre Erdichtungen sind ohne Wahrscheinlichkeit.“ Es ist klar, daß, wenn wir dieser unbeholfenen Ausdrucksweise auf den Grund sehen, uns hier zum ersten Mal mit bewußter Ausdrücklichkeit die tiefe Begriffsbestimmung der künstlerischen Idealität entgegentritt, die Forderung eines bedeutenden, von Gemüth und Phantasie erfaßten Inhalts und die Begrenzung seiner sinnlichen Erscheinung in die Bedingungen der Naturwahrheit.

Andererseits aber wird diese Ahnung des Tiefen und Richtigen wieder völlig verkümmert durch den nachwirkenden Zopf von der moralischen Nutzanwendung. Sogleich der erste Abschnitt beginnt mit der Betrachtung, daß die Kunst und insbesondere die Dichtung nur ein angenehmerer, mit Blumen bestreuter Weg zur Weltweisheit sei. „Gleichwie ein kluger Arzt, der sich die Gesundheit seiner Kranken angelegen sein läßt, die bitteren Pillen vergüldet oder verzuckert und durch diesen heilsamen Betrug ihnen die Arznei beibringt und die Gesundheit wiederherstellt, indem er sich nach ihrem Geschmacke richtet, also müssen diejenigen, welche die Weisheit als ein Hilfsmittel zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit gebrauchen wollen, gleicher Weise verfahren. Da die Wahrheit, die von den Weltweisen mittelst tiefen Nachsinnens erkannt worden, für die groben Sinne der meisten Menschen ungeschmackt ist und keinen Eindruck auf sie macht, müssen sie solchen nach dem Geschmack der Mehreren zubereiten, auf daß sie allgemein werde; und da ihren Lehren der Eingang in das menschliche Herz, der durch die mühsame Ueberzeugung des Verstandes erhalten wird, meistentheils verschlossen ist, müssen sie bedacht sein, sich der Herzen durch einen neuen Weg mittelst einer unschuldigen List zu bemächtigen.“ Und was ist das Endergebniß dieser Betrachtung? Unglaublich, aber wahr! Nach vieler Ueberlegung wird zuletzt mit höchster Ueberzeugung vor allen anderen Dichtarten ausschließlich der äsopischen Fabel der Vorrang angewiesen. „Denn die Fabel“, heißt es Seite 166, „ist in ihrem

Wesen und Ursprung betrachtet, nichts anderes als ein lehrreiches Wunderbares. Dieselbe ist erfunden worden, moralische Lehren und Erinnerungen auf eine verdeckt und angenehm ergötzende Weise in die Gemüther der Menschen einzuspielen und diesen sonst trockenen und bitteren Wahrheiten durch die künstliche Verkleidung in eine reizende Maske einen so gewissen Eingang in das menschliche Herz zu verschaffen, daß es sich nicht erwehren kann, ihren heilsamen Nachdruck zu fühlen."

Jedoch die geschichtliche Bedeutung der Schweizer und ihre Ueberlegenheit über Gottsched liegt nicht im Unverstand dieser letzten Begriffsbestimmung. Die Ausführung war unzureichend; aber die leitenden obersten Grundsätze waren unangreifbar und von unverwüstlicher Keimkraft.

Addison hatte, wie Bodmer in der Vorrede zu Breitinger's Schrift über die Gleichnisse hervorhebt, in einer Abhandlung des Spectator über die Einbildungskraft den Wunsch ausgesprochen, „daß ein geschickter Kopf erstehen möge, welcher die verschiedenen Arten künstlerischer Schönheiten in einem wohlgeschriebenen Werk bis auf die kleinsten Stücke untersuche". Dies ist die Aufgabe, welche sich die Schweizer gestellt hatten und durch deren Eigenthümlichkeit sie sich auf das bestimmteste von Gottsched unterschieden. Die Schweizer begnügten sich nicht, aus den vorhandenen, ihnen bekannten Kunstwerken allgemeine Regeln zusammenzutragen und zur Nachahmung zu empfehlen; sie suchten vielmehr nach der Natur und dem Grund dieser künstlerischen Schönheit selbst. „Die Regeln", sagt Bodmer in der Vorrede zu Breitinger's Dichtkunst, „sind nicht eine bloße Frucht des Eigensinns oder des blinden Zufalls, sondern sie sind entstanden aus der Achtsamkeit auf dasjenige, was eine gewisse beständige Wirkung auf das Gemüth gethan hatte, aus dem Nachdenken, warum die Stücke, so belustigten, diese Wirkung nothwendigerweise thun mußten." Indem aber die Schweizer mit der Frage nach dem psychologischen Ursprung der Kunst und der Kunstgesetze, welche Gottsched zwar aufgeworfen, aber oberflächlich umgangen hatte, wirklichen Ernst machten und zum Urquell der Phantasie

vordrangen, welcher über und vor den Regeln steht, erfaßten sie die Kunstlehre, wie ihr glücklicher Ausdruck lautet, als Logik der Phantasie. Und vermochten sie auch noch nicht, wie einige Jahrzehnte später Lessing, alle Fäden der überkommenen Vorurtheile zu durchschneiden, so gehört ihnen doch das hohe Verdienst, daß sie für den Anfang und das Ende aller Dichtung, für das Wesen der dichterischen Gestaltenbildung, bereits die sinnigste Einsicht und Empfänglichkeit hatten. Es war folgerichtig, wenn die Schweizer unter den französischen Kunstlehrern, statt wie Gottsched an Boileau, ihrerseits sich lieber an Dübos gewendet hatten; denn dieser hatte in seinen, im zweiten Bande dieses Werkes besprochenen Réflexions critiques sur la Poésie et sur la Peinture von 1719 unter allen Neueren zuerst den Versuch gemacht, die Kunst auf einen allgemeinen Grundsatz zu bauen und aus demselben die einzelnen Regeln abzuleiten und zu bewahrheiten. Wenn Bodmer's Vorrede zu Breitinger's Dichtkunst mit den Worten beginnt: „Ein gewisser Kunstrichter hat angemerkt, daß die besten Schriften nicht von den Regeln entstanden seien, sondern hingegen die Regeln von den Schriften hergeholt werden“, so ist dieser gewisse Kunstrichter kein Anderer als Dübos. Von Dübos entlehnten die Schweizer, um die Bild- und Gestaltungskraft der dichterischen Phantasie recht anschaulich vorzuführen, den seitdem so oft gebrauchten und mißbrauchten Vergleich mit der Malerei. Aber Breitinger betont mit Schärfe, daß es sich in diesem Vergleich nicht etwa blos um die sogenannte beschreibende Dichtung oder um Gleichnisse und einzelne Bilder, sondern vielmehr um den innersten Kern aller und jeder Dichtung handle. „Ich nehme“, sagt er im ersten Abschnitt, „die Benennung der poetischen Malerei nicht in dem engen Verstand, nach welchem die Gemälde der Poesie eine der sonderbarsten Schönheiten in dieser Kunst ausmachen, wenn sie dem Auge der Seele die Gegenstände in solch einer Klarheit vorstellen, als ob sie gegenwärtig und sichtbar vor uns ständen, sondern ich verstehe sie allhier nach dem vollkommensten Inbegriff, sofern sie neben der Ausdrückung die ganze Arbeit der poetischen Nachahmung und Erdichtung mit allen ihren

Geheimnissen und Kunstgriffen in sich schließt, dergestalt, daß die ganze Poesie eine beständige und weitläufige Malerei genannt werden kann.“ Und Breitinger führt diesen Gedanken von der Nothwendigkeit fester und eindringlicher Gestaltenmalerei noch bestimmter aus, wenn er im zweiten Abschnitt fortfährt: „Ich nenne die Poesie eine poetische Malerkunst, weil dieses lebhafte und herzbewegende Schildern das eigenthümliche Werk der Dichtung ist; der Poet ist immer bemühet, die Bilder, die ihm seine glückliche Phantasie lehret, mit solchem Nachdruck und Klarheit, solcher Lebhaftigkeit und Empfindlichkeit vorzustellen, daß das Gemüth dadurch ebenso stark entzücket wird, als durch die sichtbare Vorstellung eines lebhaften Gemäldes.“ Ebenso über das Wesen der Gestaltenmalerei spricht Bodmer in seinem Buch „über das Wunderbare“ und „über die poetischen Gemälde der Dichter“; sogar noch klarer und entschiedener.

Dieselbe Einsicht und Feinsinnigkeit bewährt sich in der kritischen Werthschätzung der einzelnen Dichter und Dichtwerke. Wie platt und kurzsichtig waren die Urtheile Gottsched's und des französischen Classicismus über Alles, was sich nicht ganz in ihre scharf abgezirkelten Satzungen fügen wollte! Homer steht bei Gottsched mit Virgil auf gleicher Linie, wird sogar ganz unverkennbar gegen diesen zurückgesetzt; Ariost's Dichtungen sind ihm „die Träume eines Kranken, denen alle Ordnung und Wahrscheinlichkeit abgeht“; Tasso hat „eine so große Liebe zu Teufeleien, daß er die Messe und Litanei mit Beschwörungs- und Zauberformeln, den Himmel mit der Hölle, das Christenthum mit dem Heidenthum und Mohamet's Aberglauben auf eine recht widerwärtige Weise paart“; Milton's Erfindungen vom Pandämonium, vom Tag- und Nachtwechsel vor Erschaffung der Erde, von den Kanonen zur Vernichtung der Engel sind ihm „Possen, Lächerlichkeiten ohne Gleichen, Thorheiten, die höchstens ein Ariost sich erlauben dürfe!“ Wie ganz anders die Schweizer! Hier wird Homer unbedingt über Virgil gestellt und nach dem Vorgang Pope's gegen die kleinlichen Einwürfe der Franzosen vertheidigt; Ariost, Tasso und vor Allem Milton werden gepriesen und angelegentlich als Muster empfohlen. „Die Deutschen“,

sagt Bodmer in der Vorrede zu der Kritischen Abhandlung vom Wunderbaren, „sind noch in dem Zustande, in welchem die Engländer viele Jahre gestanden, ehe ihnen geschickte Kunstrichter die Schönheiten in Milton's Gedichten nach und nach wahrzunehmen gegeben, ungeachtet dieser Nation an ihrem Saspar (Shakespeare) und Anderen den Geschmack zu diesem höheren und feineren Ergötzen zu schärfen eine Gelegenheit gehabt hatte, deren unsere Nation beinahe beraubet ist."

Und noch offener und tiefer tritt der Bruch mit dem französischen Classicismus hervor, wenn die Schweizer auch bereits anfangen, die Alleingiltigkeit der französischen Tragik zu bezweifeln. Bodmer gab 1732 seines langjährigen Freundes, des Grafen Conti, Paragone della Poesia tragica d'Italia con quella di Francia heraus. In einem Brief an Gottsched, den Danzel S. 188 mittheilt, schreibt er, daß ihn der Verfasser von seiner früheren Anerkennung Corneille's bekehrt habe, daß das Trauerspiel ein poëma popolare „vor die Bürgerschaft gewidmet" sein müsse. Ja, sechs Jahre später, in einem Brief vom 28. März 1738, in welchem er auf die Frage zurückkommt, erläutert er seine Anschauung näher dahin, daß er im Trauerspiel lieber „Exempel von Traurigen und Nothleidenden" verlangt, als „Exempel von Helden, die sich über die Sphäre der Menschen hinaufschwingen". So schief diese Ansicht ausgedrückt ist, so ist sie doch geschichtlich von großer Bedeutsamkeit. Es war zum ersten Mal, daß in Deutschland jene Gattung des sogenannten bürgerlichen Trauerspiels zur Sprache kam, welche sich soeben in England, wenn auch zunächst noch sehr undichterisch, emporhob.

Auch das Altdeutsche trat bereits weit tiefer als bei Gottsched, der sich nur mit dem Drama beschäftigte, in den Gesichtskreis Bodmer's und Breitinger's. Bodmer liebte und verbreitete die Minnesänger, Parzival, die Nibelungen; er nahm auch die Veröffentlichung der anderen hervorragendsten Werke der mittelalterlichen deutschen Eposdichtungen in Aussicht und hat durch diesen warmen Eifer den nächstfolgenden Geschlechtern den wirksamsten Anstoß gegeben.

Wie also wäre bei so tief innerem Zwiespalt der Friede zwischen Gottsched und den Schweizern auf die Dauer haltbar gewesen? Manso hat in seiner Geschichte dieser Streitigkeiten (Nachträge zu Sulzer's Theorie der schönen Künste, Bd. 8, S. 84) das gegenseitige Verhältniß treffend geschildert. „Die Schweizer beschuldigten Gottsched der Nüchternheit und einer völlig unkünstlerischen Gemüthsstimmung, Gottsched dagegen die Schweizer der Ueberspannung und einer ausschweifenden Phantasie; sie behaupteten, daß er seichte kraftlose Reimereien für Poesie gebe, und er, daß sie dem Lohenstein'schen Schwulst das Wort redeten; sie belächelten seine Nachahmung der Franzosen, und er bemitleidete ihre Verehrung für Milton; sie fanden in ihm, dem Kunstrichter, einen gedankenleeren Nachbeter, und er in ihnen dunkle unverständige Kunstjünger.“

Die offene Fehde brach gegen das Ende des Jahres 1740 aus. Gereizt und erbittert durch vielfache, wenn auch theilweise versteckte Angriffe der Schweizer in ihren letzterschienenen Werken, erhob sich Gottsched im vierundzwanzigsten Stück der Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit gegen Bodmer's Miltonbegeisterung; was könne das philosophirende Deutschland dafür, daß ihm Milton nicht schmecken wolle, es sehe ohne Zweifel auch in diesem Engländer den Lohensteinischen und Zieglerischen Schwulst, die ungeheure Einbildung, die hochtrabenden Ausdrückungen und die unrichtige Urtheilskraft herrschen? Breitinger's Kritische Dichtung wurde in demselben Stück (S. 979) nur ganz beiläufig und kurz, aber spottend und wegwerfend erwähnt. Bald traten, angestachelt durch diesen Armeebefehl, besonders die Schüler in's Feuer. Es erschien eine heftige Streitschrift Triller's, aus Censurhindernissen zwar nur handschriftlich verbreitet, aber den Schweizern durch dritte Hand zugesendet. Die von Johann Joachim Schwabe, einem der treuesten Anhänger Gottsched's, im Jahre 1741 herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ brachten sogleich im ersten Stück drei Bücher eines in Prosa abgefaßten komischen Heldengedichts „Der deutsche Dichterkrieg“, welches unter dem Namen „Merbod“ Bodmer grimmig verhöhnte. Eine Reihe

anderer Zeitschriften entstand, welche derselben Fahne folgten. Die Schweizer ihrerseits waren am allerwenigsten geneigt, solche Angriffe unerwidert zu lassen. Auch sie gründeten zu diesem Behuf eine eigene Zeitschrift: „Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes in den Werken der Wohlredenheit und der Poesie.“ Zürich 1741 bis 1744. Namentlich war die Entgegnung, welche Bodmer unter dem Namen „Heinrich Effinger“ dem Dichterkrieg entgegenstellte, eine äußerst wirksame Satire; Pyra wurde ein verdienstlicher Mitkämpfer. Die deutsche Literatur theilte sich in zwei feindliche Heerlager. Beide Parteien überstürzten sich in gleich maßloser Leidenschaftlichkeit. Der tiefere wissenschaftliche Grundgedanke wurde überwuchert durch das wüste Durcheinander persönlicher Klopffechtereien. Zweifelhafte Gesellen, wie Johann Christoph Rost, ergriffen die Gelegenheit, ihrer Scandalsucht freien Lauf zu lassen.

Schließlich aber war Gottsched der Unterliegende. Man kann nicht sagen, daß er von den Schweizern besiegt war, aber die Zeit schritt über ihn hinüber. Gottsched war eine gute Vorschule gewesen; zuletzt zeigte sich aber doch, daß durch Brockes, Drollinger, Haller und Hagedorn, durch die moralischen Wochenschriften, durch die unausgesetzt vordringenden freieren Anregungen der Engländer der volksthümliche Sinn genug erstarkt war, die engen und gewaltsamen Fesseln des französischen Classicismus zu sprengen.

Es blieben Gottsched noch einzelne Anhänger und Vertheidiger; 1751 noch konnte er einen jungen Freund, den Freiherrn von Schönaich, Dichter eines „Hermann“, als ersten Epiker Deutschlands proklamiren, 1755 hatte er (nach Goedeke) noch das Vergnügen, eine Satire „Bodmerias“ von K. Reichel erscheinen zu sehen, aber der beste Theil der deutschen Jugend, selbst in seiner nächsten Umgebung, war von ihm abgefallen. Gellert und die Bremer Beiträger beginnen eine neue volksthümliche Dichtung. Es kommt der große Volksaufschwung unter Friedrich dem Großen. Was die Schweizer gutmeinend begonnen hatten, findet seine Vertiefung und Erfüllung in Klopstock und Wieland, in Lessing und Winckelmann.

Nicht aber in den Schweizern selbst. Weder die Dürftigkeit ihrer eigenen Theorie noch Bodmer's mangelhaftes poetisches Talent konnten dem neu aufstrebenden Geschlecht genügen. Nicht einmal die ihm sich anschließenden jungen Kräfte verstand Bodmer dauernd zu fesseln. Und seine eigene poetische Production konnte es in der Nachahmung Klopstock's kaum zu einem Achtungserfolg bringen, und blieb später, als sie sich in „Politischen Schauspielen“ und ähnlichen Versuchen äußerte, so gut wie ganz unbemerkt. Als Goethe im Jahre 1779 in Zürich Bodmer noch eine pflichtschuldige Reverenz machte, war dieser längst eine nur von Selbstgefälligkeit noch zehrende vergessene Gestalt. Er starb erst 1783; um sieben Jahre war Breitinger ihm vorausgegangen, der sich würdiger und angemessener, seit dem durchgekämpften Streit mit Gottsched, in Schweigen zurückgezogen hatte.

Weit schlimmer freilich war das Loos Gottsched's. Im Bewußtsein seiner tiefgreifenden und unbestreitbaren Verdienste konnte er sich in die Lage, von Jüngeren und Nachgeborenen überholt zu sein, nicht finden. Er wurde mit jedem Tage starrsinniger und anmaßlicher. In seiner gekränkten Eitelkeit gab er Blößen, die das Uebel vermehrten und ihn immer verächtlicher machten. Besonders das „neologische Wörterbuch“, welches sein Günstling Schönaich 1754 zur Verhöhnung der „sehraffischen Dichtkunst“ zusammentrug und an dem alle Mitwissenschaft abzuleugnen Gottsched nicht gelang, entschied den endgiltigen Verlust all seines Ansehens. Er, der einst so Gepriesene und Gefürchtete, mußte es erleben, daß sein Name das Stichwort des allgemeinsten Spottes und Hohnes wurde. Selbst was er noch Verdienstliches leistete, fand keine Anerkennung mehr: so die Herausgabe des „Nöthigen Vorraths zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“. Es war ein kummervolles freudloses Alter; selbst seine Gattin, an Feinheit des Naturells und der Bildung ihm entschieden überlegen, hatte sich ihm entfremdet. Als diese gestorben war, stand er, obgleich wieder verheirathet, innerlich ganz vereinsamt. Er starb am 12. December 1766. Er war erst sechsundsechzig Jahre alt; und doch kostet es Mühe, uns

Gottsched als den Zeitgenossen von Lessing's Laokoon und Winckelmann's Kunstgeschichte zu denken.

Goethe hat im siebenten Buch von Wahrheit und Dichtung mit ergötzlichem Humor den Besuch geschildert, welchen er als Leipziger Student dem ansehnlichen Altvater machte. Welch' wundersames Gegenüber! Der große breite riesenhafte Mann im gründamastenen, mit rothem Tafft gefütterten Schlafrock, der seinem Bedienten mit der rechten Tatze in Gegenwart des Fremden eine Ohrfeige giebt, weil er nicht zu rechter Zeit die lange Allongeperücke gebracht hatte; und der lebensfrische aufstrebende Dichterjüngling, welcher das Gefühl in sich trug, daß ihm die Zukunft gehöre!

Zwischen dem sterbenden Cato und zwischen Götz von Berlichingen und Werther liegen nicht mehr als vierzig Jahre. Diese Thatsache müssen wir uns vergegenwärtigen, um den Kampf zwischen Gottsched und den Schweizern, d. h. das erste bewußte Zusammenstoßen zwischen dem französischen Classicismus und der englischen Dichtung, in seiner vollen Tragweite und nachhaltigen Fortwirkung gehörig zu würdigen.

---

c. Der Kreis der Bremer Beiträge.

Joh. Elias Schlegel. Zachariä. Rabener. (Liscow.) Gellert.

Um die Belustigungen des Verstandes und Witzes, welche der Magister Schwabe seit 1741 herausgab, hatte sich eine Reihe junger Männer geschaart, welche fast alle aus Gottsched's Schule hervorgegangen waren. Je kampflustiger der Herausgeber in die Streitigkeiten zwischen Gottsched und den Schweizern eingriff, um so bedeutungsvoller war es, daß sich die Besten dieser Mitarbeiter 1744 von seiner Zeitschrift abwendeten und zu einem selbständigem Unternehmen ähnlicher Art zusammentraten.

Diese neue Zeitschrift erschien unter dem Titel „Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. Bremen und Leipzig.

Verlegt's Nathanael Saurmann." Sie wurde von den Begründern bis 1748 fortgesetzt und ist nach ihrem Druckort vorzugsweise unter dem Namen der Bremer Beiträge bekannt. Karl Christian Gärtner (geboren zu Freiberg 1712, gestorben 1791 als Professor am Carolinum zu Braunschweig), war der Herausgeber. Die Hauptmitarbeiter waren Rabener, Conrad Arnold Schmid von Lüneburg, Cramer, Ebert, Zachariä, Gellert, Giseke; anfangs auch Mylius. Von Auswärtigen Johann Elias Schlegel in Kopenhagen, Straube in Breslau. Zuletzt, da bereits die Gesellschaft durch den Weggang Einiger, die nach vollendeten Studien Leipzig verließen, sich zu vermindern begann, kam neuer Zuwachs durch Klopstock, durch Fuchs und durch Schmidt aus Langensalza.

Wenn die Vorrede sogleich scharf betonte, daß Streitschriften ausgeschlossen seien, obgleich bescheidenen Beurtheilungen fremder Schriften die Aufnahme nicht durchaus verwehrt sein solle, so sprach sie mit dieser Bestimmung den Grund aus, warum diese jungen Schriftsteller mit Schwabe gebrochen hatten. Es war eine Lossagung von Gottsched, welche nicht an Schärfe verliert, wenn man auch weiß, daß einige Mitarbeiter äußerlich noch immer mit Gottsched in freundschaftlicher Berührung blieben.

Mit Recht knüpft man daher an die Entstehung der Bremer Beiträge eine neue sehr bedeutsame Wendung. Alle diese jungen Schriftsteller, so weit sie überhaupt zu eingreifender Geltung kamen, haben entweder schon damals ihre wichtigsten Werke geschrieben oder haben doch die hier bereits angeschlagene Tonart später nur vertieft und weiter ausgebildet.

Lesen wir heut die Schriften von Elias Schlegel und Zachariä, selbst von Rabener und Gellert, so scheinen sie freilich von ihren Vorgängern nicht weit abzuliegen. Es ist hier nichts von jener Kraft und Leidenschaft, von jenem kriegerischem, herausforderndem, oft muthwilligem und übermüthigem Vordringen, das sonst siegende Neuerungen so anziehend macht. Nur leise und sehr allmählich pocht der mildere Frühlingshauch an die starre Eisdecke. Wie hätten sich auch auf diesen trägen und stumpfen Lebenszuständen tiefe nnd rasche

Umwälzungen vollziehen können! Staat und Gesellschaft waren unverändert dieselben geblieben; keine große That, kein großes Ereigniß, geeignet große Empfindungen in die Gemüther zu werfen. In Denkart und Sitte zwar die Anfänge freierer und frischerer Regung; aber erst werdend und ringend, noch nicht zu fester greifbarer That und sinnlicher Erscheinung herausgestaltet. Daher auch hier nur trockene moralisirende Lehrhaftigkeit. „Der Gottheit Herold sein, der Tugend Ruhm erheben, dem Schweren unserer Pflicht ein reizend Ansehn geben, das Volk, das irre geht, von falschem Wahn entfernen, nach sicheren Zwecken gehen und edler denken lernen, das muß der Dichter thun, den Recht und Einsicht adeln.“ Und daher auch hier in den höheren Dichtarten, wie besonders im Drama, nur schüchterne und höchst mangelhafte Versuche; dagegen nach wie vor das entschiedenste Ueberwiegen der Fabel und Satire. Auch die Bremer Beiträger sind noch Zopfpoeten.

Gleichwohl war jene Lossagung vom Banner Gottsched's eine innerlich nothwendige gewesen. Unter der glanzlosen Oberfläche keimen die tiefgreifendsten Veränderungen. Haller und Hagedorn, Bodmer und Breitinger hatten nicht umsonst gelebt und gestritten. Die englischen Einwirkungen gewinnen die unbestrittene Uebermacht. Man ging sogar einen Schritt weiter. In der Kunstdichtung war das Bedeutende und Entscheidende, daß Elias Schlegel im Drama, wenigstens in der Theorie desselben, zum ersten Mal wieder auf das volksthümliche Drama der englischen Glanzzeit, besonders auf den längst vergessenen Shakespeare, hinwies und damit jene große Reformation vorbereitete, welche in Lessing zur epochemachenden That ward. Und noch freier bewegte sich die volksthümliche Dichtung, welche Gottsched auf der Höhe seiner Macht nur mit scheelem und verachtendem Auge betrachtet hatte. Durch die moralischen Wochenschriften war die Volksdichtung gestärkt und geläutert. Von der Nachahmung ging man zur Selbständigkeit über. Das deutsche Bürgerthum gewann schlichten treuen ursprünglichen Ausdruck. Das Geheimniß jenes unwiderstehlichen Zaubers, welchen Rabener und Gellert auf ihre Zeit übten, liegt einfach in der Thatsache, daß sie

seit Christian Weise, dem einst so Verdienstvollen, jetzt aber in Sprache und Anschauung Veralteten, wieder die ersten wahrhaft volksthümlichen, fast möchte man sagen, die ersten wahrhaft deutschen Dichter und Schriftsteller waren.

Verharren wir zuvörderst bei der Betrachtung der Umgestaltung des Drama. Es ist lange verkannt worden, wie sehr in dramatischen Fragen Elias Schlegel bereits der Vorläufer Lessing's ist; erst in neuester Zeit haben sich verschiedene Kräfte (Antoniewicz, Eugen Wolff, Rentsch) bemüht, diesem Dichter gerecht zu werden.

Johann Elias Schlegel war am 17. Januar 1719 zu Meißen geboren. Schon in Schulpforta hatte er, begeistert von den Eindrücken der griechischen Tragiker, nach Anweisung von Gottsched's Kritischer Dichtkunst zwei Trauerspiele, „Hekuba“ und „Die Geschwister in Taurien“ geschrieben. Ostern 1739 war er auf die Universität zu Leipzig gekommen und lebte dort im regsten Verkehr mit Gottsched. Es ist zu bewundern, wie fest und unbeirrbar er von Anbeginn gegen das herrschsüchtige und gefürchtete Schulhaupt seine Selbständigkeit zu wahren und zu entwickeln wußte. Im Jahr 1741 war von Caspar Wilhelm von Borck, welcher 1735 bis 1738 als preußischer Gesandter in London gelebt hatte, eine Uebersetzung von Shakespeare's Julius Cäsar in gereimten Alexandrinern erschienen; es war der erste Versuch, Shakespeare auch den Deutschen wieder in das Gedächtniß zu rufen. Gottsched hatte für dieses wohlgemeinte Wagniß nur Worte höhnischer Mißachtung. Eine Anzeige im siebenten Bande der „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“, wahrscheinlich von Gottsched selbst, erdreistet sich zu behaupten, daß „die elendeste Haupt- und Staatsaction nicht so voll von Schnitzern und Fehlern wider die Regeln der Schaubühne und der gesunden Vernunft sei als dieses Stück Shakespeare's“; an diese Verwerfung schließt sich folgerichtig die Mahnung, daß der Uebersetzer künftig sich bessere Urschriften wählen möge. Und in einer anderen Abhandlung (im achten Bande S. 160) suchte Gottsched weitläufig

auszuführen, daß „die Unordnung und Unwahrscheinlichkeit, welche aus der Hintansetzung der Regeln entspringen, bei Shakespeare so handgreiflich und widerlich sei, daß wohl Niemand, der etwas Vernünftiges gelesen, daran ein Belieben tragen könne.“ Gottsched fährt fort: „Alles ist in Julius Cäsar durcheinandergeworfen. Bald kommen die läppischsten Auftritte von Handwerkern und Pöbel, die wohl gar mit Schurken und Schlingeln um sich schmeißen und tausend Possen machen, bald kommen wiederum die größten römischen Helden, die von den wichtigsten Staatsgeschäften reden. Die Zeit ist so schön darinnen beobachtet, daß dies Trauerspiel mit der Verschwörung wider den Cäsar anfängt und mit der pharsalischen (!) Schlacht aufhört. Auch die Gespenster sind darinnen nicht vergessen, vor welchen Brutus eine recht kindische Angst hat. Wenn solche Sachen einem Liebhaber der Dichtung die Verwerfung der Regeln angenehm machen können, so muß er ein trefflich Geschick zur englischen Leichtgläubigkeit haben.“ In diesem Sinn hat Gottsched Zeitlebens über Shakespeare geurtheilt; ja der Spott und Hohn wird um so ergrimmter, je mehr sich Gottsched im Lauf der Jahre in seiner Richtung und Geltung bedroht sieht; vgl. Koberstein Vermischte Aufsätze, S. 179 ff. Da erhebt sich der junge Elias Schlegel, damals noch Student; unmittelbar nach jener ersten Anzeige Gottsched's und in derselben Zeitschrift. Er schreibt auf Anlaß jener Uebersetzung eine „Vergleichung Shakespeare's und Andreas Gryphs“; sie ist in der von Johann Heinrich Schlegel herausgegebenen Gesammtausgabe in den dritten Band aufgenommen. Wir lächeln jetzt, wenn Andreas Gryphius ganz unbefangen als ein Ebenbürtiger Shakespeare's behandelt, und, vom Gottsched'schen Standpunkt aus ganz folgerichtig, in Betreff der dramatischen Composition sogar unbedingt bevorzugt wird. Allein für jene Zeit war es ein keckes Wort, daß hier nicht nur die tiefe Menschenkenntniß und ergreifende Charakterzeichnung Shakespeare's zu voller Anerkennung kommt, sondern auch die entschiedenste Einsprache gegen jenen albernen Vorwurf auftritt, als sei die Dichtung Shakespeare's nichts als sinnlose Schwülstigkeit.

Und mit zunehmender Reife wird in Schlegel die Erkenntniß und Werthschätzung Shakespeare's immer bewußter und klarer. Schlegel war im Anfang des Jahres 1743 als Privatsekretär des sächsischen Gesandten in Dänemark nach Kopenhagen gekommen und 1747 an der Ritterakademie zu Soroe angestellt worden; auch im Ausland war die Bühne und die dramatische Dichtung sein vornehmstes Augenmerk geblieben. Er schrieb 1747 „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters“, die freilich erst 1764 gedruckt wurden. Diese Schrift ist unstreitig das Beste, was vor Lessing jemals von einem Deutschen über dramatische Dinge geschrieben wurde. Sie ist eine sehr entschiedene und unumwundene Kriegserklärung gegen Gottsched und die französische Tragik. Gottsched hatte das französische Theater als das allein und ausschließlich bindende und maßgebende hingestellt; Schlegel dagegen erkennt mit überraschendem und unerschrockenem Feinsinn, nunmehr sei der Grundmangel des deutschen Theaters, daß man aus ihm nichts als ein französisches in deutscher Sprache gemacht habe. Eine jede Nation schreibe einem Theater, das ihr gefallen solle, durch die Verschiedenheit der Sitten auch Verschiedenheit der Regeln vor; das französische und das englische Theater seien, beide in ihrer Art, gleich schön, und doch werde nicht leicht ein englisches Stück auf dem französischen und ein französisches auf dem englischen Theater vollkommenen Beifall finden; unter allen Umständen sei und bleibe es eine Verkehrtheit, wenn in Deutschland verwegene und unwissende Kunstrichter ein Theater, welches eine so vernünftige und scharfsinnige Nation, wie die englische, mit so viel Vergnügen besuche und auf welchem man so schöne Abschilderungen der Natur und so bündige Gedanken höre, nur deshalb für schlecht, verwirrt und barbarisch ausgeben wollten, weil es nicht nach dem Muster des französischen eingerichtet sei und weil die Dichter in England, wie Steele sage, ihre Stücke nicht nach Recepten gemacht hätten, wie die Köche die Puddings. War von Gottsched ganz dem französischen Standpunkt gemäß behauptet, daß nur Gegenstände der alten Geschichte und Sage für tragische Behandlung geeigne seien, so bringt Schlegel

dagegen vorzüglich auf heimische Stoffe, ohne doch andere ausschließen zu wollen, sofern diese nur auf die Höhe des Allgemeinmenschlichen und damit des Allgemeinergreifenden gehoben seien. Und waren die sogenannten drei Einheiten, die Einheit des Ortes und der Zeit und der Handlung, so sehr der oberste Grundsatz Gottsched's, daß sie hauptsächlich es sind, welche er den englischen Stücken als das schreckende Medusenschild entgegenzuhalten pflegt, so hält Schlegel diese Einheiten zwar auch für wünschenswerth und der Knappheit des dramatischen Aufbaues dienlich; aber er betrachtet sie lediglich nur im Sinn der Zweckmäßigkeit, sie gelten ihm nicht als unerläßliche Gesetze. Es ist eine geschichtlich überaus wichtige Aeußerung, welche darum auch Lessing in der Dramaturgie anzuführen nicht versäumt hat, wenn Schlegel (S. 294) sagt: „Die Wahrheit zu gestehen, beobachten die Engländer, die sich keiner Einheit des Orts rühmen, dieselbe größtentheils viel besser als die Franzosen, die sich damit viel wissen, daß sie die Regeln des Aristoteles genau beobachten. Darauf kommt grade am wenigsten an, daß das Gemälde der Scene nicht verändert wird. Wenn die Personen nur deswegen in den angezeigten Saal oder Garten kommen, um auf die Schaubühne zu treten, so würde der Verfasser des Schauspiels am besten gethan haben, anstatt der Worte „„Der Schauplatz ist im Saal in Climenens Hause““ unter das Verzeichniß seiner Personen zu setzen: „„Der Schauplatz ist auf dem Theater““. Oder im Ernst zu reden, es würde weit besser gewesen sein, wenn der Verfasser nach dem Gebrauch der Engländer die Scene aus dem Hause des Einen in das Haus des Anderen verlegt und also den Zuschauer seinem Helden nachgeführt hätte, als daß er seinem Helden die Mühe macht, den Zuschauern zu Gefallen an einen Platz zu kommen, wo er nichts zu thun hat.“

Ist es nicht, als hörten wir Lessing? Wie bedauerlich, daß Schlegel nicht Lessing's Mitkämpfer wurde. Schlegel starb bereits 1749, erst einunddreißig Jahre alt.

Daß diese Anregungen zunächst nur wenig unmittelbaren Erfolg hatten, liegt besonders in dem unglücklichen Umstand, daß Schlegel

nicht im Stande war, ihnen durch dichterische That den nöthigen Nachdruck zu geben. Was aber wäre selbst Lessing's Dramaturgie ohne die durchschlagende Wirkung von Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan?

Schlegel's dichterische Thätigkeit kam nicht zur Reife. Er strebte nach Neuem und konnte doch die Nachwirkungen des Alten nicht überwinden. Zu bahnbrechendem Sieg fehlte ihm die Ursprünglichkeit und die Macht der Gestaltung. In der Tragödie meinte er genug gethan zu haben, wenn er auf die Wahl günstiger Stoffe drang. Er bevorzugte die vaterländischen, weil er bemerkt hatte, daß diese „stärker auf die Gemüther wirkten“. Schon 1741 und 1742 schrieb er ein patriotisches Trauerspiel „Hermann“, das 1743 im vierten Band von Gottsched's Schaubühne veröffentlicht wurde. Ebenso wollte er, wie die Vorrede zu jenem Stück meldet, „Die Mordthat des Grafen von Wittelsbach“ in einem Trauerspiel ausführen. Und als er nach Dänemark kam, schrieb er den „Canut“ und entwarf den Plan zu einem zweiten Trauerspiel aus der dänischen Geschichte „Gothrika“. Aber die tieferen Forderungen tragischer Kunst werden nicht erfüllt. Weder Spannung der Handlung noch Thatkraft und Leidenschaft der Charaktere; dafür viel ermüdender Sentenzenkram in schwerfälligen Alexandrinern, obgleich Schlegel selbst schon vorgeschlagen hatte, den französischen Reimvers durch den Trimeter oder den fünffüßigen Jambus zu ersetzen. Und im Lustspiel beschränkt sich Schlegel's Verdienst hauptsächlich auf die Einführung eines feineren und anständigeren Tones; ein Verdienst, das wir freilich nicht gering anschlagen werden, wenn wir auf die entsetzliche Gemeinheit der gleichzeitigen Lustspiele von Frau Gottsched, Quistorp, Krüger und Mylius blicken. Die bürgerlich moralisirende Lustspielgattung von Destouches, dessen Ruhmredigen Schlegel in Gemeinschaft mit Gärtner übersetzt hatte, blieb für ihn bindend. Bald gab er Stoffe freier Erfindung, bald lehnte er sich an Holberg, an die Franzosen, an Richardson's Pamela. Von Schlegel's erstem Lustspiel, „dem geschäftigen Müssiggänger“, sagt Lessing im 52. Stück der Dramaturgie, es enthalte das langweiligste Alltagsgewäsch, das nur immer in dem

Hause eines Meißnischen Pelzhändler's vorfallen könne; viel höher jedoch stellten er und andere urtheilsfähige Zeitgenossen die in Schlegel's letzten Jahren entstandenen Stücke, das Prosalustspiel „der Triumph der guten Frauen“ und das Nachspiel in Alexandrinern „die stumme Schönheit“. In der That zeichnen sich diese Werke durch eine damals seltene Feinheit in der Charakterzeichnung und der Führung des Dialogs aus. Noch mehr durfte man von Schlegel's fortschreitender Entwickelung erwarten; das Lustspielfragment „der Gärtnerkönig“ zeigt entschieden shakespeare'sche Einflüsse; aber diese gelangten bei dem frühen Tode des Dichters nicht mehr zum Durchbruch.

Dem Widerstreit zwischen Schlegel's Theorie und Production entspricht es, daß sowohl die alte verfallende wie die neue aufstrebende Schule ihn als den Ihrigen beansprucht. Gottsched war um so angelegentlicher darauf bedacht, durch den Ruhm Schlegel's seinen eigenen Ruhm zu vermehren, je öfter er sich bedroht sah, von ihm verdunkelt zu werden. Nach Schlegel's Tod schrieb Gottsched im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1761“, freilich ohne jene in den Gedanken über das dänische Theater gegen ihn gerichteten Angriffe zu kennen, auf Schlegel folgende Lobrede: „Wir bemerkten mit Vergnügen, daß der Wohlselige den Grundlehren der poetischen Anführung, die er genossen, in allen Stücken, sowohl was die Gedanken als was die Schreibart und die Reinigkeit der Verse anbelangt, allezeit treu geblieben ist; er wird also unfehlbar bei der Nachwelt als ein großes Muster in allen diesen Stücken und als ein deutscher Schriftsteller des güldenen Zeitalters unserer Sprache und Poesie in Ansehen bleiben.“ Und andererseits priesen ihn ebensosehr Lessing und Moses Mendelssohn. Schlegel's Dramen wurden oft dargestellt und haben sich verhältnißmäßig lange auf der Bühne erhalten. Noch im Jahr 1766 wurde das neuerbaute Schauspielhaus in Leipzig mit der Aufführung von Schlegel's Hermann eröffnet. Canut war eine der feinsten und beliebtesten Rollen Ekhof's. Selbst Schiller nennt noch in seiner klassischen Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung Schlegel einen der geistreichsten Dichter unseres Vaterlandes.

Zwischen dem Tod Schlegel's und der Blüthezeit Lessing's liegen die gewaltigen Erschütterungen des siebenjährigen Krieges. Schlegel's Standpunkt ist im Wesentlichen auch der Standpunkt von Cronegk, Brawe und Christian Felix Weiße. Doch sind diese Dichter bereits von allerlei Einwirkungen Lessing's berührt und dürfen daher mit Schlegel nicht unterschiedslos zusammengeworfen werden.

Johann Friedrich von Cronegk, geboren 1731, that sich schon früh hervor, erregte die Theilnahme Gellert's und errang 1757 mit dem Trauerspiel „Kodrus“ den Preis, den Nicolai's „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ ausgesetzt hatte. Schon am ersten Tage des folgenden Jahres starb er, allgemein betrauert. Noch kürzer war Johann Wilhelm von Brawe's Laufbahn (1738 bis 1758), der, noch Leipziger Student, schon Lessing's und Kleist's Umgang genoß, in dem Prosadrama „der Freigeist“ sich an „Miß Sara Sampson“ anlehnte, in dem „Brutus“ aber schon nach Schlegel's Rath den fünffüßigen Jambus anwandte. Um so dauernder und erschöpfender war die Wirksamkeit Christian Felix Weiße's (1726 bis 1804), der drei Jahre älter als Lessing noch den „Wilhelm Tell“ und „die Natürliche Tochter“ hat die Bretter beschreiten sehen. Er hat sich um die Ausbreitung des literarischen Interesses in den weitesten Kreisen, besonders den Familien des kleinen Bürgerstandes durch seine Gedichte, Fabeln, und vor Allem durch die Kinderlieder große Verdienste erworben; seine Dramen hatten nur zeitweiligen, aber doch zweifellosen Werth! Die komische Oper hat er geradezu eingeleitet; allerdings zuerst nur durch die Uebersetzung von Coffey's Teufel; seine Lustspiele wurden gern auf der Bühne gesehen; im Trauerspiel blieb er zwar anfangs dem Alexandriner treu, richtete aber doch durch die Wahl der Stoffe (Eduard III., Richard III.) das Interesse auf die englische Bühne und auf Shakespeare hin, bis er sich 1764 mit der „Befreiung von Theben“ auch dem fünffüßigen Jambus zuwandte. Obgleich durch die fortschreitende Kritik manchmal verletzt, so durch Lessing's Dramaturgie, gehörte Weiße im Ganzen doch zu den Dichtern, die wie Gleim durch persönliche Be-

ziehungen sich im Wechsel der Zeiten zu behaupten und einen friedlichen Lebensabend sich zu schaffen wußten.

Auch in den anderen Dichtarten zeigte sich dieselbe Bevorzugung englischer Muster und, von diesen ausgehend, dieselbe Hinneigung zum Ergreifen volksthümlicher, eigener, heimischer Stoffe.

Von jeher ist der Renommist von Justus Friedrich Wilhelm Zachariä, der 1744 in Schwabe's „Belustigungen" erschien, als eine der beachtenswerthesten Leistungen dieser Zeit betrachtet worden. Was diesem sogenannten komischen Heldengedicht einen Werth gab, das war die Freude am Heimischen und Selbsterlebten. In der Form ist es durchaus dem Lockenraub Pope's nachgebildet; die aufgewendete Göttermaschinerie voll der albernsten Allegorieen ist um so abgeschmackter, je weniger der Dichter in seiner ungelenken Sprache und in seinem steifen Alexandrinerschritt jenen neckenden Muthwillen kennt, welcher mit heiterer Ironie die Nichtigkeit solcher Scheinwesen selbst verspottet. Aber der Stoff war packend, die Lokalfärbung lebendig. Unsere Väter hatten zum ersten Mal das bisher ungekannte Gefühl, auch in der Dichtung Gestalten zu sehen, welche auf dem Boden der nächsten Wirklichkeit und Gegenwart standen. Zachariä hat nie wieder, selbst im komischen Heldengedicht nicht, diesen ersten glücklichen Wurf erreicht. Später wendete er sich ausschließlich zu der beschreibenden Dichtung Thomson's.

In der Lyrik dieselben Wandlungen. Man gewinnt Muth, bei sich selbst einzukehren. Verstößt es auch gegen die Zimperlichkeit eines Zeitalters, in welchem man selbst die angetraute Gattin nur Freundin zu nennen wagt, aus dem kalten Bereich der hergebrachten Daphnen und Chloen sich in die gemüthswarme Innerlichkeit eines der tiefsten Seele entquellenden Liebesliedes zu retten, so wird doch bereits begeistert das Glück der Freundschaft gefunden; Giseke, der mit zarter Empfindung Frömmigkeit und Freundschaft besang, deutet auf Klopstock als auf jenen Größeren, dem es vorbehalten sei, auch die Empfindungen der Liebe zu sagen, die das Herz kaum begreifen könne, und wagt später selbst ein umfangreiches Gedicht über „die Natur der Liebe". Es mehren sich die Uebersetzungen von Milton und Thomson; Ebert übersetzt Glover's Leonidas und bald darauf

Young's Nachtgedanken. Klopstock erfüllt das Verlangen Aller und weckt die ewigen Ideale von Vaterland, Religion und Liebe.

Dieses werdekräftige Vorwärtsstreben, diese bewußte Einkehr in das Eigene und Heimische findet in der hergebrachten Vorliebe für die moralisirende Satire und Fabel die natürlichste Förderung.

Tiefer und mächtiger als alle jene Dichter des höheren Stils wirken Rabener und Gellert. Weil sie nur wollen und bieten, wozu die Kraft ihres eigenen Schaffens und die Fassungskraft ihrer Zeit und ihres Volkes ausreicht, können sie der fremden Muster entrathen oder diese doch durchaus selbstschöpferisch und eigenartig gestalten. Sie stehen mitten im eigensten Volksleben und sind dessen getreuster und beredtester Ausdruck. Derselbe Grund, welcher sie künstlerisch unzulänglich macht, war auch der hauptsächlichste Grund ihrer großartigen geschichtlichen Wirkung.

Wir können von Rabener nicht sprechen, ohne einige Bemerkungen über Liscow, seinen älteren Zeit- und Strebensgenossen, vorauszuschicken.

Gervinus, und nach ihm viele andere, haben gesucht, Liscow auf Kosten Rabener's zu hohen Ehren hinaufzuschrauben. Mit Unrecht. Allerdings hatte Liscow den Vortheil eines bewegteren und erfahrungsreicheren Lebens. Wie wir aus den schätzenswerthen Untersuchungen von Helbig und Lisch wissen, war Christian Ludwig Liscow am 26. April 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin geboren und hatte in Rostock, Jena und unter Thomasius in Halle studiert. Später war er nach Lübeck und Hamburg gekommen. Eine Zeitlang hatte er im Dienst des aus seinem Lande vertriebenen Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg gestanden und war von diesem 1736 nach Paris geschickt worden, die Unterstützung Frankreichs für die Wiedereinsetzung seines Herrn zu erbitten. Der Zweck seiner Sendung war unerreicht geblieben; der Herzog übte darauf die unedle Rache, daß er seinem schuldlosen Diener nicht einmal die Mittel zur Rückreise gewährte. Im Jahr 1740 ward Liscow Sekretär des preußischen Gesandten Graf Danckelmann in Frankfurt, bald aber wurde er durch höchst unwürdige Intriguen entlassen. Im

Jahr 1741 kam er in gleicher Stellung zum Grafen Brühl nach Dresden. Freimüthige Aeußerungen über die üble sächsische Finanzwirthschaft brachten ihn im December 1749 in Haft; er erhielt zwar seine persönliche Freiheit wieder, wurde aber 1750 seines Amtes entsetzt. Seitdem lebte er auf seinem Gut Berg bei Eilenburg, woselbst er 1760 starb. Was waren einem kühnen und witzigen Kopf in diesen bunten Schicksalen für bedeutende Stoffe geboten! Allein man kann nicht sagen, daß sie Liscow benützt hat. Nach einer Mittheilung des Dichters Schubart im ersten Bande seiner Selbstbiographie, S. 127, sollen von Liscow in seinen späteren Jahren noch einige satirische Schriften verfaßt worden sein, welche nach seinem Tod vernichtet wurden; möglich, daß diese in die große politische Satire hinübergriffen. Aber der Verlust ist schwerlich zu bedauern. Wer die Angelegenheiten des despotischen Karl Leopold verfechten mochte, wer sich zu jener kriechenden Niedrigkeit entwürdigt, mit welcher Liscow nach Helbig's Bericht aus dem Gefängniß den Grafen Brühl um Verzeihung anfleht, zeigt zur Genüge, daß er nichts weniger als ein freier und fester Charakter ist. Das lebhafte Interesse, welches Liscow 1730 in der erst posthum erschienenen Schrift „Von der Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit" für religiöse Aufklärung und Freiheit an den Tag legte, erstarb, wie es scheint, später, und übte jedenfalls keinen Einfluß auf seine weitere Thätigkeit. Was von Liscow sonst vorliegt, gehört dem Gebiet der persönlichen Satire an und ist ohne Belang für die Entwickelung des deutschen Geisteslebens. Soll die Satire eine tiefe und allgemeine Bedeutung haben, so muß sie die Richtungen angreifen, welche fressende Schäden der Zeit sind. Die Philippi und Sivers aber, an welche Liscow seine Geißel verschwendet, sind verkommene Lumpe und Flachköpfe, welche schon längst im allgemeinsten Verruf standen. Ist es ein Kampf gegen knechtische Liebedienerei oder, wie die betreffende Schrift sattsam bezeugt, nur ein Kampf gegen verächtlichen Rednerschwulst, wenn Liscow darüber spottet, daß, als der König von Polen sich eine kranke Zehe hatte abnehmen lassen, Philippi in einer bettelhaften Lobrede gesagt hatte, daß Dasjenige, was dem großmächtigsten

und unüberwindlichsten König bisher den höchst verdienten Ruhm der Unsterblichkeit einigermaßen noch streitig zu machen schien, durch den gewaltigen Arm des Königs aller Könige nunmehr völlig aus dem Wege geräumt worden? Ist es ein Kampf für Glaubens- und Gewissensfreiheit, ein Kampf gegen pfäffische Herrschsucht, wenn Liscow zwar mit wohlfeilem Muth den seichten und anmaßlichen Predigtamtskandidaten Sivers bloßstellt, dabei aber unabläßig demüthigst versichert, daß er diejenigen Gottesgelehrten, welche am meisten wider den Mißbrauch der Vernunft in göttlichen Dingen eifern, für die besten und vernünftigsten halte? Sachlich bedeutender ist Liscow's Angriff auf das thörichte, von Paradies und Sündenfall ausgehende „Naturrecht" des Professors Manzel, womit er 1735 seine Thätigkeit abschloß; aber auch hier ist der Gegner, den er sich erwählt, eine schon ihm Voraus gerichtete, traurige Gestalt. Goethe spricht das schlagende Wort aus, wenn er in Dichtung und Wahrheit äußert, er seinerseits könne in Liscow's Schriften weiter nichts erkennen, als daß er das Alberne albern gefunden.

Günstiger stellt sich das Urtheil über Liscow, wenn wir den künstlerischen Charakter und die Form seiner Satiren betrachten, worüber Litzmann's Monographie feinsinnig gehandelt hat. Er tritt aus der philiströsen Schwerfälligkeit, welche die Literatur der zwanziger und dreißiger Jahre beherrschte, lebhaft und frisch heraus; er hat nicht eine künstlich erschlossene, sondern wirklich eine natürlich quellende satirische Ader; er legt in das, was er schreibt, sein Temperament, und ist darum ein Mitarbeiter an der Befreiung des poetischen Stils.

Er schloß sich denn auch den Gegnern Gottsched's an, und wurde zum Dank in einem Gedichte Bodmer's gepriesen und besonders über Rabener erhoben.

Wilhelm Rabener ist das entschiedene Gegenbild Liscow's und daher abwechselnd mit jenem bald gerühmt und bald herabgesetzt worden.

Rabener, geb. am 17. September 1714 zu Wachau bei Leipzig, gestorben am 20. März 1770 als Obersteuerrath in Dresden, ist

jetzt veraltet. Vor dem Richterstuhl der Kunst nimmt er einen sehr niedrigen Platz ein. Wohl hätte die religiöse und politische Bedrückung und Zerrüttung dieses Zeitalters einem Aristophanes, Juvenal und Swift oder den großen Satirikern der Reformationszeit das Blut in die Wangen getrieben, und auch Rabener, obgleich nach der Art des sächsischen Kleinbürgers ängstlich und kleinlich, zeigt in vertraulichen Briefen, daß er ein warmfühlendes Herz hatte, das tief verletzt war durch die Schmach der öffentlichen Zustände. Aber zur Satire gehört Freiheit der Rede und Macht der öffentlichen Meinung; und wo war diese in Deutschland zu finden, zumal in Sachsen unter Brühl's Gewaltherrschaft? „Deutschland ist nicht das Land", klagt Rabener selbst einmal bitter, „in welchem eine bessere Satire es wagen dürfte, das Haupt mit Freiheit emporzuheben; in Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenige Wahrheit zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören muß."

Die Satire, von welcher Rabener's Freund Gellert in einem seiner moralischen Briefe sagt, daß sie in der Moral ebenso nöthig und heilsam sei als das zubereitete Gift in der Arzneikunst, ist daher auch bei Rabener nichts als trockne moralische Lehrpredigt, die sorgsam Alles vermeidet, was Anstoß erregen könnte. Die Gegenstände, welche Rabener behandelt, sind unbedeutend und geringfügig. Rabener rügt in der Abhandlung vom Mißbrauch der Satire ganz ausdrücklich, daß Viele in ihrem Eifer, das Lächerliche der Menschen zu zeigen, sogar so weit gingen, daß sie keinen Stand mit frevelhaftem Tadel verschonen möchten. „Es ist wahr", sagt Rabener, „es giebt in allen Ständen Thoren, aber die Klugheit erfordert, daß man nicht alle tadle; ich werde sonst durch meine Uebereilung mehr schaden als ich durch meine billigsten Absichten nützen kann. Der Verwegenheit Derer will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürsten dringen und die Aufführung der Oberen verhaßt oder lächerlich machen wollen. Ist es nicht ein innerlicher Hochmuth, daß sie in ihrem finsteren Winkel höher zu sehen glauben als Diejenigen, welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen

haben, so ist es doch ein übereilter Eifer, der sich mit nichts entschuldigen läßt. Es giebt andere Stände, welche zwar so heilig nicht sind, daß es ein Verbrechen wäre, das Lächerliche an ihren Fehlern zu entdecken, bei denen aber doch die Billigkeit erfordert, daß man es mit vieler Mäßigung thue. Ich rechne darunter die Lehrer auf Schulen. Die Jugend ist ohnedem geneigt, das Fehlerhafte an Denjenigen zu entdecken, deren Ernsthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaum halten soll; wollen wir sie durch bittere Satiren auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen? Einen Pedanten habe ich nicht gebessert; dem Vaterland aber habe ich an seinen Schülern hundert ungesittete Bürger erzogen. Die Geistlichen haben gemeiniglich das Unglück, daß der Witz satirischer Köpfe auf sie am meisten anprallt. Ich bin sehr unzufrieden damit. Sie sind nicht über die Satire erhaben; viele sind tief unter derselben, wenn man sie nach ihrer unanständigen Aufführung beurtheilen soll, und viele würden gar zu sorglos sein, wenn ihre ehrwürdige Kleidung sie vor allen Streichen der Satire schützte. Dennoch glaube ich, daß man nicht vorsichtig genug dabei verfahren könne. Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler Desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, die Religion zu predigen. Wage ich nicht zu viel, wenn ich einen besseren will, und dadurch in Gefahr komme, das Ansehen der ganzen Religion zu schwächen, welche man dem Volk nicht ehrwürdig genug vorstellen kann?“ Was bleibt einem Satiriker bei solch zurückhaltender Zahmheit, die sogar mit jedem Jahr nur immer zaghafter und kleinmüthiger wurde? Nichts als Vettern und Basen, stellensüchtige Candidaten, heirathslustige alte Jungfern und junge Wittwen, rohe Dorfjunker und, wenn es hochkommt, bestechliche Richter. Und für diese Unbedeutendheit der Stoffe werden wir nicht einmal durch Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit der Form entschädigt. Zwar ist das Vorbild von Steele und Addison unverkennbar, und Rabener selbst hat mehrfach auf diese Einwirkung hingewiesen; aber die Erfindung ist matt, die Darstellung steif und einförmig; der Witz, mehr witzelnd als witzig, ist von jener philisterhaften Spaßhaftigkeit, welche auch heut noch in Sachsen mehr als

irgendwoanders beliebt ist. Trotzalledem ist Rabener für unsere gesammte sittliche und geistige Volksbildung von unermeßlicher Bedeutung geworden. Aus jeder Zeile sprach die offene, harmlose, heitere, liebenswürdige Natur, welche unwiderstehlich anzog und sittlich erhob und kräftigte, auch wenn sie züchtigte. Rabener war die Spitze der moralischen Wochenschriften. Höher als Rabener erkühnte sich damals der gesammte deutsche Mittelstand nicht, seinen Blick zu erheben, und man sah mit Entzücken, wie die kleinen rebellischen Gedanken, die man ängstlich im geheimsten Herzensschrein hegte, hier mit anziehender Frische und neckendem Muthwillen sich an das Licht wagten. In diesem Spiegelbild besann sich das deutsche Bürgerthum über sich selbst. Man las diese Satiren andächtig und gesammelt wie eine weltliche Hauspostille. Sie erschienen bei Lebzeiten des Verfassers in neun Auflagen, und wurden auch nach seinem Tode noch öfters herausgegeben.

Es gehört zu den schönsten Eigenthümlichkeiten Goethe's, daß er, der in dichterischen Dingen feiner sah als irgend ein anderer, doch für alles die anhänglichste Dankbarkeit hegte, was einst auf seine Jugend befruchtend gewirkt hatte. Je ferner wir uns jetzt Rabener fühlen, um so werthvoller ist das Denkmal, welches Goethe im siebenten Buch von Dichtung und Wahrheit dieser tiefgehenden Wirksamkeit Rabener's gesetzt hat. Goethe kennt die künstlerischen Mängel Rabener's so gut und noch besser als wir; aber er vergißt nicht hinzuzufügen: Rabener's Persönlichkeit wird nicht leicht wiedererscheinen. Was er vorbringt und wie er es vorbringt, zeugt von seiner Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen; der unbegrenzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge. Einige seiner Briefe setzen ihm als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdener Belagerung schildert, wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Perücken verliert, ohne auch im mindesten seinen Gleichmuth erschüttert, seine Heiterkeit getrübt zu sehen, ist höchst schätzenswerth, ob ihm gleich seine Zeit- und Stadtgenossen diese glückliche Gemüthsart nicht ver-

zeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme seiner Kräfte, von seinem nahen Tode spricht, ist äußerst respectabel, und Rabener verdient, von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden."

Und noch mächtiger und allseitiger wirkte Gellert. Jener herrliche Ehrenname eines Praeceptor Germaniae, welcher einst einen Größeren, welcher Melanchthon zierte, findet mit vollem Recht auch auf ihn seine Anwendung.

Gellert ist aus denselben Stimmungen und Zuständen hervorgewachsen, wie sein Freund Rabener; aber er ist tiefer, inniger und, wenn er in Versen schreibt, auch eindringlicher. Gellert, wie kein anderer vor ihm und neben ihm, löste dem Bürgerthum die Zunge; dem Bürgerthum, wie es schlicht religiös, tüchtig und ehrbar war und eben darum nach einer freieren und gesunderen Gestaltung der Sitte und Denkart strebte.

Christian Fürchtegott Gellert war am 4. Juli 1715 zu Hainichen bei Freiberg im sächsischen Erzgebirge geboren; er war der Sohn eines armen Predigers. Auf der Schule in Meißen hatte er in innigster Freundschaft mit Gärtner und Rabener, auf der Universität Leipzig im regsten Verkehr mit Elias Schlegel und der gesammten Genossenschaft der Bremer Beiträger gelebt. Bereits in dieser Zeit begann sein schriftstellerisches Wirken in jener scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit, welcher er Zeit seines Lebens treu blieb. Seit 1743 hielt er in Leipzig Vorträge über Poesie, Beredtsamkeit und Moral, 1751 wurde er außerordentlicher Professor. Selten hat ein akademischer Lehrer größeren Einfluß geübt, er las meist vor mehr als vierhundert Zuhörern; höher aber war ihm sein Beruf als Volksschriftsteller. „Mein größter Ehrgeiz," sagt er in einem Schreiben (Ausgabe von 1854, Bd. 6, S. 348), „besteht darin, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will und nicht den Gelehrten im engen Verstande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr als eine gelehrte Zeitung und der niedrigste Mann von gesundem Verstand ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern und ihm in einem leicht zu behaltenden Aus-

druck Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen."

Das innerste Wesen Gellert's war schlichte Demuth und Frömmigkeit. Von Kindheit auf lebte das wärmste Gefühl für Tugend und Gottesfurcht in ihm; die unausgesetzten körperlichen Leiden seiner späteren Jahre stimmten ihn nur um so weicher. Man muß die treffliche Biographie Gellert's von J. A. Cramer lesen, um diese reine und edle Persönlichkeit trotz aller ihrer Schwäche und Spießbürgerlichkeit liebzugewinnen. Wir lächeln über manches Kleinliche, Beschränkte und Empfindelnde in ihm; wir beklagen den verzehrenden Trübsinn, an welchem sein Mannesalter krankte, und wir begreifen, wie die gesunde Kraft Lessing's ob dieser Weinerlichkeit sich verletzt von ihm abwendete. Dennoch aber war Gellert eine bedeutende und fortschreitende Natur; schwunglos, aber herzlich; nüchtern, aber mild und zartfühlend; bescheiden, aber fest und sicher; ängstlich und furchtsam, aber ernst und voll großer Zwecke; beschränkt, gedrückt und in sich gekehrt, immer aber voll tiefster Menschenliebe und den Blick auf das Allgemeine gerichtet.

Seine schriftstellerische und dichterische Bildung war vornehmlich von den englischen Wochenschriften ausgegangen. In den moralischen Vorlesungen sagt er bei Empfehlung des Spectators: „So nützlich dieses Werk dem Geschmack und der Kritik ist, so heilsam ist es den Sitten. Für mich ist es eines von denen, die ich vorzüglich liebe und die in meiner Jugend meinem Geschmack und selbst mein Herz haben bilden helfen. Wenn ich höre, daß ein Jüngling den Zuschauer gern liest, so sehe ich ihn schon mit Vertrauen an." Ganz folgerichtig hatte Gellert sodann diese Vorliebe auf Richardson übertragen. Von dieser Vorliebe giebt die Abhandlung „Von dem Einfluß der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten", giebt die zehnte moralische Vorlesung, und geben vor Allem auch seine Briefe lautes und ununterbrochenes Zeugniß. „Kann denn Richardson zaubern", schreibt Gellert an den Grafen Moriz von Brühl (Bd. 5, S. 131), „ja ihm steht Alles, was nur rühren, bestürmen, Alles, was hinreißen und zur Trunkenheit entzücken kann, zu Gebot.

Zween meiner vergnügtesten Tage, soll die Nachwelt wissen, sind diejenigen gewesen, da ich den siebenten Theil der Clarissa und den fünften des Grandison gelesen. Ich habe noch nie namentlich für Richardson gebetet, aber bei dem fünften Theil habe ich das Gebet für seine immerwährende Wohlfahrt gemacht. Dürfte ich doch nicht denken, daß es Geschöpfe gebe, denen dieses Werk nicht gefällt. Ich will nicht weiter schreiben, ich kann auch nicht. Ich bin immer noch außer mir; ich habe geweint, daß ich noch immer zittre. Und wenn ich itzt krank werde, so ist Grandison die Ursache, und meine Krankheit ist das Lobgedicht Richardson's." Ein Sinngedicht Gellert's auf Richardson's Bildniß schließt mit den Worten:

„Die Worte, die er schuf, wird keine Zeit verwüsten,
Sie sind Natur, Geschmack, Religion.
Unsterblich ist Homer, unsterblicher bei Christen
Der Britte Richardson."

Moralisirende Lehrhaftigkeit ist daher auch für Gellert sein ganzes Leben hindurch höchster Endzweck aller Poesie geblieben.

Es ist eine in ihrer Art wahrhaft klassische Stelle, wenn Gellert in der Nutzanwendung seiner Fabel von der Biene und der Henne sagt:

„Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen."

Uebereinstimmend setzt die Vorrede der geistlichen Lieder und Oden das Wesen der Poesie in die Fähigkeit, die Einbildungskraft zu beleben, den Verstand angenehm zu beschäftigen und dem Gedächtniß die Arbeit zu erleichtern. Cramer, der Biograph Gellert's, hat einige Anreden mitgetheilt, welche Gellert an seine Zuhörer richtete. Eine derselben schließt mit den Worten: „Der Poet muß stets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden; so wird er gefallen, so lange Menschen Menschen sind. Singen Sie, meine Herren, der Vernunft, der Tugend und der Religion zur Ehre, so werden

Sie mit Beifall singen, sofern sie zugleich schön singen. Ich verspreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unsterblichkeit. Ehren Sie Gott durch Ihre Poesie; ich bitte Sie als meine Freunde und meine Brüder, ehren Sie ihn dadurch, daß Sie Weisheit und gute Neigungen unter den Menschen ausbreiten." Goethe erzählt in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen die sehr bezeichnende Thatsache, daß Gellert in seinen Vorlesungen nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg weder im Guten noch im Bösen genannt habe; bei der Ehrlichkeit seines Herzens ein vollgiltiger Beweis, daß sein Verstand sie nie als Dichter anerkannte. Diese Mittheilung wird durch die Vorlesungen Gellert's, soweit sie veröffentlicht sind, völlig bestätigt. Sowohl in den moralischen Vorlesungen wie in der Rede von dem Vorzug der Alten wird einzig die Dichtung der Haller, Hagedorn, Schlegel und Cramer gerühmt.

Als Dichter bethätigte Gellert nur, was ihm diese kurzsichtige Anschauung an die Hand gab. Je handgreiflich lehrhafter eine Dichtart war, desto näher stand sie ihm. Daher seine Lust an der Fabel und deren moralischer und satirischer Nutzanwendung, an moralischen Lehrgedichten und geistlichen Liedern und Oden. Und auch, wo Gellert sich in die höhere Dichtart des Lustspiels und des Romans wagte, finden vor seinen Augen nur diejenigen Richtungen Gnade, deren Gehalt und Triebkraft die gleiche moralische Absichtlichkeit ist. Das von Marivaux, Destouches und Nivelle de la Chaussée ausgegangene moralische Rührspiel, die sogenannte weinerliche Komödie, sucht Gellert in dem lateinischen, von Lessing übersetzten Programm, mit welchem er 1751 eine Professur antrat, wissenschaftlich zu begründen; in der Ausübung stand er von Anbeginn auf diesem Boden. Sein Roman: „Leben der schwedischen Gräfin von G.", in den Jahren 1747 und 1748 noch vor dem Erscheinen Clarissa's und Grandison's geschrieben, ist der Pamela Richardson's nachgebildet.

Nichts ist daher leichter, als über Gellert als Dichter den Stab zu brechen. Diese Mißachtung mußte nothwendig eintreten, sobald

die allgemeine Bildung weit genug vorgeschritten war, um für ächte und tiefe Dichtung wieder offenes Auge und Ohr zu haben. Herb und eindringlich ertheilten diese neue Losung zuerst Mauvillon's und Unzer's „Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter“ (Frankfurt und Leipzig 1771). Seitdem wird diese Weisheit selbstgefällig in den mannichfachsten Variationen abgespielt.

Stellen wir uns auf die geschichtliche Höhe, so haben wir diese Gellert's ganzes Wesen bedingenden Schwächen nicht zu übersehen; aber wir haben zugleich zu erklären, was trotzalledem einst ganz Deutschland ohne Unterschied von Geschlecht, Stand und Alter einmüthig in seinen Kreis bannte.

Das Räthsel löst sich dadurch, daß Gellert, neben Rabener und mehr als dieser, in der Form wieder der erste ureigen deutsche, und in seiner Gesinnung ein wahrhaft erweckender und befreiender Schriftsteller war.

Gellert's „Fabeln und Erzählungen“ erschienen zuerst 1746 und 1748, und wurden seitdem immer neu aufgelegt und in die verschiedensten Sprachen übersetzt; sie bewahren noch heut ihre unzerstörbare Anziehungskraft. Man denke an die geistvolle Geschichte vom Hut, vom Blinden und Lahmen, vom Greise, an das Bad der Hinkenden, das Gespenst, den Selbstmord, an Hannchen, an die Geschichte: Hanns kommt mit seiner Dummheit fort, an die beiden Nachtwächter, die Lügenbrücke, an Eulenspiegel, an den Freigeist, die schlauen Mädchen, das Hospital, an die Geschichte von den Bauern und dem Amtmann, an den Schatz, Hanns Nord u. s. w. So sehr sich auch Gellert sichtlich und eingeständlich zum Theil an fremde Muster anlehnt, seine Empfindung und Lebensanschauung ist von Grund aus heimisch, unmittelbar aus dem Volk erwachsen, unmittelbar in das Herz des Volks dringend. Manchmal neckt uns freilich das geschmacklose Zöpfchen platten Moralisirens; aber die menschlichen Schwächen und Unarten sind mit einer so harmlosen, liebenswürdigen, kindlich gutmüthigen, ehrbaren, meist schalkhaften Satire geschildert, daß es wahrlich nicht zu den löblichsten Eigenschaften heutiger Erziehungskunst gehört, wenn man der kernhaften Nahrung

Gellert's jetzt modische Spielereien vorzieht, welche nicht werth sind, neben Gellert genannt zu werden. Viel Feinheit der Beobachtung, viel Lebendigkeit der Charakterzeichnung und eine unvergleichliche Kunst des Erzählens. „Meine Kunst im Erzählen", sagt Gellert selbst in einem autobiographischen Bruchstück, „war Glück, Natur und, wenn ich das stolze Wort brauchen darf, eine gewisse Begeisterung." Und auch Lessing gestand, daß es nur einem Gellert gegeben war, glücklich in Lafontaine's Fußtapfen zu treten. Indeß darf Lessing's Urtheil nicht so ausgelegt werden, als sei Gellert ein Nachahmer Lafontaine's gewesen. Im Gegentheil hat neuere Forschung immer mehr gezeigt, wie selbständig Gellert seinen Vorgängern, auch wo er dieselben Stoffe behandelt, gegenübersteht. Er kannte Hagedorn, Lafontaine, den von Brockes schon übersetzten La Motte; aber er behauptet ihnen gegenüber durchaus eigene Vorzüge.

Ebenso erquicklich ist die Mehrzahl seiner religiösen Dichtungen, die als „Geistliche Oden und Lieder" seit 1757 erschienen. „Diese Arbeit", berichtet sein Freund Cramer, „war ihm die feierlichste und wichtigste, welche er in seinem Leben unternommen hatte; niemals beschäftigte er sich mit derselben, ohne mit allem Ernst seiner Seele sich zu bestreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darin sprechen sollten, an seinem eigenen Herzen zu erfahren." Gesänge wie jener Morgengesang: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank", oder das Weihnachtslied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht", oder das Osterlied: „Jesus lebt, mit ihm auch ich," und andere Lieder wie: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte", „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht", „Auf Gott und nicht auf meinen Rath", „Nach einer Prüfung kurzer Tage" werden leben, so lange es evangelische Christen giebt. Unleugbar wird auch in diesen geistlichen Liedern die schlichte Gemüthsinnigkeit oft überwuchert von lehrhafter Verstandesbetrachtung; um so entsprechender aber waren sie einem Zeitalter, dessen Frömmigkeit bereits von der Färbung rationalistischer Aufklärung berührt war.

Bedenklicher freilich steht es um Gellert's Lustspiel- und Roman-

dichtung. Für diese Dichtarten fehlte Gellert sowohl die Kraft der Gestaltung wie die erforderliche Weite des Blicks.

Die Schäferspiele, die er noch in Schwabe's „Belustigungen“ erscheinen ließ, sind keiner ernsthaften Betrachtung mehr werth; aber auch für die Lustspiele, die anfänglich in den Bremer Beiträgen, von 1747 an auch selbständig erschienen, gelten alle die schweren und gerechten Vorwürfe, welche gegen Gellert's Vorbilder, gegen Marivaux, Destouches und Nivelle de la Chaussee sich richten, in verstärktem Maße; es mangelt der Glanz und die Beweglichkeit freier Weltbildung, welche den französischen Dichtern zugutkam. In Gellert's Charakterzeichnung herrscht jene leere und maskenhaft gestaltlose Begriffsallgemeinheit, von welcher er rühmend hervorhebt, daß ein geiziger Orgon, eine eitle und verleumderische Clelia, ein unerträglicher und großsprecherischer Damon auf dem Theater nichts als der Geiz, die Verleumdung und die Großsprecherei selbst sei; für die Handlung aber ist es entscheidend, daß Gellert in der Vorrede dieser Lustspiele sagt, sie seien bestimmt, eher mitleidige Thränen als freudiges Gelächter zu erregen. Gellert's Lustspiele sind heut nicht mehr lesbar.

Und Gellert's Roman, das Leben der schwedischen Gräfin, ist ein höchst merkwürdiger und lehrreicher Beleg, wie das flache Trachten nach der Absichtlichkeit moralisirender Endzwecke sich oft grade in das Gegentheil herbster Unsittlichkeit verkehrt, weil die Poesie dieser Art nicht die unbefangene Gesundheit und Sicherheit reiner und schöner Menschennatur schildert, sondern immer nur den krankhaften Zwiespalt eines starren und äußerlichen Pflichtbegriffs mit entgegenwirkenden Lastern und Neigungen. Schon Richardson ist nicht frei von diesem Gebrechen; Gellert aber wirkt in der Ausmalung dieser Gegensätze noch greller und beleidigender, weil das Gefühl seiner dichterischen Schwäche, nicht durch in sich selbst lebendige Seelenmalerei spannen zu können, ihn zu romanhaften Verwicklungen führt, welche mehr auf äußere Wirkung als auf innere Möglichkeit und Berechtigung gestellt sind. Eine schwedische Gräfin von deutscher Abkunft berichtet ihr Leben, ihre Liebe und ihre Schicksale. Sie

hatte glückliche Jahre mit ihrem Gemahl verlebt, als dieser auf Anstiften eines Prinzen, welcher Anschläge auf ihre Tugend machte, in den Krieg ziehen mußte und durch falsche Anklage von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt wurde. Nach schmerzvoller Trauer langer Zwischenzeit heirathete die Gräfin einen Freund ihres Gemahls. Der Graf aber war fälschlich todtgesagt. Durch einen plötzlichen Ueberfall der feindlichen Russen war die Vollstreckung des Todesurtheils verhindert worden; die Russen hatten den Grafen nach Sibirien geschickt. Endlich wird er befreit. Er kommt nach Holland; dort findet er seine Frau, an einen Anderen verheirathet. Mit Schmerz, aber im Bewußtsein der Pflicht- und der wiedererwachten alten Liebe trennt sich diese von ihrem zweiten Mann und wird wieder die Frau des ersten. Sie lebt mit diesem lange Jahre in glücklicher Wiedervereinigung; dann wird sie Wittwe. Der Roman schließt mit dem Hinblick auf den zweiten Gemahl, mit welchem sie nach wie vor in innigster Freundschaft verbunden war. „In der That", schreibt die Gräfin, „war er mir noch so schätzbar, daß ich ihn allen Anderen vorgezogen haben würde, wenn ich mich hätte entschließen können, mich wieder zu vermählen, und vielleicht wäre ich, soll ich sagen, zärtlich oder schwach genug dazu gewesen, wenn er länger gelebt hätte. Er starb bald darauf und die Betrübniß über seinen Verlust überführte mich, wie sehr ihn mein Herz noch geliebt hatte." Wie empörend ist dieses Grundmotiv, selbst abgesehen von jenen episodischen Einschiebungen von Blutschande, Giftmischerei und anderen Scheußlichkeiten, welche Gellert in eine ebenso unerwartete als unerfreuliche Nähe mit den allermodernsten französischen Romandichtern setzen! Wie konnte Gellert, der von Allen gepriesene Sittenlehrer, so gar kein Arg darin finden, daß eine wackere feinempfindende fromme Frau von Mann zu Mann gewürfelt wird, ohne daß ihr sittliches Gefühl Einspruch erhebt oder sich im Mindesten verletzt zeigt? Und wie konnte Gellert es für unbezweifelbare Pflicht halten, daß das zweite, gleich dem ersten förmlich und rechtmäßig geschlossene Ehebündniß rücksichtslos gebrochen werden müsse zu Gunsten jenes ersten? Aber es steht fest,

daß dem Dichter dieser Bruch als unverbrüchliche Pflicht erschien und daß ihm alles Anstößige verschwand unter der Forderung, der Pflicht sei unter allen Umständen und mit härtester Entsagung immer und überall Genüge zu thun. Varnhagen erzählt in seinen Denkwürdigkeiten den ergötzlichen Vorfall, daß, als er zur Blüthezeit der sogenannten jungdeutschen Dichterschule einmal diesen Roman vorlas, ohne Titel und Verfasser zu nennen, die Gesellschaft entrüstet auffuhr, weil sie meinte, es sei ein Erzeugniß der neuesten Schandliteratur von der beabsichtigten Emancipation des Fleisches. Und doch sollte dieser Roman grade umgekehrt eine Verherrlichung der unbedingt aufrechtzuerhaltenden Heiligkeit der Ehe sein. Solche schneidende Mißgriffe werden sich überall finden, wo die Pflicht nur als Pflicht, d. h. nur als äußeres unabwendbares Gebot und Verhängniß, nicht aber als innerlich nothwendige Bethätigung und Selbstbefriedigung harmonisch durchgebildeten Menschendaseins gefaßt wird. Selbst Lessing's Dichtung ist noch nicht frei von ähnlichen Verirrungen.

Was ist der Grund, daß die Zeitgenossen diese bedenklichen Mängel der Gellert'schen Lustspiel- und Romandichtung nicht empfanden? Von diesen Lustspielen, die uns jetzt so unerträglich matt und langweilig sind, rühmt noch Lessing im 22. Stück der Dramaturgie, daß sie unter allen deutschen Lustspielen das meiste ursprünglich Deutsche haben; und Lessing setzt ausdrücklich hinzu: „es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist; jeder Zuschauer glaubt einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus seiner eigenen Verwandtschaft darin zu erkennen". Und derselbe Reiz lag im Roman der schwedischen Gräfin. Die Leser wurden hineingeführt in das gewöhnliche naturwirkliche Leben, das Jeder verstand und als ein ihm vertrautes auf's innigste nachfühlte. Die Simpliciaden und Robinsonaden wurden Familienroman. Nicht mehr haarsträubend äußere Abenteuer, sondern innere Kämpfe, Erlebnisse des Herzens.

Besonders aber ist auch die Anmuth und Natürlichkeit der Gellert'schen Sprache nicht zu vergessen. Wie man mit Recht bemerkt

hat, daß Gellert's freie, bald kürzere, bald längere, auch in der Reihenfolge ungebundene Verse ganz vornehmlich dazu beigetragen haben, den steifen und eintönigen Alexandriner zu verdrängen, so brachte Gellert auch in seine wissenschaftliche und erzählende Darstellung eine Leichtigkeit, Wärme, Deutlichkeit und Reinheit, welche, wenn auch jetzt zuweilen bereits eine gewisse alterthümliche Färbung hervortritt, den Zeitgenossen doch etwas völlig Neues und ein unbedingt Höchstes war. Gellert hat um die Läuterung und Fortbildung unserer Sprache die allerunvergeßlichsten Verdienste; und zwar ist die mittelbare Wirkung seiner Schriften in dieser Beziehung noch wichtiger als die unmittelbare, welche er durch seine „Anleitung zum Briefschreiben“ bezweckte. Am treffendsten hat Friedrich der Große diesen Vorzug Gellert's in jener denkwürdigen Unterredung hervorgehoben, welche er am 18. December 1760 in Leipzig mit Gellert führte. „Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen,“ sagte der König; „das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und doch kein Wort verstanden.“ Als Gellert sich entfernt hatte, fügte der König hinzu: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched!“ Am folgenden Tag sagte er an der Tafel: „C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands.“

Dennoch würde alle diese Macht der Form die tiefe geschichtliche Bedeutung Gellert's nicht begründet haben, hätte nicht auch der innere Gehalt seiner Dichtung die Gemüther der Menschen gepackt und entzündet.

Sprechen wir immer nur von der kopfhängerischen Weinerlichkeit Gellert's, so ist dies ein Bild, das wir einseitig seinen späteren, durch beständige Kränklichkeit gebeugten Jahren entlehnt haben. Lesen wir freilich seine moralischen Vorlesungen, welche einzig die christliche Demuth und Ergebung in die Wege des Herrn preisen, nirgends aber ein Wort haben für frische Mannesthat, für Kraft, Festigkeit und Unerschrockenheit in unserem Verhalten zu Staat und Gesellschaft, und erfahren wir, daß diese Ermahnungen, Warnungen und

Bitten in einem hohlen und traurigen Ton vorgebracht wurden, da ist es allerdings höchst begreiflich, daß, wie Goethe in Dichtung und Wahrheit aus eigenem Erlebniß schildert, die Jugend bald auf den Verdacht fiel, diese entnervende Manier könne nur Schwachköpfe bilden. Dasselbe gilt von seinen „Trostgründen wider ein sieches Leben“. Aber wüßten wir es nicht aus den Angriffen, welche Gellert von den Pharisäern seiner eigenen Zeit erduldete, wir könnten es aus der mitleidigen Verwerfung, mit welcher die Engherzigkeit der neuesten frömmelnden Geschichtschreibung Gellert behandelt, mit Freude ersehen, daß in all dieser stillen Demuth und Frömmigkeit, in welcher Gellert's eigenstes Wesen lag, doch ein Etwas war, was ihn scharf abscheidet von jeder pfäffischen Ueberspannung und Unnatur.

Hell und fest dringt Gellert von dem todten Buchstabenglauben auf die lebendige und gemüthswarme Religion des Herzens. Er verlegt den Schwerpunkt in die Gesinnung und in das sittliche Handeln; und dieser Tugendbegriff ist bei ihm sehr weit entfernt von jenem Beigeschmack mürrischer Weltverachtung, welcher durch den Pietismus in Umlauf gekommen war.

Ein großer Theil seiner Fabeln hat grade hier ihre epigrammatische Spitze. Wie scharf unterscheidet die Fabel vom Kranken, obgleich sie durch ein falsches Grundmotiv künstlerisch eine der schwächsten ist, zwischen dem lautgepriesenen Ruhm eines Scheinheiligen und zwischen der erprobten Tugend eines Verachteten, dem, „weil er Ketzereien glaubte, Comödien und Verse schrieb, man kaum ein ehrlich Grab erlaubte!“ Eine andere Fabel vergleicht die Tugend mit einer „Reise“, die das Gesetz befohlen: „Sehr Viele reisten nur im Geist, Und überredeten sich, als hätten sie gereist. Noch Andere schafften das Geräthe Zu ihrer Reise fleißig an, Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte, So hätte man die Reise schon gethan. Sehr Viele fingen an zu eilen, Als wollten sie die ganze Welt durchgehen; Sie reisten, aber wenig Meilen, Und meinten, dem Befehl sei nun genug geschehen. Noch Andre suchten auf den Reisen Noch mehr Gehorsam zu beweisen, Als den, den das Gesetz befahl;

Sie reisten nicht durch grüne Felder, O nein! sie suchten finstre Wälder Und reisten unter Furcht und Qual, Behängten sich mit schweren Bürden Und glaubten, wenn sie ausgezehrt Und siech und krank zurücke kommen würden, So wären sie des besten Amtes werth." Und noch bestimmter tritt diese freiere Anschauung Gellert's im Leben der schwedischen Gräfin auf. Viele Forderungen, welche von den Moralphilosophen der Aufklärung als leitende Grundsätze der öffentlichen Denkart und Erziehung in das Leben eingeführt wurden, werden hier bereits von Gellert mit eindringlichster Wahrheit ausgesprochen. Von ihrem ersten Religionsunterricht schreibt die Gräfin (Bd. 3, S. 192): „Mein Vetter brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bei und überzeugte mich von den großen Vortheilen der Tugend, welche sie uns in jedem Stande, im Glück und Unglück, im Tod und nach diesem Leben bringt. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht sowohl in das Gedächtniß als in den Verstand zu prägen. Und diesen Begriffen habe ich bei reiferen Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend nie als eine beschwerliche Bürde, sondern als die angenehmste Gefährtin betrachtet habe, die uns die Reise durch die Welt erleichtern hilft. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beigebracht wird, unseren Verstand ebenso vortrefflich aufklären kann als sie unser Herz verbessert. Ich mußte meinem Vetter nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir, in Dingen, die noch über meinen Verstand waren, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht bekommen würde." Es ist die Verkündigung einer religiösen Milde und Duldsamkeit, von welcher die meisten Zeitgenossen noch sehr weit entfernt waren, wenn in diesem Roman ein sibirischer Jude als einer der edelsten Menschen geschildert wird und die Gräfin ausdrücklich betont (S. 304): „Der rechtschaffene Mann! Vielleicht würden Viele von diesem Volk bessere Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten und sie nicht oft durch unsere Aufführung nöthigten, unsere Religion zu hassen." Und entspricht es dem matt weinerlichen Wesen, welches wir uns meist

ganz unauflöslich an Gellert's Namen geknüpft denken, wenn mit unverkennbarem Behagen unter den Gestalten dieses Romans besonders der alte Engländer Stanley hervorgehoben wird, dessen Leibspruch war: „Man kann fromm und auch vergnügt sein“, welcher am Hochzeitstag seines Sohnes bis um elf Uhr tanzte, weil das Tanzen so wenig Sünde sei, daß, wenn er auch diese Nacht sterbe, seine Lust und Freude seinem Seelenheil wahrlich nicht schaden werde?“ Ja, die Gräfin schreibt sogar von ihrer Ehe (S. 225): „Wir sind seit vielen Jahren noch so verliebt in einander gewesen, als wenn wir uns erst zu lieben angefangen hätten. Ich habe bei allen meinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur lächeln müssen. Der Körper gehört so gut als die Seele zu unserer Natur. Und wer uns beredet, daß er nichts als die Vollkommenheiten des Geistes an einer Person liebt, der redet entweder wider sein Gewissen, oder er weiß nicht, was er redet. Die sinnliche Liebe, die blos auf den Körper geht, ist eine Beschäftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen, und die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist ein Hirngespinnst hochmüthiger Schulweisen, die sich schämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den sie doch, wenn es von den Reden zur That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren lassen.“

Selbst in Betrachtung der öffentlichen Verhältnisse ist in Gellert Manches, was ihn zum Träger des allmählich erstarkenden Volksgefühls machte. Daß die innere Menschenwürde das allein Entscheidende ist, das ist das Grundthema aller seiner moralischen Nutzanwendungen. Der wichtigthuerische Höfling wird nicht minder belächelt als der kleinkrämerische Gelehrte. Das eitle Prunken mit Titel und Orden, der anspruchsvolle Adelstolz werden freimüthig gezüchtigt. Eine bescheidene Ahnung, daß nicht Alles zum Besten bestellt sei, regt sich, durchbricht aber nirgends die Schranken gutmüthiger Neckerei. Wir hören den Freund und Gesinnungsgenossen Rabener's.

Daher dieser tief sympathetische Zug, durch welchen sich die Zeitgenossen in innigster Wesensgemeinschaft mit Gellert verbunden

fühlten. Das allzu Leise und Zahme, das Enge und Philisterhafte, das weichlich Schönselige des „guten und empfindlichen Herzens", das wir Nachgeborenen an Gellert rügen, machte ihn für die nächste Gegenwart nur um so wirksamer. Nehmt Gellert seine Mängel und Ihr nehmt ihm seine geschichtliche Bedeutung.

Goethe, der Jüngling der Sturm- und Drangperiode, welchem Gellert als Dichter bereits nichts weiter als „ein Bel-Esprit, ein brauchbarer Kopf" war, sagte in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (Hirzel 2, 413) das abschließende Wort: „An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserem Publico beinah Eines." Und Goethe, der Greis, spricht denselben Gedanken aus, wenn er im siebenten Buch von Dichtung und Wahrheit wiederholt, Gellert's Schriften seien für lange Zeit das Fundament der sittlichen Kultur der Deutschen gewesen.

Cramer, der Gellert's Leben in einer später in die Gesammelten Werke aufgenommen Biographie beschrieben hat, erzählt: „In der Nähe und in der Ferne glaubten die Leser und Leserinnen seiner Schriften, daß sie ihn zum Freunde, zum Rathgeber, zum Kunstrichter, zum Lehrer haben müßten, und dies Vertrauen zu ihm verwickelte ihn in einen weitläufigen Briefwechsel, der ihm wegen der Schwachheit seines Körpers zuweilen beschwerlich wurde, dem er sich aber nicht entziehen wollte, weil er denen lieb und nützlich war, mit denen er ihn führte." Cramer setzt hinzu: „Väter wollten von ihm wissen, wie sie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie sie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was sie über diese und jene Anträge zur Verheirathung für Entschließung fassen, Jünglinge, wie sie studieren, Zweifler, wie sie ihren Unglauben bekämpfen, Viele aus der großen Welt, wie sie den Gefahren und Versuchungen derselben entgehen und widerstehen sollten! Gellert stand einem Jeden bei mit Unterricht, Rath, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Trost und Fürbitte."

Er war der allgemeine Seelsorger und Gewissensrath seines Zeitalters.

Und diese unvergleichlich volksthümliche Stellung Gellert's hat

sich, namentlich in den unteren und mittleren Ständen, bis in den Anfang dieses Jahrhunderts erhalten. Ja, bis auf den heutigen Tag ist sie noch nicht völlig verschwunden. Als 1839 die neue dankenswerthe Ausgabe von L. Klee erschien, war dieselbe in wenigen Monaten vergriffen, und mehrere neue Ausgaben folgten. Der Absatz ging besonders nach Holland, Oestreich und in die russischen Ostseeprovinzen, in jene Grenzländer, die von dem inzwischen fortgeschrittenen deutschen Kulturstrom weniger lebhaft berührt wurden. Tief in den Thälern von Welschtirol, wohin keine deutsche Bibel mehr dringt, finden wir Gellert's Fabeln.

Wer weiß nicht von jenen rührenden Zügen, mit welchen ihm die frisch empfänglichen Herzen der Zeitgenossen ihre Huldigung darbrachten? Prinz Heinrich schenkt dem kranken bewegungsbedürftigen Dichter sein Pferd, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten; als dieses gestorben, ersetzt es der Kurfürst von Sachsen durch ein neues. Ein preußischer General verschonte Gellert's Vaterstadt Hainichen mit Einquartierung, unter dem ausdrücklichen Ausspruch, daß dies „aus Wohlwollen gegen den Professor Gellert und dessen Schriften“ geschehe. Von einem schlesischen Edelmann wurde Gellert's Mutter alljährlich unterstützt; ihm selbst gab Graf Moriz Brühl, einer von Gellert's geliebtesten Freunden, eine ständige Pension, ohne daß Gellert jemals den Namen seines Wohlthäters entdecken konnte. Ein Preußischer Husarenlieutenant bot Gellert einen Antheil seiner russischen Beute aus der Schlacht bei Zorndorf an; wie mochte Gellert über solche Gabe erschrecken! Und diese Begeisterung erstreckte sich bis auf die niedrigsten Stände! Gellert selbst erzählt, daß, als er 1763 aus Karlsbad zurückkehrte, die Magd eines Postmeisters an ihn herantrat und ihm ohne Aufhören die Hand küßte, „weil er der Herr mit dem großen Ruhm sei, der die schönen Bücher geschrieben“. Ein armer Bauer fuhr im Anfang eines strengen Winters „aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm Gellert's Fabeln gemacht hatten“, einen Wagen voll Brennholz vor seine Wohnung und ersuchte ihn, dasselbe als Zeichen seiner Erkenntlichkeit aufnehmen zu wollen.

Als Gellert am 13. December 1769 starb, empfand die ganze Nation diesen Tod als eine allgemeine unbeschreibliche Betrübniß. Die Trauergedichte, voll der überschwenglichsten Lobreden, häuften sich dergestalt, daß die Sammlung derselben einen ganzen Band einnimmt. Man wallfahrtete zu seinem Grab wie zum Grab eines Heiligen, so daß die Stadtbehörde von Leipzig sich zuletzt genöthigt sah, dagegen ein Verbot zu erlassen.

Es ist leicht, über diese unbegrenzten Huldigungen zu spotten. Verständiger ist es, Wesen und Ursprung derselben sich zum Bewußtsein zu bringen.

Seit der Reformation war es das erste Mal, daß dem Deutschen wieder die Einsicht und das Gefühl von der Macht der Literatur aufging! Bei Gottsched, selbst bei Haller und Hagedorn, erschien die Literatur noch immer als etwas blos Aeußerliches; an sich zwar schön und höchst löblich, im schlimmsten Fall aber auch entbehrlich. In Rabener aber und noch mehr in Gellert fühlte das Volk wieder, daß Leben und Literatur naturwüchsig und untrennbar zusammengehören, daß ein Volk ohne Literatur ein Volk ohne Sitte und Bildung sei.

Durch Gellert war die Literatur wieder lebendige Volkssache geworden. Dies ist genug, ihm und seinen nächsten Strebensgenossen, trotzdem daß kein einziges ihrer Werke ein wahres und ächtes Kunstwerk ist, für immer ein bleibendes Gedächtniß zu sichern.

---

2. Die Musik.

Hasse. Sebastian Bach. Händel.

Weit gewaltiger und künstlerisch vollendeter als die Dichtung war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das musikalische Leben Deutschlands. Als die Dichtung noch ihre ersten Versuche stammelte und als die bildende Kunst, verrotteter als je, ausschließlich allen Ausschweifungen des französischen Rococostils fröhnte, hatte

die Musik bereits eine Ausbildung erreicht, welche für bestimmte Aufgaben das unbedingt Höchste leistete.

Eine eingehende Charakteristik der musikalischen Meister liegt nicht in unserem Bereich. Aber lehrreich ist es doch, den augenfälligen Parallelismus zu verfolgen, welcher auch in diesem Zeitalter zwischen dem Verlauf der Dichtung und dem Verlauf der Musik hervortritt.

Der Gegensatz des italienischen und des deutschen Stils besteht in voller Schärfe. Hasse ist der hervorragendste Träger des italienischen, Bach und Händel sind die hervorragendsten Träger des deutschen. Beide Richtungen stehen in demselben Verhältniß, wie in der Dichtung der französische Classicismus und die nach dichterischem Ausdruck ringende Volksthümlichkeit. Nur ist die Entwicklung der Musik reicher und durchgebildeter; begünstigter von der Stimmung der Zeit, bebaut und gepflegt von größeren Genien.

Noch immer behauptete Italien in ganz Europa seine unbestrittene musikalische Herrschaft. Viel Wust und Flitter und viel zopfiges und eitles Arienwesen; aber gar manche tiefe und schönheitsvolle musikalische Gedanken. Es ist die Zeit der großen neapolitanischen Schule unter Alessandro Scarlatti (1649—1725) und der venetianischen unter Antonio Lotti (1665—1740). An der Seite dieser großen Meister stehen Astorga, Alessandri, Aldovrandini, Badia, Baj, die beiden Bernabei, Biordi, Caldara, Calegari, Colonna, Francesco Conti, Corelli, Gasparini, Marcello, Perti, Pitoni Pistocchi, die beiden Polaroli, Porsile, Predieri, Steffani. Zugleich sind Dichter wie Silvio Stampiglia, Apostolo Zeno und vor Allem Metastasio einsichtig bemüht, den leeren Decorations- und Maschinenpomp der alten italienischen Oper zu verdrängen und der tieferen Einheit und Geschlossenheit musikalischer Dramatik zuzustreben. Kammermusik, Kunstgesang und Instrumentation wurden auf's trefflichste ausgebildet. Italienische Componisten, Sänger und Instrumentisten zogen in alle Lande und wurden mit schwerem Gold aufgewogen.

Waren schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auch die deutschen Höfe dieser unbegrenzten italienischen Uebermacht ver-

fallen, wie hätten sie sich jetzt von derselben erlösen können? Hauptsächlich gilt dies von Wien und Dresden. Unter Friedrich dem Großen schloß sich auch Berlin an. München, Stuttgart, Darmstadt und fast alle anderen größeren und kleineren Residenzen ahmten dieses Beispiel nach. Jeder deutsche Hof hatte seinen eigenen Oper-, Ballet- und Kirchencomponisten, der entweder ein geborener Italiener oder doch ein Schüler der italienischen Schule war.

Am regsten war das musikalische Leben in Dresden. August der Starke selbst war nicht ohne musikalische Bildung; ebenso hielt sich der Generalfeldmarschall Graf Flemming, seit 1712 Premierminister, seine eigene Kapelle. Unter August III. (Kurfürst Friedrich August II.) wurden diese glänzenden Anfänge ruhmvoll erweitert und fortgebildet. Mit den herbeigerufenen Italienern wetteiferten die Eingeborenen. Was damals in musikalischen Dingen in Dresden geleistet wurde, muß sehr bedeutend gewesen sein. Bald hatte sich Dresdens Ruf überallhin verbreitet. Von ganz Europa wanderten nach Dresden begeisterte Kunstjünger.

Hasse und seine Frau, die berühmte Sängerin Faustina, waren der Mittelpunkt dieses deutsch-italienischen Dresdener Musiklebens.

Johann Adolf Hasse, am 25. März 1699 zu Bergedorf bei Hamburg geboren, hatte 1718—1721 als Tenorist an der Hamburger Bühne gewirkt, war darauf aber nach Italien gegangen, wo er der Lieblingsschüler Scarlatti's wurde. Seit 1727 war er Kapellmeister in Venedig. Dort hatte er sich mit Faustina Bordoni verheirathet. Faustina hatte bereits eine glänzende Künstlerlaufbahn durchschritten. Durch wohlhabende Aeltern ausgezeichnet erzogen, von Benedetto Marcello und Francesco Gasparini in Gesang und Declamation ausgebildet, war sie in früher Jugend mit großem Beifall zuerst in Venedig, dann in Florenz aufgetreten. Im Jahr 1724 hatte sie in Wien, 1726 in London an der Oper Händel's gewirkt; 1728 war sie nach Venedig zurückgekehrt. Neben der gefeierten Cuzzoni war sie unbedingt die erste Sängerin der Zeit; von strahlender Schönheit, gleich groß in heroischen wie in zärtlichen Rollen. Für Hasse's Kunst wurde Faustina entscheidend. Durch sie

wurde seine Opernlust geweckt; und er hat nie eine Oper geschrieben, welche nicht genau auf die zwar nicht umfangreiche, aber starke und herrlich geschulte Stimme Faustina's berechnet war.

Schon im Sommer 1731 war Hasse's Oper „Cleofide" unter seiner persönlichen Leitung und unter der Mitwirkung Faustina's in Dresden mit verschwenderischem Aufwand und mit glänzendem Erfolg aufgeführt worden. Im Februar 1734 wurden Hasse und Faustina bleibend nach Dresden gezogen. Sie erhielten nach den urkundlichen Forschungen Fürstenau's (Bd. 2, S. 204) beide zusammen sechstausend Thaler jährlich und außerdem fünfhundert Thaler Reisegeld. Seitdem übten sie fast dreißig Jahre hindurch in Dresden eine unbegrenzte musikalische Alleingewalt. Beide waren herrschsüchtig und setzten alle Mittel und Ränke in Bewegung, sich Einfluß und Macht zu sichern; doch ist es, wie Fürstenau hervorhebt, sowohl der geschichtlichen Chronologie wie unumstößlichen Urkunden widersprechend, wenn Rochlitz und nach dessen Vorgang alle anderen Musikschriftsteller dabei von einem romanhaft ausgemalten Liebesverhältniß Faustina's zu August dem Starken fabeln.

Unausgesetzt schrieb Hasse für jeden Carneval eine Oper, oft sogar zwei; ebenso für alle die zahlreichen Hoffestlichkeiten; überdies für auswärtige Theater. Mit Ausnahme des Themistokles hat er sämmtliche Operntexte Metastasio's componirt. Dazu eine große Anzahl von Cantaten, Kammer- und Kirchenmusiken. Als ihn 1772 der englische Musikgeschichtsschreiber Burney um ein Verzeichniß seiner Werke ersuchte, war er außer Stand, es zu geben, weil er sie nicht mehr im Gedächtniß hatte. Solche Ueberfülle, nicht der Schöpfungskraft, sondern der Betriebsamkeit macht Einförmigkeit und schablonenhafte Wiederholung unvermeidlich; aber alle Kenner sind übereinstimmend, daß, wenn es den Hasse'schen Opern zwar an Kraft und Tiefe, an innerer Einheit und ächt dramatischem Leben fehlt, sie doch durch Reichthum und Lieblichkeit der Melodie, durch Klarheit und Festigkeit der Formen, durch meisterhafte Kenntniß und Behandlung der menschlichen Stimme mit vollstem Recht die allgemeinste Bewunderung und Anerkennung der Zeitgenossen ver-

dienten. Einige seiner Messen bewahren noch immer die alte Lebenskraft.

Es war Hasse gelungen, seine italienischen Vorbilder zu erreichen, oft sogar sie zu übertreffen. Daher sein epochemachender Einfluß, der bis auf die Anfänge Gluck's und Mozart's hinaufreicht. In gleicher Richtung wirkte Graun in Berlin; aber schwächer und mehr aus der zweiten Hand.

Hasse's geschichtliche Stellung hat trotz aller Verschiedenheit Etwas, was unwillkürlich an Gottsched erinnert. Treffend hat Riehl im ersten Band der Musikalischen Charakterköpfe (S. 126) diesen Vergleich ausgesprochen. Er sagt: „Hasse und Faustina führten die italienische Hofoper in Deutschland auf den Gipfel der Classicität, wenn dieses Wort nämlich in dem Sinn genommen wird, wie man Racine klassisch nennt. In der That hat auch der Einfluß, welchen die Hasse'sche Oper übte, vielerlei Aehnlichkeit mit den Einwirkungen der gleichzeitig auf die deutsche Schaubühne gebrachten französischen Tragödie. Hier wie dort mußte die zügellose deutsche Kunst von dem Ausland Maß, Regel und Etikette lernen, hier wie dort bekam sie einen tüchtigen Zopf mit in den Kauf. Aber Hasse, der uns die italienische Oper verdeutschte, war ein Künstler; Gottsched, der uns die französische Tragödie brachte, ein Pedant. Gottsched warb für seine Idee mit dem Fanatismus eines alten Predigermönchs, weil er überall Widerstand fand; Hasse wirkte ohne die mindeste Tendenz der Proselytenmacherei, weil man ihm überall mit offenen Armen entgegenkam." Auch, rein menschlich, ist der Vortheil durchaus auf Seiten des Musikers. Wie starrköpfig und verbissen war Gottsched, als er sich überlebt sah! Auch Hasse wurde von Gluck verdrängt; aber einsichtig und neidlos, sanft und gutmüthig war er nach wie vor stets bereit, den Jüngeren die Wege zu bahnen. In Wien, wohin er sich im Alter zurückgezogen hatte, wurde er daher „der Musikvater" genannt. Er war der Erste, der angesichts des jungen Mozart bewundernd ausrief: „Dieser Jüngling wird uns Alle vergessen machen."

Seine Stellung in Dresden hatte er 1763 nach dem Tode

August's III. verloren. Er lebte darauf in Wien, zuletzt in Venedig, wo er am 23. December 1783 starb. Faustina ist wahrscheinlich im selben Jahre ihrem Gatten nur um Weniges vorausgegangen. Sie war noch als Matrone schön und von der gewinnendsten Liebenswürdigkeit; doch hatte sie nach dem Bericht Burney's, welcher sie 1772 in Wien kennen lernte, im Alter ihre Stimme völlig verloren.

In eine durchaus andere Welt treten wir, wenn wir uns von Hasse zu Sebastian Bach wenden.

Sebastian Bach ist ureigen deutsch. Der Grundton aller seiner bedeutendsten Schöpfungen ist die ernste Pracht und Erhabenheit des alten protestantischen Kirchenstils.

Es überkömmt uns der Hauch des ehrsamen zünftigen deutschen Bürgerthums, wenn wir den Stammbaum des trefflichen Meisters betrachten. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts war Veit Bach, ein Bäckermeister, glaubensbedrängt aus Presburg, wohin einst seine Vorfahren aus Thüringen eingewandert waren, nach Wechmar bei Gotha übergesiedelt. Die Musik war ihm seine liebste Gefährtin gewesen; und ebenso waren seine Söhne, Hanns Bach, ein Bäcker, und Johann Bach, ein Teppichmacher, tüchtige und eifrige Musiker. Hanns Bach hinterließ bei seinem im Jahr 1626 erfolgten Tod drei Söhne, Johann, Christoph und Heinrich; alle drei wurden Musiker. Sie zeichneten sich schon früh dergestalt aus, daß der regierende Graf von Schwarzburg-Arnstadt sie zu weiterer Ausbildung nach Italien sandte. Seitdem waren die Bach's eine zahlreiche und vielverzweigte Organistenfamilie. Fast alle Organisten- und Stadtcantorenstellen Thüringens waren mit ihnen besetzt. Alljährlich pflegten sämmtliche Familienglieder in Erfurt, Eisenach oder Arnstadt zusammenzukommen und einen musikalischen Familientag zu halten, der mit einem feierlichen Choral begann und nicht selten mit den ausgelassensten musikalischen Scherzen endete.

Johann Sebastian Bach war am 21. März 1685 zu Eisenach geboren; sein Vater, Johann Ambrosius Bach, war dort Hof- und Stadtmusikus. Als zehnjähriger Knabe war er nach dem Tod seines

Vaters in das Haus seines Oheims, des Organisten in Ohrdruff, gekommen; leidenschaftliche Liebe zur Musik erfüllte von Jugend auf seine Seele. Bald sehen wir ihn nach kurzen Studienreisen, auf welchen er Lüneburg, Hamburg und Lübeck besuchte, 1707 als Cantor in Mühlhausen. Dann wurde er Hofmusikus in Weimar, später Kapellmeister in Köthen und zuletzt, im Jahr 1723, Musikdirector und Cantor an der Thomasschule in Leipzig. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tod. Er starb am 28. Juli 1750, im Alter von sechsundsechszig Jahren.

Herkunft, Bildungsgang und Amt hatten Bach auf Kirche und Schule gewiesen. Sein schaffenskräftiger Genius fühlte sich durch diese Enge nicht beschränkt; er fand in ihr seine eigenste Heimath. Sebastian Bach kannte sowohl die französische wie die italienische Musik; namentlich gehörte der Venezianer Caldara zu seinen Lieblingen. Die Nähe Dresdens brachte die mannichfachsten Beziehungen zu Hasse; beide Künstler lebten in herzlichster gegenseitiger Anerkennung. Aber genährt von dem Geist der deutschen Vorzeit, erfüllt von der Tiefe schlicht evangelischer Frömmigkeit und Glaubenseinfalt, ist Bach durch diese fremden Einwirkungen nie einen Augenblick irregeworden in der Ursprünglichkeit und Sicherheit seines eigenen Wesens. Wenn Bach, wie Forkel in seinem verdienstlichen Buch über Bach erzählt, zuweilen vor seinen Ausflügen nach Dresden zu seinem Sohn Friedemann scherzend sagte: „Friedemann, wollen wir nicht die schönen Dresdener Liederchen einmal wieder hören?“ so liegt in diesem Scherz ein liebenswürdiges Gemisch von selbstbewußtem Stolz und milder Gutherzigkeit, welches seine Stellung zur deutsch-italienischen Schule treffend bezeichnet.

An der Orgel hatte sich Bach gebildet; die Orgel bestimmte seine ganze Kunstweise. Zu Gottes Ehre allein dachte er seine gewaltigen Töne; daher das Reine, tief Innige, und zugleich das andächtig Feierliche, Markige und Feste.

Bach's Phantasie war ebenso unerschöpflich als gewaltig. Der reiche Schatz seiner Schöpfungen ist auch jetzt nach mehr als hundert Jahren bei weitem noch nicht gehoben; aber bei jedem bisher un-

bekannten, neu auflebenden Werk wächst und steigert sich auch das Erstaunen über die Größe der Conception, der Gesinnung und des Stils, über die Hoheit, Macht, Frische, Innigkeit und Frömmigkeit der Gedanken, über die weder vor ihm noch nach ihm erreichte, geschweige gar übertroffene Beherrschung aller Kunstformen, über die unnachahmlich kunstvolle und doch immer nur den höchsten Zwecken dienende Polyphonie auf's neue.

Die Anerkennung von Bach's hoher Stellung in der Kunst war auch bei seinen Zeitgenossen allgemein und unbezweifelt; und doch kannten diese nur den geringsten Theil seines Schaffens. Nur seine Orgel- und Claviercompositionen waren damals durch den Druck schon weiter verbreitet. Die unzähligen Cantaten, Motetten und Passionsmusiken schrieb Bach für die Leipziger Kirchen, wo sie nur mit den bescheidenen Gesangskräften seiner Thomasschule und den damals gewiß nicht hervorragenden Leipziger Instrumentalisten, und zwar nur, so lange er lebte, aufgeführt wurden. Erst dem dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts war es vorbehalten, den unsterblichen Riesengeist in sein volles Recht einzusetzen. Seitdem aber hat die Erkenntniß dessen, was er gethan, in einer in der Musikgeschichte unerhörten Weise zugenommen. Es giebt jetzt keinen ächten und ernsten Musiker mehr, der nicht Sebastian Bach für das vielleicht größte musikalische Genie aller Zeiten hielte.

Und zu ähnlicher Größe hatte sich Georg Friedrich Händel emporgearbeitet. Fast gleichaltrig mit Bach, hatte er seine Kinderjahre in Halle verbracht, und war dann 1703 nach Hamburg gekommen, wo er in dem Orchester der von Keiser geleiteten Oper eine Stellung fand und sich zugleich der Opernkomposition eifrig hingab.

Indeß obgleich Händel einen großen Theil der Kraft seines Jugend- und Mannesalters der Oper gewidmet hat, ist seine Thätigkeit doch für die Fortbildung dieses Kunstzweiges ohne Einfluß geblieben.

In England, wo er seine späteren Jahre verlebte und zunächst noch für die Entwicklung der italienischen Oper thätig war,

führte ihn der puritanische Geist bald ausschließlich auf das Kirchliche. So schuf er sich die künstlerische Form des Oratoriums, in welcher er unerreicht ist.

Im Jahr 1720 schrieb er das Oratorium „Esther“, das erst 1732, dann aber mit größtem Erfolg aufgeführt wurde. Immer mehr ward der geniale Geist vom Großartigen ergriffen; und nun folgen in rascher und bewunderungswürdiger Folge Deborah, Athalia, Alexanderfest, Saul, Israel in Aegypten, Allegro und Penseroso, und vor Allem die über alles Lob erhabenen Werke: Messias und Samson. Und selbst im Greisenalter war die gediegene Kraft des Meisters nicht erschöpft. Semele, Joseph und seine Brüder, Belsazar, Herkules, Occasionel, der gewaltige Judas Maccabäus, Josua, Alexander Balus, Salomon, Susanna, Theodora, Wahl des Herkules und zuletzt das Oratorium Jephtha, sind mit einer Frische und Lebendigkeit gesetzt, als ob dem begeisterten Greise noch einmal die volle Kraft des Jünglings und Mannes zu Theil geworden wäre. Immer neu ist die Kraft seiner Erfindung, mochte diese sich in ernsten oder scherzhaften, fröhlichen oder feierlichen, leichten oder erhabenen und großen Motiven bewegen. Schön sagt Thibaut in seinem trefflichen Buch über „Reinheit der Tonkunst“: „Wenn ich sein Hallelujah im Messias, sein „„Das Roß und der Reiter““ im Israel in Aegypten, oder die edleren Stücke seines Dettinger Te Deum höre, so wirkt die Majestät und feste Größe nicht blos auf mein Ohr und auf meine Seele; ich sehe die Herrlichkeit, welche gefeiert wird, und bin profan genug, ihr Bild auf den Tonsetzer auszudehnen.“

Händel war äußerlich mehr begünstigt als Bach. Er lebte, als er diese großen Oratoriencompositionen schrieb, in London, umgeben von den größten Sängern und Virtuosen des Zeitalters, über deren Talent er verfügte, getragen von der Gunst der Großen, beglückt von der Theilnahme und dem Beifall der zahlreichen Bevölkerung, welcher er seine Werke vorführte. Er schrieb nicht blos groß, sondern auch glänzend. Er wurde daher viel früher als Bach gekannt und anerkannt, und zu allen Zeiten wird er als einer der Größten be-

wundert werden. Seine Thatkraft und Rüstigkeit verließen ihn nicht bis an sein Ende, obgleich er in den letzten Lebensjahren erblindet war, und noch acht Tage vor seinem Tode leitete er, am 6. April 1759, die Aufführung eines seiner Werke.

Die zunehmende Erkenntniß Bach's erhebt es freilich über allen Zweifel, daß Händel an Reinheit und Strenge des Stils von Bach weit übertroffen wird. Aber auch wenn der jetzt noch vielfach aufgeworfene Streit, wer von Beiden der Größere sei, zum Vortheil Sebastian Bach's entschieden ist, haben wir uns der herrlichen Thatsache zu freuen, daß selbst in diesen trüben Tagen, in welchen Deutschland hinter den anderen gebildeten Völkern in Sachen der Dichtung und bildenden Künste noch so traurig zurückstand, es zwei deutsche Männer waren, deren Leistungen Alles überragten, was die Kunst irgend eines Landes im achtzehnten Jahrhundert hervorgebracht hat.

Wie solche Meister in einer sonst so trockenen und kunstarmen Zeit erstehen, wie sie, ohne jedwedes Vorbild grade für ihre Richtung, zu einer solchen Höhe unbedingtester Vollendung sich emporschwingen konnten, wäre ein unbegreifliches Wunder der Kunstgeschichte, wenn nicht die Musik den unendlichen Vortheil gehabt hätte, lebendige Volkssache geblieben zu sein, auch nachdem Dichtung und bildende Kunst von dieser naturwüchsigen Triebkraft längst losgelöst waren. Als Gellert und Rabener nach jahrhundertlangem Verstummen der volksthümlichen heimischen Weise erst mühsam und künstlich wieder nach Klängen suchen mußten, welche dem deutschen Volksgemüth verwandt und traulich entgegenklangen, fußten Bach und Händel auf fester heimischer Ueberlieferung, welche sie fortbildeten und mit der Zauberkraft ihres urmächtigen Genius beseelten und klärten. Aus dieser deutschen Grundwesenheit erklärt sich das Romantische, das besonders in Bach an die Pracht, Erhabenheit, Mystik und kunstvolle Verflechtung der alten gothischen Dome gemahnt.

Bach und Händel waren das glänzendste Zeugniß, daß trotz aller Störung und Unterdrückung im tiefsten Grund die deutsche

Volkskraft noch ungebrochen sei, und daß es nur der Gunst von Wind und Wetter bedürfe, um die werdelustigen Keime auch auf anderen Gebieten zu fröhlichem Aufblühen zu bringen.

---

3. Die bildende Kunst, insbesondere das Dresdener Kunstleben.

Georg Bähr. Thiele. Dietrich.

Die bedauerliche Uebermacht des verwilderten Barockstils, welche sich bereits auf der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunders vorbereitet hatte, war jetzt vollendete Thatsache.

Kunst und Künstler waren nur noch eine Treibhauspflanze der Höfe, ein Luxusartikel der Reichen und Vornehmen. Tonangebend waren überall nur die Franzosen und die Italiener. Wo ein heimisches Talent auftauchte, stand es, mit höchst vereinzelter Ausnahme, bei noch immer rühmenswerther technischer Geschicklichkeit, in Auffassung und Behandlung unter dem Fluch rein äußerlicher Nachahmung.

Zur unverbrüchlichsten Etikette eines stattlichen Hofhalts gehörte es, eine Kunstakademie zu haben. Die Vorsteher waren Franzosen; in Dresden Silvestre und Hütin, in Berlin J. N. Lesüeur und Pesne.

Auch das Kunsthandwerk hatte jetzt ein ganz ausschließlich französisches Gepräge. In Möbeln, Tapeten, Porzellan- und Glassachen, in den Werkstätten der Juweliere und Goldschmiede haben wir uns auch heut noch nicht von der damals eindringenden Weise des Rococo erlöst.

Sprechen wir von den deutschen Kunstzuständen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, so wendet sich unser Blick vorzugsweise nach Dresden.

Dresden behauptete in Kunst- und Prachtliebe damals den unbestrittensten Vorrang. Die politische Geschichte hat gar manchen

trüben Schatten aus der Regierungsgeschichte August's des Starken und August's III. hervorzuheben; der Kunstgeschichte wird das schönere Loos zu Theil, der mit Anspielung auf den Namen August bei den Zeitgenossen beliebten Bezeichnung eines neuen Augusteischen Zeitalters eine gewisse Wahrheit und Berechtigung zuerkennen zu können.

Im Jahr 1711 war der Zwinger im üppigsten Rococostil erbaut worden. Was unter August dem Starken begonnen war, würde unter August III. glänzend fortgesetzt. Wie die italienische Musik, so hatte auch die italienische und französische Baukunst, Plastik und Malerei hier ihre thätigste und erfolgreichste Pflege.

Es ist eines der anmuthigsten und zugleich stolzesten deutschen Städtebilder, wenn wir auf der schönen Dresdener Elbbrücke stehen und die hochragende kühngeschwungene Kuppel der Frauenkirche und die keck anmuthigen, leicht- und feingegliederten Massen der katholischen Hofkirche vor uns schauen! Beide Bauten stammen aus jener denkwürdigen Zeit, in welcher Dresden nach dem Ruhm strebte, das deutsche Versailles und zugleich das deutsche Florenz zu sein.

Georg Bähr (1666 — 1738), der Erbauer der Frauenkirche, Rathszimmermeister zu Dresden, ist der einzige deutsche Baumeister des achtzehnten Jahrhunderts, welcher mit Ehren neben dem großen Andreas Schlüter genannt werden kann. Er steht mit Schlüter innerhalb desselben Formprincips. Als rings um ihn, auch im Kirchenstil, entweder der verwildertste Barockstil oder die kahlste Nüchternheit herrschte, war er es allein, welcher in die gute italienische Renaissance zurückgriff und nach dem Muster der Peterskirche einen Bau errichtete, welcher zwar, besonders in den Details, ebenfalls an mancher bedauerlichen Ueberladung und Verschnörkelung des modischen Zeitgeschmacks leidet, aber in seiner Haltung und Gliederung so durchaus organisch aus sich herausgewachsen und in seinen Massen und Maßen so kraftvoll und würdevoll ist, daß kein zweiter deutscher Kirchenbau des gesammten Jahrhunderts an Mächtigkeit des Eindrucks auch nur entfernt ihm gleichkommt. Der Bau wurde am 26. August 1726 begonnen, am 27. Mai 1743 vollendet. Gleich

Schlüter war der Künstler ein Märtyrer seines Werks geworden. Von den fremden Kunstgenossen, welche in Dresden die Oberhand hatten, von de Bodt, Leplat, Longuelüne, Chiaveri, wurde die Tragfähigkeit der Kuppel bezweifelt; eine Commission erließ den später freilich wieder zurückgenommenen Befehl, die bereits begonnene Kuppel abzutragen. Am 16. März 1738 fiel Bähr vom Gerüst; man meinte, er habe sich gewaltsam herabgestürzt.

Die katholische Kirche dagegen, unmittelbar auf Kosten und Befehl des Königs August III. errichtet, ist, dem nahen Zwinger verwandt, eines der glänzendsten Werke des üppigen italienischen Kirchenstils des siebzehnten Jahrhunderts. Der Grundstein wurde am 28. Juli 1739 gelegt; 1751 war der Bau ausgeführt. Nur Italiener waren dabei beschäftigt. Den Plan hatte der italienische Baumeister Gaetano Chiaveri entworfen, die Ausführung wurde vom Bauführer Sebastiani geleitet; die Statuen wurden vom Maler Torelli größtentheils nach bekannten italienischen Vorbildern der Bernini'schen Schule gezeichnet und vom italienischen Bildhauer Mattielli gemeißelt. Wer kann diesen heiteren, kecken, lustig durchbrochenen, aufstrebenden Massen in ihrer Art die genialste Meisterschaft absprechen? Welche bewunderungswürdige Feinheit der Verhältnisse, welche bannende Frische und Fülle der Einzelformen und des harmonischen Gesammteindrucks! Die baulichen Details sind barock und überladen, aber in ihrer munteren Bewegtheit von höchst malerischer Wirkung; die Statuen sind in der sentimentalen Ekstase des Ausdrucks, in der Gewaltsamkeit der Stellungen und Bewegungen, in dem unruhigen Flattern der Gewänder, zum großen Theil von ausschweifender Stilwidrigkeit, aber sie sind mit schöpferischer Phantasie und tüchtigem Wissen gemacht, sie silhuettiren sich gut und tragen wesentlich dazu bei, das barocke, aber geniale Werk in seiner überraschenden Wirkung zu steigern. Man kann sogar ketzerisch genug sein, im Ernst zu behaupten, daß maßvollere Formenstrenge zu der architektonischen Umgebung, zu der heiteren Brücke und den lachenden Elbufern weit weniger malerisch stimmen würde. Aber rein künstlerisch betrachtet, war auf diesem Wege dennoch kein

Heil zu finden. Weder der Außenbau noch der Innenbau ist kirchlich. Es ist die kokette Grazie des zum Rococo neigenden Barockstils.

Plastik und Malerei standen unter denselben Einflüssen und Bedingungen.

Zeugen sind die Decorationsstatuen im Großen Garten und im Marcolinischen Palais, Zeuge ist vor Allem die colossale Reiterstatue August's des Starken von Moritz Kändler am Eingang der Neustadt. Mattielli, Antonio Conradini, Coudrai, Dubuit und Balthasar Permoser huldigen alle demselben lebensvollen, aber stillosen und ausschweifenden Wesen; durch Stempelschneider wie Großkurt, Wermuth und Höckner schleicht es sich in Münzen und Wappen.

Höroldt und Kändler schaffen den reizend koketten Stil der Meißner Porzellanfabrik, der, weil er der schmiegsamen, allen einfachen Formen widerstrebenden Masse so völlig entgegenkommt, bis auf den heutigen Tag seine Geltung und allgemeine Beliebtheit bewahrt hat. Eine überladene, aber zierliche, vornehm üppige, oft sogar heiter humoristische Rococowelt; der in die Plastik übersetzte Stil Watteaus.

Was sich als Historienmalerei gab, stammte aus der manierirten Schule Carlo Maratta's. In dieser Richtung malte die Plafonds der Zwingersäle der fingerfertige Antonio Pellegrini, welchen schon die Zeitgenossen „einen glücklichen Kunstwindbeutel" nannten und in dieser Richtung malten auch Rotari und Stephan Torelli ihre Altarblätter und Wandbilder. Schüler Le Brun's und Maratta's war auch Louis Silvestre, der, technisch geschickt, in Auffassung und Behandlung doch nirgends über prunkhafte Theatermanier und über das höfisch hohle Ceremonienbild hinauskommt.

Diese Schule war glücklich in ihren lebendigen, vornehmen, zierlichen, freilich physiognomisch sehr wenig durchgebildeten, oft süßlichen und lüsternen Pastellportraits; sie wurde kleinlich und läppisch, sobald sie an tiefere Gedankenzusammenhänge anzustreifen versuchte. Eine berühmte Dresdener Künstlerin jener Zeit, Anna

Maria Hayd, nach dem Namen ihres Mannes Joseph Werner gewöhnlich „die Wernerin“ genannt, zeigt in dem Titelkupfer, welchen sie zu den von J. U. König 1727 herausgegebenen Canitz'schen Gedichten entwarf, das modische Allegorienwesen in seiner tiefsten Entartung. Die von König gegebene Erklärung jenes Blattes lautet wörtlich: „Den Mittelpunkt bildet die Canitz'sche Poesie in der Gestalt eines jungen Frauenzimmers, wodurch auf die Lieblichkeit der Verse gezielt wird, auf dem Kopf hat sie den ihr gewidmeten Lorbeerkranz und zu ihren Füßen einige Bücher nebst der Apollonsleier. Ihr Kleid ist ein mit Sternen besäumtes Gewand bei entblößter voller Brust, da man durch jenes die Höhe und den himmlischen Einfluß, durch dieses aber den Einfluß der Gedanken anzudeuten pfleget. Ueber ihr ein Genius mit einem Fuchspelz und mit einer Fuchspelzmütze auf dem Kopf, weil auf diese Weise der Herr von Canitz gemeiniglich seine Verse zu verfertigen gewohnt war. Dabei hält er eine Tabackspfeife in der Hand, sowohl wegen seiner Gewohnheit bei dem Versemachen insgemein zu schmauchen, als auch wegen des von ihm verfertigten Tabacklobes. Vor der Canitz'schen Poesie knieen die drei Grazien; um abzubilden, die von ihm so glücklich vereinigte Schönheit, ungeschminkte Anmuth und natürliche Reizung in seinen Gedichten, die ihm die mittlere Grazie selbst in die Feder zu sagen scheint. Zur Seite auf der Erde lieget das Laster in Gestalt des in der ersten Canitz'schen Satire beschriebenen Geizhalses Harpagon; dann folgen der Genius der ehelichen Liebe, der Genius des Landlebens, der Genius der geistlichen Gedichte, der Genius des Briefwechsels. Auf dem Gesimse des Kamins die Brustbilder von Horatius, Boileau und Juvenal; an der Wand die zwei mit Bändern aufgehängten Bildnisse des ersten römischen und des ersten deutschen Kaisers. Ueber dem Kamin sieht man in einer Schilderei eine fahrende Kutsche und in der Weite eine Kirchthurmspitze, welches auf die Satire deutet, in welcher Herr von Canitz seinem Kutscher befiehlt, ihn aus dem unruhigen Hof- und Stadtleben nach seinem lustigen Landgut Blumenberg zu fahren.“ Solch albernes Haarbeutelthum ist auch noch die Weisheit Oeser's.

In der Landschaftsmalerei herrscht einzig die Vedute. Leonardo Belotto, genannt Canaletto, welcher in den Jahren 1747—1758 für den Grafen Brühl die schönsten Ansichten von Dresden und Pirna malte, war ein höchst talentvoller Schüler seines großen Oheims, des Venetianers Canale, ihm in malerischem Blick, in sorgfältiger Durchführung und feinem Sinn für Farbe auf's glücklichste nachstrebend. Sein deutscher Kunstgenosse, Johann Alexander Thiele (1685—1752), welcher für die gleichen Aufgaben verwendet wurde, sucht sich sein Ziel höher zu stellen, indem er offenbar dem großen Muster Claude Lorrain's nacheifert; doch in der Ausführung ist er kahl und nüchtern, in den Formen ohne Naturstudien, in der Farbe ohne Wahrheit.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung war Christian Wilhelm Ernst Dietrich, 1712 zu Weimar geboren, in Dresden unter Thiele gebildet, und mit Ausnahme eines mehrjährigen Aufenthalts in Weimar und einer Studienreise, welche er 1743 nach Italien machte, bis zu seinem Tod, am 24. April 1774, fast immer in Dresden lebend. Er steht vereinzelt durch seine überraschende Abwendung von den italienischen und französischen Manieristen. Seine natürliche Begabung hatte ihn auf einen frischzugreifenden natursinnigen Genre- und Landschaftsmaler angelegt; weil aber jener Zeit alle Selbständigkeit und Ursprünglichkeit fehlte, nahm er seine Motive erst aus zweiter Hand und verlor sich, bei ebenso behender als sicherer Geschicklichkeit der Zeichnung und Pinselführung, in eine völlig individualitätslose Nachäffung der verschiedenartigsten fremden Reminiscenzen, besonders Rembrand's, Ruisdael's, Wouvermann's, Berchem's, Tenier's, Ostade's, Watteau's und selbst Correggio's. Die Dresdener Galerie bietet vollauf Gelegenheit, den Künstler in allen diesen mannichfachen Tonarten zu verfolgen; und doch kennt man ihn nur unzureichend, wenn man nicht seine zahlreichen landschaftlichen und genrebildlichen Radierungen zugleich in Betracht zieht. Theatralische Leere kann bei so vielgestaltigem Anempfinden nicht ausbleiben. Auch Dietrich war einer der allerärgsten Manieristen; wenn auch nicht Manierist im Sinn der herrschenden Schule.

Durch ganz Deutschland gehen dieselben Richtungen. Fast überall werden fürstliche Lustschlösser mit weitläufigen Gartenanlagen im französischen Rococostil erbaut. Plastische und malerische Ausschmückung sind dieser Grundlage entsprechend.

Es schien, als sei der Zustand der deutschen Kunst ein völlig hoffnungsloser.

Gleichwohl kam eine Läuterung, wenn auch zunächst nur eine ausschließlich formale. Die Zeit war unvermögend, eine neue lebenskräftige Kunst aus sich selbst hervorzubringen; aber die Möglichkeit war gegeben, durch das Anschauen ächter Kunstschönheit in den großen Musterwerken der Vergangenheit die Einsicht in die Unnatur und Verderbniß der herrschenden Geschmacksideen zu gewinnen.

Und wieder wendet sich unser Blick nach Dresden. Es ist vornehmlich das unsterbliche Verdienst der großen Dresdener Kunstsammlungen, in Deutschland diese glückliche Wendung herbeigeführt zu haben.

In ewig ruhmwürdiger hochherziger Gesinnung hatten August der Starke und August III. diese reichen Kunstsammlungen gegründet. In das Jahr 1728 fällt der Ankauf der Chigi'schen und Albani'schen Antikensammlung in Rom, welche den Grundstock der Dresdener Antikensammlung bilden; 1734 wurde dieselbe durch den Ankauf der herrlichen Herkulanischen Frauenstatuen aus dem Nachlaß des Prinzen Eugen sehr erfreulich vermehrt. Mit unermüdlichem Eifer, mit bewunderungswürdiger Sachkenntniß und stetsbereiter Opferfreudigkeit wird, von 1722 an, durch die Vereinigung der bereits im fürstlichen Besitz befindlichen, bis dahin aber in den verschiedenen Schlössern zerstreuten „Schildereien“ und besonders durch die reichen und höchst großartigen neuen Erwerbungen in Italien, Deutschland und den Niederlanden, die Gemäldegalerie errichtet, welche zwar dadurch die Zeit ihres Ursprungs verräth, daß sie verhältnißmäßig nur wenige Bilder aus den älteren italienischen und deutschen Schulen enthält, an Fülle und Vielseitigkeit der Meisterwerke des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts aber ganz unbestritten bis auf den heutigen Tag eine der ersten Gemäldegalerien

der Welt ist. Gleichzeitig wird das reichhaltige Kupferstichkabinet gesammelt und der allgemeinen Benützung zugänglich gemacht. Noch niemals waren diesseits der Alpen solche Schätze gesehen worden. Es war eine völlig neue Welt, welche sich der deutschen Bildung durch diese gewaltigen Anschauungen und Anregungen aufthat.

Wir belauschen den Jubelruf des ersten mächtigen Eindrucks, welchen diese Kunstschätze hervorbrachten, wenn wir in der Erstlingsschrift Winckelmann's, im Eingang der 1756 zu Dresden geschriebenen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", die begeisterten Worte lesen: „Der Geschmack war ohne Zweifel ganz und gar fremd unter einem nordischen Himmel zu der Zeit, da die beiden Künste, deren große Lehrer die Griechen sind, wenig Verehrer fanden; zu der Zeit, da die verehrungswürdigsten Stücke des Correggio im königlichen Stall zu Stockholm vor die Fenster, zur Bedeckung derselben, gehängt waren. Und man muß gestehen, daß die Regierung des großen August's der eigentliche glückliche Zeitpunkt ist, in welchem die Künste als eine fremde Colonie in Sachsen eingeführt wurden. Unter seinem Nachfolger, dem deutschen Titus, sind dieselben diesem Lande eigen geworden, und durch sie wird der gute Geschmack allgemein. Es ist ein ewiges Denkmal der Größe dieses Monarchen, daß zu Bildung des guten Geschmacks die größten Schätze aus Italien, und was sonst Vollkommenes in der Malerei in anderen Ländern hervorgebracht worden, vor den Augen aller Welt aufgestellet sind. Sein Eifer, die Künste zu verewigen, hat endlich nicht geruht, bis wahrhaft untrügliche Werke griechischer Meister, und zwar vom ersten Range, den Künstlern zur Nachahmung sind gegeben worden. Die reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet; glücklich ist, wer sie findet und schmecket. Diese Quellen suchen, heißt nach Athen reisen; und Dresden wird nunmehro Athen für Künstler."

Bereits nach einem Jahrzehnt sehen wir aus diesen Anregungen die epochemachende wissenschaftliche That Johann Joachim Winckelmann's herauswachsen. Und neben und mit Winckelmann ersteht zu Dresden sein künstlerischer Freund Raffael Mengs, dessen

Malerei entschieden das erste Aufdämmern einer reineren Stilrichtung war, so wenig sie auch selbst noch über phantasielosen kalten Eklekticismus hinauskommt.

Das Urewige ächter Kunstidealität trat wieder in seine unverjährbaren Rechte. Der verwilderte Formensinn mäßigte und läuterte sich. Die Antike und die Hochrenaissance des sechzehnten Jahrhunderts wurden fortan wieder die leitenden Vorbilder.

Herder hat diesen Ruhm Dresdens in der Adrastea durch ein Epigramm gefeiert. Es lautet:

„Blühe, deutsches Florenz, mit Deinen Schätzen der Kunstwelt!
Stille gesichert sei, Dresden-Olympia, uns.
Phidias-Winckelmann erwacht' an Deinen Gebilden,
Und an Deinem Altar sprossete Raffael Mengs."

Druckfehler-Berichtigung.

Auf Seite 87, Zeile 15 von oben muß es Alberti statt Aberti heißen.

„ „ 7, „ 6 „ unten „ „ [illegible] „ [illegible] „.
„ „ 26, „ 12 „ „ „ „ [illegible] statt [illegible]
„ „ 37, „ 12 „ „ „ „ [illegible] statt [illegible] heißen
„ 186, „ 14 „ „ „ „ müßig statt mäßig „ „
„ „ 8 „ 20.24 „ oben „ „ Regler „ Reggler „ „
„ „ 85 „ 9 „ unten „ 1655 „ 1665 „ „

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts

Bd.: 3,1

1893